Indisches

und zwar

Religion, Tempel und Feste

der

Hindu

nebst all Dem, was damit zusammenhängt, als:

Charakter, Sitten und Gebräuche der Hindu,
Schul-, Zeitungs-, Kasten- und Missionswesen, Wittwenverbrennung,
Feuerbestattung, Stellung des Weibes im sozialen Leben,
Volksschriften und Volkstheater, Arzneikunst, Tierspitäler usw.

Nach in Indien selbst genommenem Augenschein
und vielfach gemachten Erfahrungen dortselbst geschildert
von

Leopold Kist.

Innsbruck.
Druck und Verlag der Vereins-Buchdruckerei.
1890.

Vorwort.

Als ich von der Reise nach Ägypten, Indien und Palästina zurückgekehrt war, beabsichtigte ich, eine ausführliche Beschreibung dieser höchst interressanten Tour zu verfassen und herauszugeben. Dazu ermutigte mich teils die wohlwollende Aufnahme der Beschreibung meiner Reise nach Dänemark und Schweden, anno 1867, und jener nach Amerika, anno 1868, von Seite des Publikums, teils die günstige Rezension der genannten Reisebeschreibungen von Seite fachkundiger Kritiker. Ich hatte, behufs dessen, auf der weiten Reise ein genaues Tagebuch geführt und eine Menge Notizen gesammelt. Als ich mich aber an die Arbeit begab, machte ich die traurige Wahrnehmung, daß der Sonnenstich, von dem ich in Indien befallen worden war, meine Gehirnnerven derart angegriffen hatte, daß jede geistige Anstrengung heftige Kongestionen und Kopfschmerzen hervorrief, die mir jede literarische Tätigkeit verwehrten. Ich verschob also die Reisebeschreibung auf spätere Zeit, indem ich zuversichtlich hoffte, meine kräftige und abgehärtete Konstitution werde in dem sehr temperierten Klima meiner damaligen Pfarrei, Stetten am kalten Markt, die über-

reizten und geschwächten Gehirnnerven in den normalen statum quo ante zurückversezen, und würde, sofern medizinisches Eingreifen unvermeidlich wäre, eine gründliche ärztliche Behandlung, nebst Schonung und Ruhe, mich in Bälde von meinem Kopfleiden befreien, worauf ich mit erneuertem Eifer die Feder wieder ergreifen wollte. Doch der Mensch denkt, und Gott lenkt! Der schnee- und froſtreiche Winter sowie die Sommerfrische des Heuberges waren nicht im stand, mein zerrüttetes Nervensystem in Ordnung zu bringen, und musste ich mich daher entschließen, zur Arzneikunst meine Zuflucht zu nehmen. Allein auch Äskulap ließ mich im Stich, und seine lateinische Küche fabrizierte für mich vergebens Pillen, Pulver und Dekokte. Nachdem ich zur Wiederherstellung meiner Gesundheit alle möglichen Kuren der allopathischen und homöopathischen Schule durchgemacht, alle mir vorgeschriebenen diätetischen Verhaltungsmaßregeln mit peinlicher Genauigkeit beobachtet, Fluß- und Seebäder gebraucht, mindestens 40 Klafter Holz gesägt und gespalten, monatelang die anstrengendsten Berg- und Fußtouren unternommen, einige Hektoliter Schweiß vergossen und mich, während einer unfreiwilligen elfjährigen Muße, aller, die Kopfnerven stark in Anspruch nehmenden geistigen Tätigkeit enthalten hatte; machte ich anno 1883 einen schüchternen Versuch, die, anno 1872, unterbrochene Reisebeschreibung fortzusezen. Allein ich mußte mich bald überzeugen, daß diese schwierige Arbeit an meine, noch immer angegriffenen Kopfnerven eine, ihre Leistungsfähigkeit übersteigende und darum unlösbare Aufgabe stellten. Kongestionen nach dem Gehirn, anhaltendes Kopfweh und lästiges Ohrenbrausen nötigten mich, die erwähnte Reisebeschreibung, die mit Ach und Krach bis zur „Landung in Alexandrien“ gediehen war, definitiv aufzugeben. Ich hatte bei dem fehlgeschlagenen Versuch, die begonnene Reisebeschreibung fortzusezen, überdies die unlieb-

same Entdeckung gemacht, daß sich die Folgen des erlittenen Sonnenstiches auch in der Weise äußerten, daß ich mich bei denjenigen Erlebnissen und Abenteuern, die ich meinem Tagbuch nicht ausführlich einverleibt, sondern hauptsächlich meinem früher sehr treuen Gedächtnis anvertraut hatte, an wesentliche Punkte nicht mehr erinnern konnte. Zudem hätten sich viele Angaben einer Reisebeschreibung, die erst elf Jahre nach meiner Rückkehr veröffentlicht worden wären, als veraltet erwiesen, und würde deswegen dem Buche der Reiz der Neuheit, die Frische und das Inkarnat gefehlt haben, es wäre als ein Anachronismus erschienen, der sich entweder ein spöttisches oder mitleidiges Lächeln des Lesers hätte gefallen lassen müssen. Also „Schwamm d'rüber!"

Ich hatte in Indien aber auch solche Gegenstände, Verhältnisse und Zustände kennen gelernt und solche Erfahrungen gemacht, die den Reiz der Neuheit nie verlieren, die nicht veralten und mit den Jahren erblassen, die stets ein hohes Interesse in Anspruch zu nehmen berechtiget sind, und deren Mitteilung daher auch noch jezt unbedenklich erfolgen kann. Solche Gegenstände, Verhältnisse und Zustände, an die sich von meiner Seite reiche Erfahrungen knüpfen, sind: die Religion, die Tempel und Feste der Hindu, nebst all Dem, was damit in innigster Verbindung steht, nämlich: die Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche der Hindu, ihr Charakter und ihre Bildungsstufe, das Schul-, Zeitungs- und Kastenwesen, die einheimische Lektüre, die Stellung des Weibes im sozialen Leben, die Wittwenverbrennung, die Feuerbestattung, die Reformationsbestrebungen innerhalb des Brahmanismus, die Fortschritte der falschen und wahren Aufklärung einerseits durch die englischen Staatsschulen, die Loge und Presse, andererseits durch die Missionstätigkeit, und endlich die Behandlung der

Hindu von Seite der englisch-ostindischen Kompagnie bis zum Jahre 1858 und der gegenwärtigen englischen Regierung. Für wen wäre das Erwähnte nicht von hohem Interesse, und wer dürfte sich heutzutag zu den Gebildeten zählen, ohne über dasselbe unterrichtet zu sein?

Alle meine Berichte gründen und stützen sich, sofern es sich nicht um Dinge handelt, die der Vergangenheit, der Geschichte, angehören, auf eigene Anschauung und Erfahrung; was ich selbst in Indien erlebt, gesehen und gehört, das erzähle ich als zuverlässiger Zeuge und Gewährsmann und nach bestem Wissen und Gewissen, ein Umstand, der meinem Buche gewiß zur Empfehlung gereicht und demselben einen Vorzug vor vielen andern ethnographischen Schriften einräumt, die nur zu oft das «on dit» zur Quelle haben und andern nacherzählen, die ihre Berichte und Schilderungen gewöhnlich ebenfalls solchen entlehnten, die Land und Leute nicht von Angesicht zu Angesicht, sondern blos aus Büchern kennen gelernt hatten. In solchen literarischen Fabrikaten spielt dann sehr oft die Phantasie die Hauptrolle, viele Verhältnisse werden, infolge kühner Konjekturen und Kombinationen, künstlich konstruiert und unwahr, einseitig und parteiisch geschildert, und gelangen dadurch fein ausgesponnene Hypothesen als bare Münzen zur Auszahlung und in weite Zirkulation.

Es ist sehr auffallend, daß gerade jene deutsche Indologen, die am meisten über Indien geschrieben, und deren Werke ein hohes Ansehen genießen und als Autoritäten rücksichtlich der Beurteilung indischer Zustände und Verhältnisse gelten, nicht persönlich in Indien waren. Christian Lassen, der 4 sehr starke Bände über Indien geschrieben, Peter von Bohlen, der 2 starke Bände über „Das alte Indien" verfasste, Emil Schlagintweit, der 2 starke

Quartbände mit vielen Illustrationen über Indien herausgab, Albrecht Friedrich Weber, der sogar 14 Bände „Indische Studien“ veröffentlichte, und mehrere Andere, die über Indien schrieben, haben den Boden Indiens nicht betreten. Es klingt wie Ironie, wenn Bohlen in seinem Werke über „Das alte Indien“, in der Einleitung zum ersten Bande, Seite 75, zugesteht, daß viele, die in Indien gewesen, dennoch aus verschiedenen Gründen keine genaue Kenntnis dieses ungeheuer großen und interessanten Landes erlangt hätten; denn was soll man erst davon sagen, daß ein Gelehrter ein, 2, 3, 4 oder gar 14 Bände umfassendes Werk aus einigen Dutzenden Büchern, die sich mit Hindostan befassen, zusammenschreibt, ohne Indien gesehen oder betreten zu haben! Kann man etwa, ceteris paribus, gründlicher, zuverlässiger und glaubwürdiger über ein Land schreiben, wenn man es nicht durch eigene Anschauung kennen gelernt, wenn man es nicht bereist hat? Wer könnte das im Ernst behaupten?

Ich wollte meine Erfahrungen und Erlebnisse in Indien, meine dort gesammelten Notizen und die Ergebnisse meiner Studien betreffs der Entwickelung des Brahmanismus nicht in den Papierkorb begraben, da ich in den 5 lezten Jahren bei der Verfassung von den 5 Manuskripten: „Exempelbuch“, „Kreuz und Kreuzweg“, „Die drei Schoßkinder des Zeitgeistes“, „Erlebnisse eines deutschen Feldpaters“ und „Die Augensprache“ die erfreuliche Wahrnehmung gemacht, daß ich, troz den Nachwehen des Sonnenstiches, fähig war, über Indien zu schreiben. Musste ich auch, aus den oben angegebenen Gründen, darauf verzichten, eine vollständige Beschreibung meiner Reise nach Ägypten, Indien und Palästina zu verfassen, so konnte und wollte ich doch wenigstens einen Teil meiner Erlebnisse und Erfahrungen in Indien veröffentlichen. Ich wählte also aus dem reichen

Vorrat meines Tagebuches dasjenige aus, was am meisten der Mitteilung würdig und vorzugsweise berechtigt war, das Interesse des Lesepublikums in Anspruch zu nehmen und die Wißbegier desselben zu befriedigen, und dazu gehörten ohne allen Zweifel in erster Linie: die Religion, die Tempel und Feste der Hindu nebst den damit verwandten, oben angegebenen Gegenständen und Verhältnissen.

Ich habe in Bezug auf die Schreibweise der indischen Eigennamen zu bemerken, daß in den literarischen Werken über Indien eine große Verschiedenheit dieser Schreibweise herrscht, die hauptsächlich durch die Englisierung der indischen Eigennamen und den Gebrauch einer Menge von indischen Sprachen und Dialekten herbeigeführt wurde. Ich habe in allen Fällen die am meisten gebräuchliche Schreibweise gewählt und dieselbe konsequent durchgeführt.

Die peinlichste Verlegenheit bereitet das zu wählende, respektive in richtige Anwendung zu bringende Geschlechtswort einem Jeden, der über Indien schreibt, da selbst die Lexikographen hierin sehr oft nicht mit einander übereinstimmen. Ich führe hier von vielen Beispielen blos Eines an. Im Sanskrit-Wörterbuch von Böhtlingk und Roth ist Trimurti, VI. Band, Seite 51, femenini generis, im Glossarium sanscritum von Bopp dagegen, Seite 160, masculini generis. Ich habe Trimurti, analog dem deutschen Worte: „Dreifaltigkeit“, weiblich gebraucht, ebenso Nirwana, analog dem deutschen Worte: „Vernichtung“, obgleich viele Indologen dasselbe als neutrum behandeln.

Über Absicht und Zweck dieser Schrift habe ich mich sowohl in der Einleitung als auch am Schlusse derselben ausgesprochen.

Schließlich seie erwähnt, daß Behandlung und Darstellung der vorwürfigen Themata teils große und schwer zu überwindende Schwierigkeiten darboten, da selbst die

gewiegtesten Indologen rücksichtlich der meisten derselben sehr verschiedener Ansichten sind, teils mit gefährlichen Klippen umgeben waren, da der gute Ton stets beibehalten und alles vermieden werden musste, was gegen Anstand, Zucht und Sitte verstößt — eine heikle, delikate Aufgabe bei Schilderung indischer Zustände, Verhältnisse, Sitten und Gebräuche!

Die Literatur, die mir bei Verfassung dieses Buches zu Gebote stand, und die ich zu Rat zog, umfasste folgende Werke und Schriften:

1. „Indische Altertumskunde“ von Chr. Lassen, Leipzig. 4 Bände.

2. „Das alte Indien“ von P. v. Bohlen. Königsberg. 2 Bände.

3. „Indien in Wort und Bild“ von E. Schlagintweit. Leipzig. 2 Bände.

4. „Lehrbuch der Weltgeschichte“ von Dr. J. B. Weiß. Wien. 8 Bände

5. „Kirchenlexikon“ von Wetzer und Welte. Freiburg. 12 Bände. I. Auflage.

6. „Kirchenlexikon“ von Wetzer und Welte. Freiburg. Bis jezt (zu Anfang des Jahres 1890) 5 Bände. II. Auflage.

7. „Allgemeine Realencyklopädie“. Verlag von J. Manz in Regensburg. 12 Bände. III. Auflage.

8. „Meyers Konversations-Lexikon“. Leipzig. 21 Bände. III. Auflage.

9. „Die katholischen Missionen“. Freiburg. Die Jahrgänge 1873—1889.

10. „Sanskrit-Wörterbuch“, herausgegeben von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, bearbeitet von Böhtlingk und Roth. St. Petersburg. 8 Bände.

11. «Glossarium sanscritum» von Bopp. Berlin.

12. „Geschichte von Indien“ von Th. Keightley. Leipzig. 2 Bände.

13. „Geschichte der katholischen Missionen in Ostindien“ von Max Müllbauer. Freiburg.

14. „Die christlichen Missionen“ von T. W. M. Marshal. Regensburg bei J. Manz. 3 Bände.

15. „Rig-Veda“ von Grassmann. Leipzig. 2 Bände.

16. „Yâjuvalkyas Gesezbuch“. Sanskrit und deutsch, herausgegeben von Dr. Ad. Fried. Stenzler. Berlin und London.

17. „Mythengeschichte der asiatischen Welt“ von J. v. Görres. Heidelberg.

18. „System der indischen Mythe“ von J. A. Kanne. Leipzig.
19. „Früchte aus dem Morgenlande oder Reiseerlebnisse“ von J. M. Honigberger. Wien.
20. „Englisch-Ostindien“ von einem Vereine Gelehrter. Karlsruhe.
21. „Reisebilder und Skizzen aus Indien“ von Axel Lind von Hageby. Leipzig.
22. „Mythologie des alten Indien“ von Dr. A. E. Wollheim da Fonseca. Berlin.
23. «Times of India, Calendar and Directory». Bombay. Jahrgang 1857,
24. «Tourist's Guide». Calcutta. W. Newmann & Co.
25. „Zwanglose Reisenotizen aus Ostindien“ von P. Cajetan, Missionär in Ostindien. Ingenbohl.
26. „Zehn Jahre in Indien“ von P. J. Kleiber, Missionär in Ostindien. Augsburg. 2 Bände.
27. „Handbuch der Geographie“ von Dr. H. A. Daniel. Leipzig. 4 Bände.
28. „Arja, die schönsten Sagen aus Indien und Iran“ von Dr. C. Beyer. Leipzig.
29. „Sakuntala, indisches Schauspiel“ von Kalidasa. Übersezt von Ed. Lobedanz. Leipzig.
30. „Essays“ von Max Müller. Leipzig. 4 Bände.
31. „Katholischer Missions-Atlas“ von Werner, S. J. Freiburg i. Br. II. Aufl.
32. „Grundriß der Kunstgeschichte“ von W. Lübke. Stuttgart. X. Auflage.
33. „Kreuz und quer durch Indien“ von S. Wörishöffer. Bielefeld und Leipzig.
34. „Das Kaiserreich Ostindien und die angrenzenden Gebirgsländer“ von W. Werner. Jena.
35. „Geographische und ethnographische Bilder“ von Dr. Ad. Bastian. Jena.

Was die indischen Verhältnisse der Gegenwart anbelangt, so standen mir die Erfahrungen zu Gebot, die ich während meines Aufenthaltes in Indien gesammelt und meinem Reisetagbuch einverleibt hatte.

Für diejenigen, die sich dafür interessieren, von welchen Geschichtschreibern und Schriftstellern des Altertums vor und nach Christus wir Nachrichten über Indien und die Indier besitzen, führe ich hier folgende dahin gehörende Autoren an.

Aus dem V. Jahrhundert vor Christus:

Herodot, der eine Geschichte in 9 Büchern schrieb, die einen Zeitraum von 320 Jahren umfasst und den Kampf der Hellenen mit den Barbaren, zu denen er auch die Indier zählte, einläßlich schildert.

Aus dem IV. Jahrhundert vor Christus:

Ktesias, der eine Geschichte Persiens schrieb, in welcher auch Mitteilungen über Indien vorkommen.

Nearchos, Admiral des Feldherrn Alexanders des Großen, der einen Bericht über seine Expedition auf dem Indus, Euphrat und Tigris verfasste.

Klitarchos, der Historiograph Alexanders des Großen.

Aus dem III. Jahrhundert vor Christus:

Megasthenes, der eine indische Geschichte schrieb, von der wir aber nur noch Bruchstücke in den Werken Strabo's und Arrian's besitzen. Er ist aus der Zeit vor Christus der zuverlässigste und ausführlichste Berichterstatter über Indien.

Aus dem I. Jahrhundert vor Christus:

Ptolemäus, der eine Geographie und Topographie der damals bekannten Erdteile in 8 Büchern verfasste.

Strabo, der ein berühmtes Werk über Geographie schrieb, in welchem er auch der Religion, Sitten und Gebräuche der Indier Erwähnung tut.

Aus dem I. Jahrhundert nach Christus:

Diodorus Siculus, der eine Weltgeschichte in 40 Bänden schrieb; er schenkte in derselben auch den Indiern seine Aufmerksamkeit.

Plinius, der ältere, der in seiner «Historia naturalis» auch von den Indiern einiges erzählt.

Pomponius Mela, der in seiner Geographie «De situ orbis» Indien beschrieb.

Aus dem II. Jahrhundert nach Christus:

Seneca, der ein Buch über Indien «De India» schrieb, von dem aber leider nur noch Bruchstücke auf uns gekommen sind.

Arrian, der die Feldzüge Alexanders des Großen beschrieb.

Aelian, der 15 Bücher „Verschiedene Geschichten" schrieb, die auch Notizen über Indien enthalten.

Appulejus, der große Reisen gemacht und mehrere Werke geschrieben. In einem derselben, namens „Florida", berichtet er auch über religiöse Anschauungen der Indier.

Clemens von Alexandrien, einen berühmten Kirchenvater; er gedenkt in seiner Schrift, die den Titel „Stromata" trägt, auch der Indier.

Justinus Frontinus verfasste einen Auszug aus der Universalgeschichte der alten Welt von Trogus Pompejus, die aber verloren gegangen ist. In diesem Auszuge sind auch Nachrichten über Indien enthalten.

Aus dem II. und III. Jahrhundert nach Christus:

Flavius Philostratus, der eine Lebensbeschreibung des Philosophen Apollonius von Tyana verfasste, welcher Indien bereist hatte. Er nahm auch das Tagebuch des Philosophen Damis, der den Apollonius auf seiner Reise in Indien begleitet hatte, in dessen Lebensbeschreibung auf.

Aus dem III. Jahrhundert nach Christus:

Porphyrius, einen heidnischen Philosophen und Schüler des Platonikers Plotinus, dessen Lebensgeschichte derselbe verfasste; er berichtet in derselben mehreres von indischen Sitten und Gebräuchen.

Aus dem IV. Jahrhundert nach Christus:

Eusebius von Cäsarea, der, außer einer Kirchengeschichte und apologetischen Schriften, eine Weltgeschichte und eine gegen das Heidentum gerichtete Abhandlung, die den Titel «Demonstratio evangelica» trägt, verfasste, in welcher er religiöser Gebräuche der Indier Erwähnung tut.

Ambrosius, einen der 4 s. g. „großen" Kirchenväter; es wird ihm eine Abhandlung: „Über die Sitten der Brahminen" zugeschrieben.

Aus dem IV. und V. Jahrhundert nach Christus:

Augustinus, der ebenfalls einer der 4 s. g. „großen" Kirchenväter war; er führt in seinem Werke: «De civitate Dei» auch einiges von den Indiern an.

Palladius, Bischof von Hellenopolis, der eine Geschichte verfasste, die gewöhnlich: «Historia Lausiaca» genannt wird. In dieser Geschichte ist mehreres von den Indiern erwähnt.

Aus dem VI. Jahrhundert nach Christus:

Kosmas Indikopleustes, einen ägytischen Einsiedler, der früher Kaufmann in Alexandrien gewesen und große Reisen gemacht. Er verfasste mehrere Werke, von denen wir aber nur noch ein einziges, die „Christliche Topographie", besitzen. Dieses Werk besteht aus 12 Büchern, und ist die Beschreibung der Insel Ceylon im XI. Buche für jeden Indologen von hohem Interesse.

Störende Druckfehler:

Seite 14, Z. 4 u. 5 v. oben, lies: die ausführliche Beschreibung des Zeremoniells.

Zu Seite 16 hatte ich im Manuskripte ein Notizblättchen beigelegt, das aber in der Druckerei verlegt wurde; es enthielt die Worte: „Auch Lassen ist derselben Ansicht und Überzeugung; er sagt in seiner „Indischen Altertumskunde" I. 918: ‚Die vorepischen Schriften kennen nur einen einzigen höchsten Gott, den Brahmâ mit seinen verschiedenen, oben angegebenen Namen. Wischnu ist noch im Gesezbuche der vedische Gott dieses Namens; Narajana ist kein Name des Vischnu, sondern des Brahmâ, als Schöpfers, der hier Svajambhu genannt wird.'" Diese, Seite 16, fehlende Notiz soll also hier ihre Stelle finden.

Seite 19, Zeile 7 v. oben, lies: sarcostemma statt sacrostema.
„ 23, Zeile 20 u. 21 von oben, lies: exoterischen und soterischen.
„ 37, „ 13 v. unten, lies: der ehelichen statt und eheliche.
„ 79, „ 10 „ „ lies: verehren statt berehren.
„ 87, „ 1 „ oben, lies: Mohammedaner statt Islam.
„ 108, „ 12 „ unten, lies: den statt der.
„ 115, „ 2 „ oben, lies: fielen statt fiel.
„ 119, „ 8 „ „ lies: Zeitangaben statt Zeitangabe.
„ 128, „ 17 „ „ ist zwischen: gewesen, aus einzuschalten: über eine vierfache Sati,
„ 145, „ 4 „ „ ist zwischen Brahmanen und einzuschalten: Buddhisten.
„ 177, „ 1 „ „ lies: einen statt inen.
„ 212, „ 7 „ „ lies: Dschamna statt Dschamana.

Seite 224, Zeile 8 v. unten, lies: derselben statt desselben.
" 347, " 9 " " lies: stand statt stund.
" 352, " 10 " " lies: Palmblättern statt Palmblätter.
" 354, " 1 " oben, lies: die ihn statt da dieselbe (die Theorie) ihn.
" 354, " 9 " " ist der Beistrich zu streichen.
" 356, " 11 " unten, lies: dem feinen Ton statt des feinen Tones.
" 356, " 9 " " lies: verriet statt verrät.
" 361, " 13 " oben, lies: Hinweg statt Heimweg.
" 391, " 19 " " lies: Denkmal statt Dankmal.
" 409, " 11 " " lies: Peinigungsgras statt Peinigungsroß.
" 449, " 20 " " lies: ihn statt es.
" 461, " 1 " unten, lies: dem statt meinem.
" 484, " 15 " oben, lies: betrachtet statt schätzt,
" 486, " 6 " " lies: 6,906.058 Mark statt 6,906.058.
" 497, " 4 " unten, lies: worden statt werden.
" 499, " 1 " oben, lies: erglänzt von Ingudiöl statt erglänze von Intugdiöl.
" 504, " 13 " unten, lies: seines statt ihres.
" 507, " 8 " oben, lies: Nordes statt Nordens.
" 507, " 12 " " lies: Selene statt Seelene.
" 509, " 15 " " lies: nie mehr statt nie.

Kurze Einleitung.

Jeder religiöse Mensch und namentlich jeder gläubige Christ interessiert sich um alles, was die Religion betrifft, was sich auf die Religion bezieht und mit der Religion im Zusammenhang steht. Ein Jeder, dem die Religion ein ernstes, heiliges Anliegen seiner Seele und seines Herzens ist, möchte gern erfahren, ob und welche Religion fremde Völker, besonders jene der außereuropäischen Erdteile gehabt haben oder noch haben, ob sie auch an ein höchstes Wesen glauben, es verehren, zu ihm beten und ihm Opfer darbringen. Dieses geistige Bedürfnis eines jeden vernünftigen, religiösen Menschen, dieser Wunsch eines jeden gläubigen Christen haben mich veranlaßt, meine Wahrnehmungen und Erlebnisse in Indien, bezüglich der Religion, der Tempel und Feste der Hindu, zu veröffentlichen.

Die allgemeine Weltgeschichte und die Spezialgeschichte einzelner Völker liefern den unumstößlichen Beweis, daß es nirgends und zu keiner Zeit ein Volk gegeben hat, das ohne Religion gewesen wäre, das nichts von Gott oder Göttern gewußt, das nicht an ein höchstes Wesen oder an höhere, überirdische Wesen geglaubt und dieselben verehrt und angebetet, sie um Schuz und Hilfe angerufen, ihnen Opfer dargebracht und Dank abgestattet hätte.

Die ältesten Völker, die wir aus der Geschichte kennen, die Chinesen, Ägypter, Babylonier, Assyrer, Indier u. s. w. verehrten Götter und Dämonen, hatten Tempel, brachten Opfer dar und glaubten an die Unsterblichkeit der Seele, an ein Gericht nach dem Tod, an Himmel und Hölle. Auch bei den heidnischen Deutschen, den Skandinaviern, Galliern, Iberiern, Griechen, Römern, Indianern, Mexikanern u. s. w. finden wir den Glauben an Götter und Halbgötter, Geister und Gespenster, wir begegnen bei ihnen Priestern und Altären, Opfern und Orakeln. Selbst bei den wildesten Völkern, bei den Bewohnern der Inseln der Südsee und bei den stupiden, indolenten und apathischen Australiern verschaffte sich das dem Menschen angeborene Bedürfnis nach Religion Geltung. Als die ersten Entdecker ihrer Wohnsize dieselben kennen lernten, mußten sie sich überzeugen, daß diese, auf der niedrigsten Stufe der Menschheit stehenden Wilden und Halbwilden an höhere Wesen, an Geister und Gespenster glaubten, sich von ihnen abhängig fühlten und ihre Gunst durch dargebrachte Gaben zu erlangen suchten. Kurz, die Geschichte kennt kein Volk, das keine Religion gehabt hätte oder hat. Es hat zwar einige sogenannte Gelehrte gegeben, die das Gegenteil behaupteten, allein die gründliche und unparteiische Forschung hat sie des Irrtums überführt.

Was geht nun daraus hervor, daß es kein Volk auf Erden gibt, das keine Religion besizt, das nichts von einem höheren Wesen, von Gott oder Göttern weiß, das dieselben nicht verehrt, das nicht an die Unsterblichkeit der Seele, an Lohn und Strafe in einer andern Welt glaubt? Diese Tatsache berechtigt uns zu dem Schluß, daß es ein dem Menschengeist und Menschenherzen angeborenes Bedürfnis ist, an Gott zu glauben, ihn zu verehren und ihm Opfer darzubringen.

Gott hat der unsterblichen Seele des Menschen sein Bild aufgeprägt, er hat, wie die heilige Schrift sich ausdrückt, die

unsterbliche Seele nach seinem Bild erschaffen, und darum zieht es dieselbe unwiderstehlich hin zu Gott, ihrem Schöpfer und Erhalter. Der Mensch fühlt in seinem Innern ein Heimweh nach jenem Wesen, von dem er ausgegangen, das ihm Leben und Dasein gab. Die Gottes=Idee und das Gottes=Bewußtsein haften am Menschenwesen, sie sind ihm angeboren, sie stehen als eine vollendete, unleugbare Tatsache vor seiner Seele, sie zwingen ihn zu ihrer Anerkennung und verschaffen sich, troz aller Verirrung und Verkommenheit, troz alles Sträubens und aller versuchten Leugnung, gebieterisch Anerkennung und Geltung.

Der mit Verstand und Vernunft begabte Mensch forscht nach dem lezten Grund der ihn umgebenden Natur, der Himmelskörper und der Naturkräfte, er forscht nach der Entstehungs=Ursache des ersten Menschen, nach dem Endzweck seiner selbst und aller Dinge außer ihm; und da findet er als einzig stichhaltigen und seinen Geist befriedigenden Grund: das Dasein eines höheren, überweltlichen, persönlichen Wesens, Gott genannt.

Der Mensch überzeugt sich unzählige Male, daß er von einer Macht über ihm abhängig ist, von einer Macht, die in das Leben und Schicksal des einzelnen Menschen eingreift und ihr Walten nicht minder in der Geschichte der Völker offenbart; und vor dieser höhern Macht, Gott genannt, beugt er sich in den Staub.

Der Mensch fühlt sich für sein Denken, Reden und Handeln einem unsichtbaren und unentfliehbaren, einem heiligen und gerechten Wesen gegenüber verantwortlich, er fühlt sich einem unbestechlichen und unerbittlichen Richter in seinem eigenen Innern unterworfen, dem Gewissen nämlich, und dieses Gefühl überzeugt ihn, daß sich in ihm, in seiner Seele, ein höheres Wesen, Gott genannt, offenbart. Und das Gewissen, diese Stimme Gottes in der Seele des Menschen,

besitzt eine solche Macht und Gewalt über denselben, daß es ihm absolut nicht gelingt, sie gänzlich zu übertäuben und zum Schweigen zu bringen.

Die oben angeführten Anlagen, Fähigkeiten, Erwägungen, Gefühle und Beweggründe waren von jeher und sind noch geeignet, dem Menschen zum Glauben an einen Urgrund aller Wesen und Dinge auf Erden, an ein höchstes Wesen, Gott oder Götter genannt, zu verhelfen, d. h. ihm Religion einzupflanzen.

Allein all Das wäre für sich allein nicht imstande gewesen, das einem jeden Menschen angeborene religiöse Bedürfnis zu wecken und ihn zur Erkenntnis und Liebe Gottes zu führen, es musste sich vielmehr Gott selbst zu den ersten Menschen herablassen, mit ihnen in persönlichen Verkehr treten und sich ihnen von Angesicht zu Angesicht offenbaren, damit die ihnen angeborene Gottesidee ihnen zum klaren Bewußtsein kommen, ihre Vernunft zur sicheren Erkenntnis ihres Schöpfers und ihres eigenen Lebenszweckes gelangen, und ihr Herz in kindlicher Liebe sich Gott hingeben konnte. Was die heilige Schrift darüber mitteilt, müssen wir als höchst vernünftig, zweckmäßig, tiefsinnig und sowohl Gottes als des Menschen würdig anerkennen. Was ist denn natürlicher und selbstverständlicher, als daß Gott, nachdem er aus unendlicher Liebe die ersten Menschen erschaffen hatte, sich ihnen sogleich nach ihrer Erschaffung als ihren Schöpfer und Vater offenbarte? Ist das Kind nicht berechtigt, seinen Vater kennen zu lernen, und ist der Vater nicht verpflichtet, sein Kind anzuerkennen, sich ihm als Vater zu zeigen und dasselbe als sein Eigentum in seine Arme zu schließen? Wie? Gott sollte sich nach Erschaffung der ersten Menschen von ihnen, seinen Kindern, herzlos, kalt und vornehm zurückgezogen, oder sogleich nach ihrer Erschaffung aus dem Staube gemacht haben, gleichsam als hätte er mit derselben einen

unüberlegten Streich gemacht, ein mißratenes Werk geliefert, dessen er sich zu schämen hätte, oder etwas Unerlaubtes sich zu Schulden kommen lassen! Sollte Gott seinen Kindern gegenüber ein Rabenvater gewesen sein und durch sein Beispiel die Aussezung der Kinder empfohlen und legitimiert haben! Sollte er durch eine solche Handlungsweise etwa beabsichtigt haben, den Menschen die Überzeugung aufzunötigen, daß es ein normaler, von ihm gewollter Zustand des religiös-sozialen Lebens sei, wenn die Kinder nach ihrer Geburt sich selbst überlassen blieben oder als Findelkinder heranwüchsen, und es dem Zufall anheim zu stellen seie, ob dieselben ohne allen Unterricht und alle Erziehung religiös, gesittet, tugendhaft und brauchbare Glieder der menschlichen Gesellschaft würden oder nicht! Wer dürfte ohne Gotteslästerung so etwas behaupten? Nein, Gott überließ seine Kinder nach ihrer Erschaffung nicht sich selbst, er begnügte sich nicht damit, sie erschaffen zu haben, sondern er wurde auch ihr Lehrmeister und Erzieher. Seine Kinder waren kein Naturprodukt, das sich gemäß der in dasselbe gelegten Kräfte und Fähigkeiten periodisch entwickeln sollte, sondern sie waren ein Werk der göttlichen Gnade, das, sogleich nach dem ersten Augenblick seiner Entstehung, auch seines übernatürlichen, wunderbaren Ursprungs, sowie seiner erhabenen, himmlischen Bestimmung sich bewußt werden sollte. Die ersten Menschen waren, wie die katholische Kirche von jeher gelehrt hat, und die Bibel so treuherzig erzählt, mit der ursprünglichen Heiligkeit und Gerechtigkeit begnadigt, infolge deren sie ganz rein, makellos und unschuldig waren, vom Bösen gar nichts wußten, und all ihr Wünschen, Begehren und Wollen wohlgeordnet und von der Vernunft und dem Willen Gottes beherrscht war; infolge deren sie weder von ihrem Leib noch von ihrer Seele versucht wurden, sich Gott vorbehaltlos und freudig hingaben und darum sein Wohlgefallen in vollem

Maße besaßen. Gott hat sich also seinen Kindern, den ersten Menschen, geoffenbart, er ist ihnen väterlich-liebevoll entgegengekommen, er hat sie über ihren Ursprung, über ihre Bestimmung, über ihr Verhältnis zu ihm, über ihre Pflichten, sowie über ihr Ziel und Ende unterrichtet. Und die ersten Menschen erfassten mit Leichtigkeit diesen väterlichen Unterricht, sie glaubten freudig die ihnen mitgeteilte Offenbarung und unterwarfen sich bereitwillig den weisen Anordnungen ihres Schöpfers. So ist die Religion entstanden, das ist der Ursprung der Religion und des Gottesdienstes. Und beide, Religion und Gottesdienst, haben sich im Laufe der Jahrtausende unter allen Völkern und in allen Ländern des Erdbodens erhalten, erhalten troz mannigfaltiger Veränderungen und vielgestaltiger Formen, troz Aberglauben und Gözendienst.

Die Religion des ersten Menschenpaars vererbte sich auf seine Kinder und Kindeskinder, von Geschlecht zu Geschlecht, jedoch unter steter Einwirkung Gottes. Gott offenbarte sich oft und auf vielerlei Weise den Menschen, z. B. dem Patriarchen Noah, den und dessen Familie er aus der Sündflut errettete; dem Lot und Abraham, dem Moses und den Propheten des alten Bundes. Gott gab dem von ihm auserwählten Volke, den Juden, ganz genaue Vorschriften bezüglich des religiösen, bürgerlichen und sozialen Lebens, und, was namentlich die Stiftshütte, den Gottesdienst und die Opfer betraf, ordnete er alles bis ins kleinste Detail an.

Die Juden standen aber, wie wir sowohl aus der heil. Schrift als auch aus der Geschichte wissen, mit vielen Völkern in Verbindung, abgesehen davon, daß ihr Schicksal sie, vor der Geburt Jesu Christi, dreimal in fremde Länder führte: nämlich nach Ägypten, Assyrien und Babylonien, wodurch die jüdische Religion in sehr weiten Kreisen bekannt wurde; das erklärt uns auch die merkwürdige Erscheinung, daß sich in

der Religion vieler heidnischer Völker deutliche Spuren von einer Uroffenbarung und von jüdischen, die Religion betreffenden Anschauungen und Gebräuchen zeigen.

Fast alle heidnischen Religionen weisen Bruchstücke und Überreste der Uroffenbarung Gottes im Paradiese, göttlicher Verheißungen und göttlicher Anordnungen auf. Wir begegnen in denselben (in den heidnischen Religionen) dem Glauben an die Erschaffung des ersten Menschenpaares durch ein göttliches Wesen, dem Glauben an die Verführung der Eva durch eine Schlange, dem Glauben an die Notwendigkeit und Verheißung eines Erlösers, an die Sündflut und einen zweiten Stammvater des Menschengeschlechtes — sind das nicht Bruchstücke und Überreste der göttlichen Offenbarungen im alten Bunde? Ist das nicht ein Echo, ein Wiederhall der Bücher Mosis bei heidnischen Völkern? Durch die Mythologie und die älteste Sagengeschichte heidnischer Völker schimmert die Uroffenbarung Gottes an die Menschen hindurch. Selbst der grassеste Aberglaube und die grauenhaftesten Opfer heidnischer Völker sind ein ruinöses Monument der von Gott den ersten Menschen und ihren Nachkommen geoffenbarten Religion, sie sind die entarteten Urenkel und die häßliche Karikatur derselben.

Ich führe, der Kürze wegen, blos Ein Beispiel aus der Weltgeschichte an. Der gründliche Geschichtsforscher Dr. J. B. Weiß sagt im I. Bande seiner vortrefflichen Weltgeschichte, Seite 513, vom Religionssysteme Zoroasters: „Dieses religiöse System ist eine merkwürdige Mischung von sittlichen Stimmungen und schwärmerischer Naturbetrachtung, von eigenen Erfindungen und uralten Erinnerungen, die sich in der Menschheit müssen erhalten haben; dahin rechnen wir die Erinnerung an die einstige Reinheit aller Dinge, an den Abfall der ersten Menschen von Gott, an eine allgemeine

Flut, welche die Gestalt der Erde veränderte, und die Verheißung eines künftigen Erlösers."

Berühmte Gelehrte sind der Ansicht und Überzeugung, daß die ersten Menschen, troz der ihnen angeborenen Fähigkeit zu sprechen, dennoch nicht dazu gekommen wären, in artikulierten Worten miteinander zu reden, d. h. eine Sprache zu erfinden, wenn Gott sie nicht angeredet, nicht mit ihnen gesprochen und nicht ihr Sprachlehrer geworden wäre. Sie sind ferner der Ansicht und Überzeugung, daß die ersten Menschen, troz angeborener Gottesidee, troz Vernunft und Gewissen, ohne göttliche Offenbarung, ohne daß Gott sich ihnen zu erkennen gab und gleichsam ihr Katechet wurde, nicht zur Erkenntnis des wahren Gottes und zu seiner Verehrung im Geist und in der Wahrheit gelangt wären. Dasselbe lehrt auch unsere vom heiligen Geist erleuchtete und regierte Kirche, und ganz dieselbe Ansicht und Überzeugung teilen die grundgelehrten und hochberühmten Kirchenväter. Bietet nun vielleicht die Weltgeschichte Anhaltspunkte, die uns berechtigen, an eine Uroffenbarung Gottes an die ersten Menschen zu glauben? Ich antworte mit aller Bestimmtheit: Ja, die wahre unverfälschte Weltgeschichte spricht sich aufs entschiedenste dahin aus, daß, je weiter aufwärts die Geschichte eines heidnischen Volkes, also seine früheste oder Urgeschichte, durchforscht wird, sich desto ungetrübtere und reinere Vorstellungen und Begriffe von Gott bei demselben vorfinden.

In der oben erwähnten Weltgeschichte heißt es, I. Band, Seite 1108, von den Römern und ihrer Religion: „In der Religion ist in der alten Zeit sein geistiges Leben umschlossen, sie ist ihm das Höchste und Lezte, und das gibt der römischen Religion ihre Wichtigkeit. Aber der alte, ernste, einfache Bau muß von den spätern Zutaten, den griechischen Sagengewinden, den orientalischen Mythenschnörke-

leien wohl gereinigt sein, um richtig verstanden zu werden." Was aber hier von der römischen Religion gesagt ist, das gilt von jeder heidnischen Religion — je näher ihrem Ursprung, desto einfacher, ungekünstelter und naturwüchsiger ist sie; je weiter also von ihrem Ursprunge entfernt, desto komplizierter, unklarer und verworrener ist sie; zwingt uns nun diese Wahrnehmung nicht die Überzeugung auf, daß Gott sich den ersten Menschen persönlich geoffenbart haben muß? Und was geht daraus hervor, daß Gott sich den ersten Menschen offenbarte? Daß die angeborene Gottesidee, Vernunft und Gewissen nicht für sich allein imstande gewesen wären, den Menschen zur wahren und klaren Erkenntnis Gottes zu führen. Von Gott, dem höchsten und vollkommensten Wesen, müssen wir annehmen, das alles, was er tut, höchst vernünftig, zweckmäßig und weise ist; nun hat sich Gott, wie wir soeben vernommen haben, den ersten Menschen geoffenbart, also muß es vernünftig, zweckmäßig und weise gewesen sein, daß sich Gott den ersten Menschen zu erkennen gab. Hätten die ersten Menschen auch ohne unmittelbare Offenbarung zur Erkenntnis Gottes gelangen können, so hätte es Gott sicherlich dem natürlichen Entwicklungsprozeß ihres Geistes, ihrer Seelenvermögen, ihres Herzens, Gewissens und der ihnen angeborenen Gottesidee überlassen, zur Erkenntnis ihres Schöpfers, Regenten und Richters zu gelangen.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen über Religion und Offenbarung gehe ich zur Beschreibung der Religion der Hindu über.

Religion der Hindu.

Betreffs der Terminologie, die ich in allen 3 Abschnitten dieses Buches durchgeführt habe, ist es notwendig, eine Bemerkung vorauszuschicken. Als „Hindu" bezeichne ich blos die heidnischen, den Brahmanismus (auch Brahmaismus, Brahmanentum oder Hinduismus) bekennenden oder der buddhistischen Sekte der Dschaina angehörenden Indier; es sind deren 144 — 145 Millionen, die in Hindostan wohnen und entweder direkt unter der englischen Herrschaft oder unter den noch vorhandenen 343 Vasallen und Aftervasallen stehen. „Brahmanen" nenne ich jene Hindu, die den Brahmanismus bekennen, und „Brahminen" die Priester derselben.

Das älteste schriftliche Denkmal der Hindu sind die Weden (in der Einzahl: der Weda). Die Zeit ihrer Abfassung läßt sich nicht einmal annähernd bestimmen; doch haben sich die gründlichsten Forscher und die gelehrtesten Kenner dieser ältesten Urkunden der Indier dahin ausgesprochen, daß der älteste Teil derselben nicht über das XVI. Jahrhundert vor Christus hinaufreicht, daß seine Abfassung wahrscheinlich in die Zeit des Moses (1500 vor Christus) falle. Die Weden sind, wie aus ihrem Inhalte hervorgeht, im Laufe von etlichen Jahrhunderten, zu verschiedenen Zeiten, verfasst worden, man kennt aber weder die Verfasser noch die Sammler derselben. Diese, von den bevorzugten Kasten der Hindu, namentlich von den Brahminen, hochverehrten und heilig gehaltenen Schriften der Weden, bestehen aus vier Abteilungen oder Büchern, aus dem Rigweda, Samaweda,

Yadschurweda und Atharwaweda. Der Rigweda enthält Lieder religiösen Inhaltes, der Samaweda die auf das Somaopfer sich beziehenden und abzusingenden Verse und Sprüche, der Yadschurweda das ausführlich beschriebene Zeremoniell des indischen Gözendienstes, und der Atharwaweda Lieder, Zauberformeln, Verwünschungen, Beschwörungen böser Geister u. s. w. Die erwähnten 4 Bücher der Weden sind die Hauptquellen, welche die Kenntnis der Hindu-Religion vermitteln.

Über die Hindu-Religion gibt ferner Aufschluß die Sammlung der 18 Puranas; sie enthält die volkstümliche Mythologie der Hindu, namentlich die Erschaffung, Zerstörung und Erneuerung der Welt, die Abstammung der Götter, Göttinnen und Heroen, die Regierung des Gesezgebers Manu und seiner Nachkommen, die Aufzählung vieler Gebete und die Beschreibung zahlloser Opfer. Weder die Zeit der Entstehung noch der Verfasser dieser Sammlung sind bekannt.

Die dritte Religionsquelle der Hindu ist das Gesezbuch des Manu, einer sagenhaften, mythologischen Person. Es stammt aus dem VIII. oder VII. Jahrhundert vor Christus und enthält ganz genaue Vorschriften bezüglich der Kasten, der Rechte und Pflichten der Brahminen und Könige, des bürgerlichen und sozialen Lebens, sowie Strafbestimmungen für dieses und das jenseitige Leben, Bußen und Sühnopfer für alle möglichen Vergehungen und Sünden.

Die vierte Religionsquelle sind die 2 großen Epen Mahabharata, vom Dichter Vyasa verfasst, oder, was wahrscheinlicher ist, gesammelt, und Ramayana, dem Dichter Valmiki zugeschrieben. Das erste Epos erzählt den Kampf zweier indischer Dynastien, ist aber mit einer Menge mythologischer und philosophischer Notizen durchwoben; das zweite schildert die Taten und Schicksale Ramas, des Mensch ge-

wordenen Gottes Wischnu, zugleich aber entwirft es ein vollständiges und getreues Bild des öffentlichen Lebens der Hindu in bürgerlicher und religiöser Beziehung. Oben genannte 4 Hauptquellen genügen vollständig, um einen Jeden, der aus denselben schöpft, in den Stand zu sezen, sich ein treues Bild der Hindu-Religion zu verschaffen.

Die angeführten Hauptquellen zur Erforschung der Hindu-Religion sind in der altindischen, seit dem V. Jahrhundert vor Christus ausgestorbenen Sanskritsprache verfasst. Das Sanskrit ist eine hochentwickelte, wohllautende, sehr reiche und besonders zur Ausübung der Dichtkunst trefflich geeignete Sprache.

Welche Aufschlüsse geben uns nun die erwähnten Quellenwerke, namentlich die Weden, über die Religion der Hindu?

In den ältesten Bestandteilen der Weden ist wiederholt von Einem, persönlichen und überweltlichen Gott die Rede. Manche Stellen dieser heiligen Bücher sprechen den Glauben der alten Indier mit den Worten aus: „Es gibt nur Einen Gott, nur Ein höchstes Wesen, den Herrn der Welt, die er erschaffen hat."

Daß der Monotheismus die ursprüngliche und wahre Religion der Indier gewesen, bezeugt Bohlen in seinem Werke: „Das alte Indien", I. S. 145 und 146. Er sagt: „Wir finden bereits in den Wedas und den Gesezen im nördlichen Indien, welches von jeher den Vorrang vor dem Süden in Hinsicht auf intellektuelle und sittliche Bildung behauptete, den sogenannten Brahmaismus im engeren Sinne, oder den Sonnendienst, mit der untergelegten höhern Idee eines ewigen Lichtquells und eines weltschaffenden Geistes, der, unabhängig von der Sonne selbst, diese wie das ganze Universum hervorgebracht, der alles Tun der Götter und Menschen wahrnimmt und unter dem Bilde der Sonne zu verehren ist. Nach und nach prägte sich diese Ansicht zum reinsten

Monotheismus aus, und wie Zervan akarana (nach dem Sanskrit Sarvam akaranam, das unerschaffene All, welches man sehr irrig auf die Zeit übertragen) bei dem Zendvolke, so wurde Brahma, das Große, als ein neutrales Abstraktum, dem erst die Prädikate durch seine Kraftäußerungen nach außen werden müssen, daher auch Es (tad), das Ich, die Seele oder das Wort (sat) genannt. Dieses Große wurde als höchstes Wesen angesehen, in welchem alles seinen lezten Grund habe, und welches man eifrig aus seinen Werken zu erkennen suchen müsse. Es führt in allen Schriften den Namen Parabrahma, das Urgroße, Avyaka, das Unsichtbare, Nirvikalpa, das Unerschaffene, Svayambhu, das durch sich selbst Seiende, wie Choda im Persischen, wodurch unser Gott den Begriff des Ewigen und Selbstständigen erhält; es wird niemals in den Kreis der Fabel gezogen, und keine einzige Mythe bezieht sich auf dieses unendliche Urwesen, vor dem, wie der Veda sagt, nichts vorhanden war, und dessen Glorie so groß ist, daß es kein Bild von ihm geben kann." Seite 151 spricht er sich dahin aus: „Wie sehr aber auch die Spekulation über kosmische und metaphysische Probleme das indische Volk in Sekten teilen, wie sehr die Theologie hie und da den Boden verlieren mochte, und wie früh auch die Nation wieder zum Naturdienst zurückkehrte, von dem sie sich im ganzen niemals hatte losreißen können; so ist doch nichts destoweniger aus ihren heiligen Büchern überall erweislich, daß sie schon früh vom planetarischen Kultus zu der Verehrung Eines höchsten Wesens sich erhoben hatte, und es wird sehr begreiflich, wie in dem schönen Lande, wohin kein Eroberer drang, um die Ruhe der philosophierenden Weisen zu unterbrechen, die Vernunft früher geweckt werden musste für die Grundwahrheiten der Religion, als es nur immer in einem bewegten, unruhigen Volke möglich war."

Ein gründlicher, scharfsinniger Gelehrter, der sich viele Jahre in Indien aufhielt, der mit unermüdlichem Fleiße alle dortigen Zustände und Verhältnisse erforschte und die Resultate seiner Studien in zahlreichen Schriften niederlegte, der Engländer Colebrooke, spricht sich ebenfalls dahin aus, daß der Monotheismus schon in den Lehren der Weden klar zu Tag trete, obgleich er dort vielfach mit der Gözendienerei vermischt erscheine; allein er trete in den späteren Schriften der Indier immer deutlicher hervor, weßwegen sich dieselben mit Recht auf ihre Religionsbücher berufen können, wenn und so fern sie sich zum Glauben an Einen Gott bekennen. (Asiatic researches VII. S. 279 und VIII. S. 396.)

Ein ebenso tüchtiger und gründlicher Indologe wie Colebrooke ist William Jones, der mehrere sehr gediegene und hochgeschäzte Werke über Indien schrieb. In einem derselben, das den Titel »Works« führt, sagt er, XIII. S. 373, 368 und 379: „Es ist, lehren die Vedas, ein lebendiger und wahrer Gott, ewig, körperlos, ohne Teile und ohne Leidenschaft, allmächtig, allweise und allgütig; ein Schöpfer und Erhalter aller Dinge". „Er ist allwissend, aber niemand kennt ihn, man nennt ihn den großen, weisen Geist." „Gott, die vollkommene Weisheit, ist die alleinige Zuflucht des Menschen, der freigebig sein Vermögen ausspendete, der die Tugend standhaft übte, der den großen Einen kennt und verehrt".

Die Erkenntnis, daß nur Ein Gott ist, wurde gar bald verdunkelt und machte einem wahnwizigen Gözendienste Plaz. Die aus dem Nordwesten Indiens, von den Ufern des Indus in das Gangestal eindringenden Arier, welche die Ureinwohner Indiens entweder nach Süden und Osten drängten oder dieselben zu Sklaven machten oder töteten, erwiesen den Naturkräften göttliche Ehre, sie riefen dieselben um Hilfe und Beistand an und brachten ihnen das Somaopfer dar.

Ihre Religion war also ein Naturdienst, eine Vergötterung der Naturkräfte. Nachdem sie aber einmal den Naturkräften göttliche Ehre erwiesen, konnte es nicht ausbleiben, daß sie dieselben personifizierten, d. h. daß sie sich dieselben als höhere, göttliche Wesen dachten, als Götter vorstellten und ihnen solche Eigenschaften beilegten, die den menschlichen analog waren, d. h. den menschlichen Eigenschaften entsprachen oder wenigstens ähnlich waren, wenn sie sich auch immerhin einbildeten, ihre Götter besäßen die Eigenschaften der Menschen in einem viel höhern Grade, also in einem solchen wie es göttlicher Wesen würdig ist und ihnen geziemt.

Die Weden nennen als ersten und höchsten Gott, der von den Hindu verehrt wurde, den Indra, den Herrn des Himmels, des sichtbaren Firmamentes. (Indra heißt blau.) Indra gebietet über Sonnenschein und Regen; er hält, als indischer Zeus oder Jupiter, den Bliz oder die Donnerkeule in den Händen. Er weiß Alles und sieht mit 1000 Augen. Seine Gemahlin ist Schasti, die Beschüzerin der Kinder. Der zweite Gott, dessen die Weden Erwähnung tun, ist Agni, der Gott des Feuers, der Vermittler zwischen Himmel und Erde, der Merkur der Römer oder der Hermes der Griechen, da er Gebet und Opfer der Menschen in den Himmel trägt.

Der dritte Gott der Weden ist Waruna, der Gott der Gewässer, des Ozeans und des unendlichen Raumes. Neben diesen drei Hauptgöttern der ältesten Zeit werden noch Rudra, der Gott der Winde, Surya, der Gott der Sterne, Tschandra, der Gott des Mondes, Yama, der Gott des Todes, des Schattenreiches, und einige andere nebst einem zahllosen Heere von untergeordneten Genien, Nymphen, himmlischen Musikern, Tänzern und Tänzerinnen, Adityas (guten Geistern) und Asuren oder Dityas (bösen Geistern) verehrt.

In der ältesten Zeit gab es noch keine Priester; jeder Familienvater vertrat die Stelle eines Priesters im Kreise seiner Angehörigen. Es gab damals auch noch keine Tempel, keine Götterbilder, keine religiösen Feste und, außer dem Somaopfer, weder blutige noch unblutige Opfer. Das Somaopfer bestand darin: In mondheller Nacht wurde die Somapflanze, von einigen asclepias acida, von andern sacrostema viminalis genannt, gepflückt; dann wurden die Blätter abgestreift und die Stengel zwischen Steinen zerquetscht. Den dadurch entstandenen Brei besprengte man mit Wasser und filtrierte ihn hierauf durch ein Sieb aus Ziegenhaaren. Der dadurch gewonnene Somasaft wurde in eine Schale gegossen und mit Butter und Milch vermischt. Hierauf fing der Opfertrank zu gähren an und wurde in einen starken, berauschenden Spiritus verwandelt. Diesen Trank brachte der Familienvater, und in späterer Zeit der Brahmine, den Göttern, namentlich dem Indra dar. Die Hindu glaubten, daß die Götter mit Wohlbehagen den Somatrank schlürften, sich dadurch selbst berauschten, durch Berauschung gestärkt und begeistert würden und denjenigen Gnaden spendeten, die ihnen Soma opferten.

Alle Bücher der Weden lehren einmütig und beharrlich die Unsterblichkeit der Seele, die Belohnung der Guten und die Bestrafung der Bösen nach dem Tode. Sie lehren ferner die Seelenwanderung, infolge deren die Seele eines Verstorbenen entweder in einen Stern verwandelt wird, oder in einem Tier ihre Wohnung nehmen muß oder öfters mit einem andern Leib bekleidet wird und dann, von der untersten Kaste angefangen, aufwärts durch alle Kasten wandern muß. Auf diese Weise wird sie von aller Unreinigkeit geläutert und muß für alle in früheren Präexistenzen, Lebens- und Daseins-Formen begangenen Sünden und Vergehungen büßen. Hat sie diesen Kreislauf glücklich vollendet, so wird sie endlich

in den Himmel, ins Reich der Götter, aufgenommen (in frühester Zeit: in das Reich Indras, und in späterer Zeit: in das Reich Brahmâs, Wischnus oder Schiwas, je nachdem sie einen dieser Götter verehrt hatte.)

Infolge dieser trostlosen und des vernünftigen Menschen unwürdigen Lehre von der Seelenwanderung erschien dem Indier das ganze Tierreich von menschlichen, büßenden Seelen belebt und flößte ihm eine heilige Scheu, Angst, Furcht oder Verehrung ein. So oft er eines Tieres ansichtig wurde, mußte in ihm die Vermutung aufsteigen: es könnte wohl die büßende Seele eines nahen Verwandten, des Vaters, der Mutter, der Frau, des Kindes ꝛc. sich in demselben befinden. Es war darum selbstverständlich, daß er sich sorgfältig hütete, ein Tier zu töten, und daß er es für ein Verbrechen halten mußte, ein Tier zu schlachten und dessen Fleisch zu essen. Dem Glauben des Hindu an die Seelenwanderung verdankt das indische Gesez, kein Tier zu töten, seine Entstehung, und wurde derselbe Glauben der Gründer von Spitälern für kranke, mißgestaltete und altersschwache Tiere, namentlich für Stiere, Kühe, Pferde, Affen, Hunde, Kazen, Gänse, Enten, Tauben u. s. w. In allen größern Städten Indiens bestehen Tierspitäler, und hab ich mich in mehrern derselben davon überzeugt, wie sorgfältig, ja wie liebevoll, presthafte, mißgestaltete und altersschwache Tiere verpflegt werden.

Ich sah ferner öfters, wie Hindumütter auf dem Kopfe ihrer Kinder sehr eifrig gewisse Insekten zusammenfingen; allein dem Kriegs- und Jagdrecht entgegen, ja, dem gesunden Menschenverstand und aller Klugheit zum Hohn und Troz, töteten sie die gefangen genommene Einquartierung nicht, sondern sie sperrten dieselbe bis nach Beendigung ihrer menschenfreundlichen und hygienischen Beschäftigung ein und schenkten ihnen dann großmütig die Freiheit. Dieses törichte Verfahren entsprang der Furcht, es möchten sich im Leib

der gefangenen Insekten büßende Seelen befinden, die durch Tötung jener Plaggeister aus ihrer Wohnung vertrieben würden. Der orthodoxe Hindu trägt, wenn er der buddhistischen Dschaina-Sekte angehört, sogar ein Tuch vor dem Mund, um dadurch zu verhüten, beim Einatmen eine Mücke oder Fliege zu töten.

Aus demselben angeführten Grunde ist es den höheren Kasten verboten, Fleisch zu essen. Nur das Fleisch von solchen Tieren, die infolge einer Krankheit verendeten, das Fleisch der Fische, des Rhinoceros, des Krokodils und der Raubvögel dürfen sie essen, niemals aber jenes der Rinder. Den Brahminen ist es erlaubt das Fleisch der Tauben und jener Tiere zu genießen, die als Opfer der Götter geschlachtet wurden. Das Rindfleisch ist darum nirgends in der Welt so wohlfeil wie in Indien; als ich mich in jenem Lande aufhielt, kostete ein Pfund Rindfleisch 2 Kreuzer, süddeutsche Währung, also nicht ganz 6 Pfennige. Aus demselben Grunde gehören die Abdecker, Mezger und Gerber zu den niedrigsten, zu den verachtetsten und verworfenen Kasten.

Die Hindu beabsichtigten sogar schon, den Europäern den Genuß des Rindfleisches zu verbieten. Am 18. Januar 1862 beantragte der Radscha von Patiala (ein kleines Fürstentum des nordwestlichen Hindostan) im gesezgebenden Körper zu Calcutta, es sollte der Genuß des Rindfleisches in ganz Britisch-Indien durch eine Bill (ein Gesez) verboten werden! Selbstverständlich wurde dieser komische Antrag im Papierkorb der genannten Behörde begraben.

Ich bemerke noch, daß in den Weden, namentlich im wichtigsten Teile derselben, im sogenannten Rigweda, der Kasten, der Wittwenverbrennung, der Gözenbilder und der Seelenwanderung durch Tiere keine Erwähnung geschieht, woraus deutlich hervorgeht, daß die Hindu bis etwa ins VIII. Jahrhundert vor Christus von all dem nichts wußten.

Die Religion der Hindu hat im Laufe der Jahrhunderte,

von der ältesten Zeit an, aus der wir schon historische Urkunden und Zeugnisse über Indien besizen, bis auf die Gegenwart, sehr viele und wesentliche Veränderungen erfahren. Der Entwicklungsgang der indischen Religion läßt sich am besten dadurch verfolgen und darstellen, daß man 4 Perioden unterscheidet, welche dieselbe durchlaufen und während welcher sie nach und nach diejenige Gestalt angenommen, in welcher sie uns in der Gegenwart gegenübertritt.

I. Periode der indischen Religion.

Der Glaube an Einen Gott, an ein höchstes, überweltliches, persönliches Wesen, der Monotheismus, war die ursprüngliche Religion der Indier, welcher der Rigweda an mehreren Stellen Erwähnung tut.

Dieser wahre Glauben, offenbar die Erbschaft der ursprünglichen göttlichen Offenbarung, verwandelte sich gar bald in einen Polytheismus, in den Glauben an mehrere Gottheiten, indem die Indier anfingen, die Naturkräfte zu personifizieren und ihnen göttliche Ehre zu erweisen. Es waren hauptsächlich drei Naturkräfte, die als Götter gedacht und als solche verehrt wurden. Ich führte sie weiter oben schon an, nämlich Indra, den Herrn des Firmamentes, der Sonnenschein und Regen sendet; den Agni, den Gott des Feuers, der alles durchdringt und gewaltige Veränderungen an und in den Dingen bewirkt, und Waruna, den Gott des Wassers, des Ozeans, des unendlichen Weltraumes. Diese drei Gottheiten werden in den Weden meistenteils so dargestellt, als seien sie von dem höchsten Wesen, dem Welturheber, abhängig und regierten nur in seinem Namen und Auftrag. Bald wird das höchste Wesen als eine göttliche Person,

bald als unpersönliche Weltursache bezeichnet, die Sprache der Weden ist nämlich hochpoetisch und bilderreich und darum vieldeutig und schwankend. Eine feststehende Terminologie, eine Kunstsprache, die Personen und Sachen genau, bestimmt und scharf begrenzt, sowie ein theologisches oder philosophisches System sucht man in den Weden vergeblich. Es ist aus dieser Ursache sehr schwer, den eigentlichen, wesenhaften Kern der Hindu-Religion aus seiner poetischen Umhüllung, mit welcher ihn die Dichter in der ältesten Periode der indischen Geschichte drapierten, herauszuschälen und in seiner wahren Gestalt hinzustellen. In der II. Periode der Entwicklung der Hindu-Religion tritt dieselbe sowohl in den Kontouren (im Umriß) als auch im Detail viel bestimmter vor uns hin, nur haben wir stets das festzuhalten, daß sie im zweiten Stadium sowie in allen nachfolgenden Stadien ihrer Entwicklung unter zwei Gesichtspunkten zu betrachten ist, nämlich entweder als Religion des Volks oder als Religion der Gelehrten, der Philosophen, der Honoratioren und der wedakundigen Brahminen. Die Volks-Religion hat einen sogenannten exotorischen und die Religion der höheren Kasten einen esotorischen Charakter, d. h. das indische Volk hängt an der roh sinnlichen Form, es denkt sich die Götter in den Bildern von Holz und Stein verkörpert, betet diese Bilder an und bringt vor ihnen Opfer dar; die Mitglieder der höheren Kasten dagegen sind entweder Pantheisten, die das Weltall selbst für Gott halten, die da glauben, die Welt sei ewig und habe sich vermöge der in ihr liegenden Kräfte und Geseze so entwickelt und gestaltet, wie wir sie jezt vor uns sehen, und Gott komme erst im Menschen zum Bewußtsein, das Weltall seie Gott und jeder Teil des Weltalls göttlich; oder sie sind Deisten, die an einen persönlichen, überweltlichen Gott glauben, der sich den Menschen aber nicht persönlich geoffenbart hat, sondern der nur durch

die Vernunft aus seinen Werken erkannt wird. Ich werde später von der Volks-Religion und jener der höheren Kasten der Indier etwas ausführlicher reden, weßwegen ich hier zur Schilderung der

Entwicklung der indischen Religion in der II. Periode

übergehe.

Nachdem sich aus den Kriegern der in Indien eingedrungenen Nordarier ein sozial-politischer Verein, eine Kaste, gebildet hatte, vereinigten sich auch die Priester zu einer solchen. In welchem Jahrhundert das Eine und das Andere geschehen ist, läßt sich, bei der großen Unsicherheit der indischen Chronologie (Zeitrechnung) und bei dem sagenhaften Charakter der ältesten sogenannten geschichtlichen Nachrichten über Indien, nicht mit Bestimmtheit angeben.

Nachdem die Priesterkaste einmal bestand, „machten" ihre Mitglieder selbstverständlich, wie man zu sagen pflegt, „in Theologie". Die Hindu-Priester suchten, mit Benützung der schon vorhandenen Religion, ein religiöses System aufzustellen, was ihnen aber nach Wesen und Form sehr schlecht gelungen ist. Die aus ihrem Studierzimmer hervorgegangenen Götter sind wahre Mißgeburten und jämmerliche Karikaturen, auch läßt die Logik sehr vieles zu wünschen übrig, der Phantasie dagegen ist der weiteste Spielraum gewährt. Der Brahmanismus ist auf folgende Weise entstanden.

Brahmă heißt Gebet, Andacht, Betrachtung; Brahmă bezeichnet die Aufregung und Anspannung der im Gebet und beim Opfer dem Göttlichen sich zuwendenden Geisteskräfte; Brahmă bedeutet die Emphase, die Inbrunst, das heilige Ungestüm beim Gebet, die Gott um die Gewährung des Erbetenen

gleichsam bestürmen und ihm dieselbe abringen wollen. Diese Seelentätigkeit und dieses Abstraktum, dieser abgezogene Begriff, die schon in den Weden als göttliche Mächte dargestellt sind, wurden von den Priestern als göttlicher Urgrund aller Wesen und Dinge angesehen, anerkannt und erklärt. Sie lehrten, daß sich aus diesem unpersönlichen Urgrund aller Wesen und Dinge die Person des höchsten Gottes, des Brahmâ entwickelt habe. Sie lehrten ferner, Brahmâ seie der Weltschöpfer, dem alles Dasein und Leben verdanke, er seie insbesondere der Gott des Gebetes und Opfers. Sie ließen ihm auch eine Gemalin (Sakti), eine weibliche Ergänzungsseite zukommen, der sie den Namen Saraswati, Göttin der Weisheit und der Beredsamkeit, Beschüzerin der Künste und Wissenschaften, beilegten. Brahmâ wird, wenn abgebildet, in Menschengestalt dargestellt, und zwar mit 4 Gesichtern und 4 Händen. Seine Bildnisse sind stets rot angestrichen.

Brahmâ wurde jedoch niemals ein volkstümlicher Gott und niemals offiziell verehrt, es wurden ihm, sonderbarer Weise, keine Tempel errichtet, keine Altäre erbaut, keine Opfer dargebracht und zu seiner Ehre und Verherrlichung keine Feste gefeiert. In ganz Indien ist blos ein einziger Ort, an welchem sich ein Tempel Brahmâs befindet, in Puschkar nämlich, bei Adschmir, in Ratschputana.

Die Brahminen bedienten sich, bei Aufstellung ihres theologischen, oder besser gesagt, theosophischen Systems, so oft sie von Brahmâ, der obersten Hindu-Gottheit, redeten, gewöhnlich solcher Ausdrücke, die so dehnbar, elastisch, vag, zweideutig und vielsinnig sind, daß ein Jeder nach Belieben den Gott Brahmâ für den Weltschöpfer, für eine persönliche Gottheit, oder für die Weltseele halten konnte. Sie behaupten, Brahmâ habe die Welt nicht mit freiem Willen, aus grenzenloser Liebe und durch sein allmächtiges Wort erschaffen, sondern sie sei aus ihm hervorgegangen, emaniert, folglich

wesensgleich mit ihm, göttlich, und kehre in einem ewigen Kreislauf zu ihm zurück. Zuerst gingen aus Brahmâ Wischnu und Schiwa, dann die Geister der Luft, dann die Brahminen, die Krieger, die Kaufleute, Handwerker, Bauern und Sklaven, hierauf die Tiere, Pflanzen und Steine hervor. Brahmâ wird aber sehr oft ganz bestimmt Urvater (Pitamaha), Herr der Schöpfung (Pradschapati), Welterschaffer oder Weltbildner (Lokakarta) und Schöpfer (Dhata) genannt, welche Ausdrücke darauf schließen lassen, Brahmâ seie nicht anders denn als persönlicher, überweltlicher Gott aufzufassen, der, wenn persönlich, aus freiem Willen die Welt, alle Geschöpfe und Wesen, erschaffen habe; Millionen Hindu halten darum Brahmâ für das höchste, persönliche, göttliche Wesen, von dem alles erschaffen wurde, dem alles im Himmel und auf Erden untergeben ist, und dessen Minister und Gehilfen die übrigen Götter und Genien sind.

Man sollte glauben, die indischen Priester nenneten sich nach diesem höchsten Gott „Brahminen“ oder „Brahmanen“, sie trügen den Namen dessen, dem sie als Priester dienen, und der ihr Gnadenspender und Schuzherr ist, allein das ist durchaus nicht der Fall, es findet vielmehr das gerade Gegenteil davon statt. Der höchste Gott der Hindu verdankt seinen Namen den Brahminen, seinen Dienern, denn sie nannten das höchste Wesen von dem Gebet, das sie an dasselbe verrichteten, Brahmâ. Brahmâ ist gleichsam ihr Werk, ihre Schöpfung; er ist durch ihr Nachdenken, durch ihre Betrachtung, durch ihre Spekulation, Reflexion und Kontemplation, durch ihr Gebet und Opfer entstanden. Die extremsten Ansichten von der Würde, der Macht und den Rechten der Brahminen rechtfertigen auch diese Behauptung. Im Gesezbuche Manus wird die Geburt der Brahminen eine fortwährende Verkörperung, Inkarnation Brahmâs, des Gottes der Gerechtigkeit (Dherma's) genannt, denn des Brahminen Bestimmung

und Beruf ists, die Gerechtigkeit zu fördern und den Menschen die Seligkeit durch Gebet, Opfer und vorbildliches Leben zu vermitteln. Im I. Buche des erwähnten Kodex heißt es: „Der Brahmine ist über alle Menschen unendlich erhaben“, und im X. Buche: „Der Brahmine ist der Herr aller andern Kasten.“ Im VII. Buche wird vom Brahminen gesagt: „Der Blick und die Huld der Gottheit ruhet allein auf ihm und nur um seiner Fürbitte willen werden den Menschen göttliche Gnaden verliehen. Der König soll keinen Brahminen züchtigen, und wäre er auch aller möglichen Verbrechen geständig. Der König darf, auch wenn er im höchsten Grade Mangel leidet, vom Brahminen, welcher der Weden kundig ist, keine Steuer erheben. Und im XI. Buche wird sogar behauptet, die Brahminen hätten das allverzehrende Feuer, das Meer mit dem untrinkbaren Wasser und den Mond hervorgebracht, und in ihrem Zorne könnten sie andere Welten, andere Götter, andere Fürsten und Menschen erschaffen. Ein Brahmine seie, gleichviel ob gelehrt oder ungelehrt, eine mächtige Gottheit und etwas überaus Göttliches, selbst in dem Fall, wenn er alle Arten gemeiner Geschäfte betreibt. — Doch genug dieses Weihrauchs und dieser Selbstvergötterung!

Als zweiten Gott ließen die Brahminen aus der Weltseele S c h i w a hervorgehen. Schiwa ist in allem der Gegensaz von Brahmâ, dieser ist der Erschaffer, jener der Zerstörer; da aber nach indischer Anschauung keine eigentliche Zerstörung oder Vernichtung des Irdischen, sondern nur eine Umwandlung, eine Metamorphose desselben stattfindet, so zerstört und vernichtet Schiwa nur in dem Sinne, daß er alles in stetem Fluß und Wechsel erhält; er zerstört, um dadurch neues Leben, neue Formen, neue Wesen und Dinge zu erzeugen. Schiwa wird als furchtbarer, schrecklicher Gott dargestellt, mit 3 Augen, das dritte auf der Stirne, mit 4—16 Armen,

einem Halsband, das aus Totenschädeln besteht, und reitend auf einem Stiere, dem Symbole der zeugenden Naturkraft. Auch die Schiwa dargebrachten Opfer sind schrecklich, meistens blutige Tieropfer, und bei seiner Verehrung in den Pagoden steigert sich der religiöse Fanatismus bis zur Raserei und den abscheulichsten Verstößen gegen Anstand, Zucht und Sitte.

Schiwa wird von den Hindu niemals unter diesem Namen, sondern stets unter symbolischen Bezeichnungen, gewöhnlich unter dem Beinamen „Mahadewa," d. h.: großer Gott, verehrt, angebetet und angerufen. Auch ihm wurde eine Gemalin beigesellt, die bald Parwati (die Berggöttin) und Bhawani (die Naturkraft), bald Durga (die Schwernahbare) und Kali (die Schwarze) genannt wird. Auch Kalis Bild ist Grauen erregend und schauerlich anzusehen. Es ist tief schwarz, das Haupt umgibt ein Nimbus aus Feuerflammen, die Augen funkeln von Mordlust und Blutgier. In jedem Ohrringe hängt ein Totenschädel; ein langes Halsband reicht bis auf die Füße herab, es besteht aber aus lauter Totenschädeln! Um die Hüfte ist ein Panterfell geschlungen. Sie hat 4 Arme und Hände zum Zeichen ihrer großen Macht über alle Sterblichen. In einer Hand hält sie ein großes Opfermesser, das Symbol des Todes, in einer andern ein abgeschlagenes Haupt. Sie steht mit beiden Füßen auf ihrem Gemale Schiwa, der rücklings auf dem Boden ligt. Worauf sich diese ungalante Situation bezieht, werden wir später, bei der Beschreibung der Hindu-Feste, erfahren.

Als dritten Gott ließen die Brahminen Wischnu sich aus der Weltseele entwickeln. Wischnu ist der Erhalter, das konservative Prinzip und Element im ganzen Weltall. Er ist ein wohlwollender, gütiger, Gnaden spendender Gott. Er wird auf sehr verschiedene Weise abgebildet, in der Regel ruht er in Gestalt eines schönen Jünglings auf einer ungeheueren Schlange, dem Sinnbild des ewig in sich selbst zurück-

kehrenden und von neuem wieder beginnenden Kreislaufes des Lebens aller Wesen und Zeiten. Er trägt eine dreifache Krone auf dem Haupt, wodurch angedeutet wird, daß er der Herrscher ist über Erde, Meer und Luft. Seine Hautfarbe ist blau, wie das tiefe Meer und das Himmelszelt. Er führt über 1000 Beinamen; verehrt und angerufen wird er aber gewöhnlich als Krischna, Rama oder Dschagannath. Nach der Ansicht der Brahminen war es auch für Wischnu nicht gut, daß er allein seie, daß er als Zölibatär oder Hagestolz lebe, sie trauten ihm also eine Gemalin an, mit Namen Lakschmi, die Göttin des Glückes. Überhaupt leben alle Götter des indischen Pantheons oder Olymps im Ehestand; es sind mir nur zwei einzige indische Götter bekannt, die nicht im Ehestand leben, Ganesa, der Gott der Lernenden, der Volksschüler und Studenten, und Kartikeya, der Gott des Krieges. Beide sind Söhne Schiwas und der weiter oben geschilderten Göttin Kali. Es wäre aber, zur Vermeidung unsäglichen Ärgernisses, sehr zu wünschen gewesen, daß wenigstens Kartikeya sich, namentlich als Kriegsmann, der an Subordination gewöhnt sein muß, dem Pantoffelregiment einer Göttin gefügt hätte, da er denn doch nicht als Zölibatär leben wollte. Kartikeya lebte nämlich, laut indischer Mythologie und zum öffentlichen Skandal, mit einer Hetäre namens Kaumari, in „wilder“ Ehe. Auf Grund dessen erwählten ihn die Brahminen zum Patron einer Sippschaft von Frauenzimmern, die am besten dadurch gekennzeichnet ist, daß man ihren Namen in anständiger Gesellschaft niemals ausspricht. Ja, zu Ehren dieses Gottes und seines schandbaren Wandels wird im Monat Kartik sogar ein Fest gefeiert, das leider sehr volkstümlich ist und grenzenlos viel moralisches Unheil anrichtet.

Wischnu ist in einem ununterbrochenen Kampfe gegen alles Böse, gegen Sünde, Laster, Missetat, Verbrechen und

Tyrannei, gegen böse Geister und Dämonen begriffen. Er verläßt selbst den Himmel, steigt mehrmals auf die Erde herab, nimmt verschiedene Gestalten, Inkarnationen, Inkorporationen (Awataren) an, um der Wahrheit und Gerechtigkeit unter den Menschen zum Sieg zu verhelfen, die sittliche Weltordnung wiederherzustellen und dadurch zu verhüten, daß die Welt durch Laster und Verbrechen zu Grund gehe. Auf diese Weise, in diesem Sinne, wird Wischnu und werden dessen Awataren von den Brahminen und den zwei indischen National=Epopöen Mahabharata und Ramayana dargestellt und charakterisiert. Schon neunmal ist Wischnu auf Erden erschienen, und das zehnte und lezte Mal wird er auf einem weißen Roß, oder wie es in manchen Hindu=Schriften heißt, als weißes Roß erscheinen. Diese Zeit ist dann gekommen, „wenn die heiligen Schriften und Geseze ihre Geltung verloren, wenn Lasterhaftigkeit, schreiendes Unrecht und Geldgier die Herrschaft an sich gerissen und das höchste Lebensalter nur noch 23 Jahre betragen wird. Wischnu wird dann das Laster, alle Unholde und bösen Geister vernichten, die Sünder bekehren, die Tugendhaften belohnen und diese Welt zerstören, aber er wird sodann eine neue entstehen lassen, in welcher nur Wahrheit, Recht und Tugend regieren.“ Wem fällt nicht die unverkennbare Ähnlichkeit dieses zehnten Awatars mit mehreren Stellen der Offenbarung des heiligen Johannes auf? Und diese große Ähnlichkeit muß jeden Unbefangenen überzeugen, daß die Weissagung der zehnten Inkarnation Wischnus erst nach der apostolischen Zeit des Christentums entstanden sein kann, und daß der Erfinder derselben mit der heiligen Schrift des neuen Testamentes, speziell mit der Apokalyps des heiligen Johannes, bekannt gewesen sein muß. Damit der geneigte Leser sich einen Begriff davon zu machen in den Stand gesezt wird, wie lächerlich, fabelhaft, ungereimt und ungeheuerlich die Awataren Wischnus sind, führe ich

einiges von der siebenten Awatara an, wie sie teils in den Puranas, teils in dem Epos Ramayana dargestellt ist.

Der Dämon Rawana hatte von Brahmâ die Gnade der Unverlezlichkeit erhalten, dieselbe aber mißbraucht. Wischnu unternimmt es, Rawana zu vernichten.

Zu Ayodhya (Audh) herrschte der König Dasaratha, der bis auf Einen Punkt der glücklichste aller Menschen war, und dieser Eine Punkt bestand darin: er besaß keinen Sohn, der nach seinem Tod die Totenfeier hätte halten können, in Ermanglung einer Totenfeier durch den Sohn verfällt aber, nach indischer Anschauung, der Vater der Hölle. Um nun die Götter gleichsam zu zwingen, ihm einen Sohn zu schenken, opfert er denselben eine Million Kühe, hundert Millionen Goldstücke und vierhundert Millionen Silberlinge und bittet die Brahminen inständig, für ihn das kostbarste und den Göttern wohlgefälligste Opfer, das Roßopfer, darzubringen. Solches geschieht. Und siehe da: in der Opferflamme erscheint eine himmlische Gestalt und reicht dem funktionierenden Brahminen einen wunderbaren Trank für die vier Gemalinen des Königs dar. Infolge des Genusses dieses wundertätigen Trankes beschenkt jede Gemalin den König mit einem Sohne. Eines dieser Wunderkinder ist Rama. Schon als Kind legte der Knabe eine glänzende Probe seiner göttlichen Abstammung und seiner erhabenen Bestimmung ab, er verscheucht nämlich den Riesen Rakschasa von einem Opferplaze. Als Jüngling spannt er einen gewaltigen Bogen, der so groß und schwer war, daß 5000 Menschen aufgeboten werden mussten, denselben auf einem Wagen herbei zu führen. Als Preis dieses Bravourstückes erhält er die Königstochter Sita zur Gemalin.

Die Stiefmutter Ramas, namens Kaikeyi, will nun ihrem eigenen Sohne Bharata die Tronfolge sichern und bestimmt darum Dasaratha, einen Pantoffelhelden, Rama vom

königlichen Hofe auf 14 Jahre zu verbannen und Bharata zu seinem Nachfolger in der Regierung zu ernennen. Rama geht mit seiner Gemalin Sita und mit seinem Halbbruder Lakschmana in die Verbannung, er zieht sich ins Dickicht der Wälder zurück und wird dort der Beschüzer der Einsiedler.

Von Gram und Gewissensbissen gefoltert, stirbt Ramas Vater, und Bharata besteigt hierauf den königlichen Tron, doch ist derselbe so edelmütig, daß er feierlich erklärt, er regiere nur als Stellvertreter Ramas und bis zu dessen Rückkehr aus der Verbannung.

Rama hatte sich in Zentralindien, nahe bei dem Orte niedergelassen, wo Rawanas Schwester hauste. Als diese Rama erblickte, entbrannte sie in leidenschaftlicher Zuneigung zu demselben und machte ihm, dem Gemale Sitas, unerlaubte Anträge. Rama wieß dieselben aber entschieden zurück, und darum faßte die Verschmähte den Plan, sich an Rama dadurch zu rächen, daß sie dessen Gemalin Sita durch ihren Bruder Rawana entführen lasse. Rawana ist in leiblicher und sittlicher Beziehung ein vollendetes Ungeheuer. Er hat zehn Köpfe, zwanzig Arme, feuersprühende Augen und kommt an Größe einem hohen Berge gleich. Und wie sein Leib, so seine Seele: sie ist eine Musterkarte aller Laster und Verruchtheit. Um nicht weitläufig zu werden, führe ich nur die Hauptzüge des schauerlichen Dramas der Entführung und Befreiung Sitas an. Rawana raubt Sita auf arglistige Weise und entführt sie durch die Lüfte nach Lanka auf der Insel Ceylon, wo er als König herrscht. Dort bietet er ihr alle seine Schäze an, sofern sie sich entschließt, seine Gemalin zu werden. Sita weißt aber den Verführer entrüstet zurück und wird deßwegen von Rawana den Furien überliefert. Brahmâ erbarmt sich der gequälten Unschuld und sendet ihr Götternahrung. Rama hat auf wunderbare Weise durch einen Vogel Kenntnis vom Raub und Aufenthaltsort

seiner Gemalin erlangt und beschließt, dieselbe um jeden Preis aus der Gefangenschaft zu befreien. Er macht sich mit seinem Halbbruder Lakschmana sogleich auf den Weg nach Ceylon. Nachdem sie ein furchtbares Ungeheuer getötet, das, obgleich es keinen Kopf hatte, dennoch einen furchtbaren Rachen, mit meterlangen Zähnen bewaffnet, besaß; gehen sie zu Sugriwa, dem König der Affen, der Rama ein kostbares Geschmeide übergibt, das Sita aus dem wunderbaren Luftwagen des Rawana auf die Erde hinabgeworfen. Sugriwa erbietet sich, zur Wiedererlangung Sitas behilflich zu sein; und zu diesem Zwecke stellt er vier Armeen Affen auf die Beine und gibt dem Generalissimus dieser imposanten Truppenmacht, namens Hanuman, Befehl, Rawana anzugreifen und Sita zu befreien. Hanuman marschiert mit seinen geschwänzten Legionen gegen Süden und erreicht bald das Kap Komorin, vis-à-vis der Insel Ceylon. Hanuman, der wunderbare Kräfte besizt, springt über die, an der schmalsten Stelle 80 Kilometer breite Meerenge hinüber aufs Ufer Ceylons, schleicht, in Gestalt einer Kaze, in die Hauptstadt Rawanas und findet richtig die arme Strohwittwe Sita, umgeben von einem ganzen Heere schauerlicher Furien. Er gibt sich ihr als den Abgesandten Ramas zu erkennen und erbietet sich, sie auf seinem Rücken durch die Luft über das Meer zu tragen und wohlbehalten zu Rama zu bringen. Sita lehnt aber dieses ihrer Züchtigkeit und Frauenehre zu nahe tretende Anerbieten ab, weßwegen Hanuman unverrichteter Dinge abzieht. Im Vertrauen auf seine Wunderkräfte, seine List und Verschlagenheit unternimmt er in Lanka, der Residenzstadt Rawanas, einige tollkühne Streiche und wird als Spion Ramas erkannt und gefangen genommen. Es gelingt ihm aber, sich als himmlischen Embassadeur durch unanfechtbare Beglaubigungsschreiben auszuweisen, weßwegen er sofort auf freien Fuß gesezt wird. Bevor Hanuman aber entlassen wird, heftet man ihm einen Denk-

zettel seines halsbrechenden Unternehmens an seine Hauptzierde: der Affenschweif wird ihm angebrannt! Um diesen, einem himmlischen Abgesandten und Götterboten angetanen unerhörten Schimpf zu rächen, klettert er auf das nächste Dach und steckt mit seinem brennenden Schweif die Residenzstadt Lanka in Brand. Sita wird wunderbar aus der Feuersbrunst gerettet, von Rawana aber auch fernerhin in Gefangenschaft gehalten. Hierauf kehrt Hanuman, durch die Luft fliegend, zu Rama zurück.

Nachdem dieser von seinem Gesandten über alle, Sita betreffenden Umstände und Vorfälle in Kenntnis gesezt worden war und sich über die seiner Flagge respektive seines Gesandten Schweif angetane Ehrenkränkung und Schmach furchtbar entrüstet hatte, trifft er die nötigen Anstalten, mit seinen Affenlegionen Ceylon zu erobern, Rawana zu töten, Sita zu befreien und die seinem Generalissimus und Botschafter angetane Beleidigung und maliziöse körperliche Schändung blutig zu rächen. Man hätte nun allerdings glauben sollen, was dem geschwänzten Affenfeldherrn Hanuman ein Leichtes war, müsste dem Gotte Wischnu, Rama genannt, zu leisten, wenigstens möglich sein, nämlich sich und seine 4 Affenarmeen über die Meerenge nach Ceylon zu versezen; doch dem war nicht so. Rat- und machtlos stand Rama am Ufer der Meerenge und musste sich nolens-volens überzeugen, daß „das Wasser keine Balken hat," und daß er nur auf dem prosaischen Weg einer Brücke oder eines Dammes mit seinen wackeren Kriegern nach Ceylon gelangen könne. In seiner argen Verlegenheit und Not verfällt er, um sich aus der Klemme zu ziehen, auf ein, einen Gott höchst beschämendes und zugleich eines Gottes höchst unwürdiges Mittel: er bittet den Meeresgott Waruna, ihm, als Kollega, amtsbrüderlich beizustehen, d. h. ihm und seiner Armee eine Brücke über die Meerenge schlagen zu lassen. Waruna benimmt sich aber sehr unkollegialisch gegen seinen, sich in Not

befindenden Vorgesezten: er weigert sich, auf nichtige Gründe gestüzt, ein so gigantisches Werk herstellen zu lassen. Da schüchtert ihn aber Rama gewaltig dadurch ein, daß er einen feurigen Pfeil, der Waruna zugedacht ist, ins Meer abdrückt. Nun bequemt sich Waruna, seinem Amtsbruder zu helfen. Er ernennt Nala, den Sohn des Gottes Wiswakarma, des Weltmodelleurs, zu seinem Ingenieur und Oberbaumeister zu Wasser und zu Land und gibt ihm den gemessenen Befehl, in peremtorischer Frist, eine solide, stehende Brücke über die Meerenge zwischen Kap Komorin und der Insel Ceylon herzustellen. Und Waruna hat in Nala den rechten Mann getroffen, denn dieser bringt in verhältnismäßig kurzer Zeit das Riesenwerk zur Ausführung: einen festen, massiven Damm über die Meerenge von Palk, 20 Yodschamas lang und 10 breit, oder, das indische Längenmaß in unser modernes Maß umgewandelt, 80 Kilometer lang und 40 breit. Respekt davor, namentlich wenn man bedenkt, durch welche Steinbrecher, Steinmezen, Maurermeister, Polierer und Maurer Nala dieses Werk ausführen ließ, nämlich durch — Affen, durch wunderbare Affen! Ha, das war ein Schauspiel während vieler Wochen, ein Schauspiel für Götter, Dämonen, Genien und Menschen! Hunderttausende von Affen flogen durch die Luft und holten oder brachten Bäume, die sie entwurzelt, oder Steinblöcke, die sie losgerissen hatten. Bisweilen entfiel einem Affen ein allzuschwerer Steinblock, der dann, zum Andenken an den wunderbar errichteten Affendamm, an derselben Stelle, wo er niederfiel, liegen gelassen wurde. Das indische Volk hält noch heutzutag jeden in Zentralindien vereinzelt aus dem Boden hervorragenden Felsen und jeden isolierten Berg für einen solchen, einem Affen beim Meeres-Dammbau entglittenen Felsblock. Alle Götter staunten über dieses wunderbare Werk und weissagten von ihm: „So lange als das Meer besteht, so lange soll auch dieser Damm

bestehen und Ramas und der Affen Ruhm verkünden." Mit dieser Weissagung habens die indischen Götter aber schlecht erraten, denn der erwähnte Damm besteht längst nicht mehr, und höchst wahrscheinlich hat er nie bestanden; dagegen befindet sich auf der, in der Meerenge liegenden Insel Rameswaram eine Tempelruine, deren Steingefüge auf ein hohes Alter derselben schließen lassen. Im Volksmund heißt diese Ruine „Tempel Ramas".

Nachdem der Affendamm fix und fertig geworden, zieht die gewaltige Armee mit klingendem Spiele und unter Hurrahrufen über denselben und gelangt endlich auf Ceylon. Nun beginnt ein regelrechter Feldzug unter den gewöhnlichen Wechselfällen des Krieges — bald siegen die Affen, bald die Ceylonesen. Rama kämpft natürlich stets in der vordersten Reihe und verrichtet Wunder der Tapferkeit. In einer Schlacht wird er aber tötlich verwundet und wäre vom Tod auch dahingerafft worden, wenn ihm nicht Pawana, der Gott der Winde, Atem eingehaucht und ihn wieder zum Leben gebracht hätte. Nun nimmt der Dämon Rawana persönlich anteil am Kampfe, er besiegt alle Brigade- und Divisionsgeneräle Hanumans und begegnet endlich Rama, der ihn im Zweikampfe verwundet. Hierauf muß sich Rawana in seine Residenz zurückziehen, seine Wunden verbinden und ärztlich behandeln lassen. An seiner Statt sendet er seinen Bruder, den Dämon Kumbhakarna, gegen Rama in den Kampf. Kumbhakarna wird aber von Rama getötet. Nun mißt sich der Riese Indradschit mit Rama und verwundet ihn und viele Heerführer mit gefeiten Waffen. Jezt tritt der famose Hanuman als rettender Engel auf. Er fliegt mit einem Affen-Piquet nach dem Himalaya, um vom goldenen Berge Rischabha Heilkräuter zur Wiederherstellung Ramas zu holen. Allein die betreffenden Heilkräuter machen sich unsichtbar. Da umschlingt Hanuman den Berg, reißt ihn aus seinem

Fundament heraus, trägt ihn durch die Lüfte nach Ceylon und setzt ihn neben dem Krankenlager Ramas nieder. Und, o Wunder! Die Heilkräuter sproßen üppig empor, und Rama und alle seine verwundeten Heerführer werden durch das Einatmen des Duftes derselben augenblicklich gesund. Unterdessen wurde auch Rawana von seinen Wunden geheilt und tritt nun wieder persönlich Rama entgegen und fordert ihn zum Zweikampf heraus. Rama nimmt das Kartel an und haut seinem Gegner, Streich für Streich einen Kopf ab, aber augenblicklich wachsen Köpfe nach. Nachdem dieser Zweikampf 7 Tage und Nächte gedauert und Rawana schon mehrere 100 Male geköpft worden ist, steht er immer noch mit seinen 10 Köpfen auf der Mensur. Da geht endlich Rama die Geduld aus, er ergreift seinen Bogen und sendet einen Pfeil mitten in Rawanas Herz. Rama läßt seinen Todfeind ehrenvoll bestatten und befreit dann seine Gemalin Sita, die das ganze Affenheer durch ihre Schönheit entzückt. Auch Rama schwelgt in Lust und Frohlocken beim Anblick Sitas, allein sogleich erwacht in ihm der Verdacht, ob Sita während so langer Zeit und in so vielen und großen Gefahren und Versuchungen die Tugend und eheliche Treue bewahrt habe. Darob grämt sich Sita, bricht in Tränen aus und erbietet sich, ihre Treue durch die Feuerprobe zu beweisen. Es wird ein mächtiger Holzstoß errichtet und angezündet, Sita schreitet, von Agni, dem Gotte des Feuers beschützt, unversehrt durch die Flammen des Holzstoßes und wird von dem erwähnten Gotte ihrem aufjubelnden Gatten in die Arme geführt. Ramas Vater, der König Dasaratha, entsteigt hierauf dem Grabe und erteilt seinem Sohne und Sita den väterlichen Segen. Nachdem Gott Indra alle in diesem Riesenkampf gefallenen Helden von den Toten auferweckt hat, kehren Rama und Sita, nebst einem glänzenden Gefolge, in demselben Luftwagen, den Rawana einst dem Gotte

des Reichtums, namens Kuwera, geraubt, und in welchem er Sita entführt hatte, nach Ayodhya zurück; das Affenheer aber gelangt zu Fuß dorthin. In Ayodhya werden Rama und Sita mit Jubel empfangen. Bharata legt Krone und Szepter nieder, die er nur in Ramas Namen getragen, und Rama besteigt nun den Tron seines Vaters. Alle Helden, Kampf- und Bundesgenossen, mit andern Worten, das Affenheer, wird reichlich beschenkt und dann entlassen. Schade nur, daß es damals noch keine Feldzugsmedaillen gab, wie prächtig müßte sich nicht das Affenheer, die Feldzugsmedaille auf der tapfern Brust, ausgenommen haben! Aber noch weit mehr ist es zu bedauern, daß Caffarel und Wilson fast 2 Jahrtausende zu spät auf die Welt kamen, denn welche glänzenden Geschäfte hätten sie zur Zeit der Awatara Ramas mit einem schwunghaft betriebenen Ordensschacher machen können! Es ist jammerschade, daß der Hexenmeister Hanuman für seine Bravourstücke und Hingebung nicht mit dem Großkreuz der Ehrenlegion dekoriert werden konnte, welch schmerzstillender und heilkräftiger Talisman wäre das für seinen versengten Affenschweif gewesen!

Rama und Sita erfreuten sich auf dem Trone keines ungestörten Glückes. Rama erfuhr nämlich, daß ihm seine Untertanen deßwegen grollten, weil er Sita, die so lange in Rawanas Gewalt gewesen und nicht unberührt geblieben sein könne, als Gattin beibehalte. Rama ist schwach genug, sich aus Menschenfurcht von Sita zu trennen und sie in die Verbannung zu schicken. Sita zieht sich in die Einsamkeit zurück und gebiert dort Zwillinge, Kusa und Lawa. Nun ermannt sich Rama, er erbarmt sich über seine verstoßene Gattin und ruft sie zurück, allein in feierlicher Versammlung fordert er sie auf, durch ein Gottesurteil zum zweitenmal ihre Unschuld zu beweisen. Sita bittet den Gott der Erde, namens Prithiwi, auch Prithwi genannt, er möge ihre Unschuld durch

ein Wunder bezeugen. Da spaltet sich die Erde, und Sita sinkt hinab in den Abgrund.

Nun hat Wischnus Verkörperung ihren Zweck erreicht; Rama, der Mensch gewordene Gott, hat nach Besiegung des Dämons Rawana nichts mehr auf Erden zu tun, und die Zeit ist für ihn gekommen, in den Himmel zurückzukehren. Daran erinnert ihn der Gott der Zeit in Gestalt eines Büßers. Rama steigt vom Trone und begibt sich mit großem Gefolge zum Flusse Sasayu, der heutigen Gogra, die bei Audh vorbeifließt. Dort erscheint Brahmâ, umgeben von seinem himmlischen Hofstaat, und ladet seinen Kollega ein, zu ihm in seinen goldenen Himmelswagen zu steigen. Rama nimmt diese Einladung mit Dank an und wird dann in den Götterhimmel kutschiert.

Das sind die Hauptzüge der siebenten Awatara Wischnus! Und dieser Awatara sind alle andern ähnlich an Fabelhaftigkeit, Alfanzerei, Zauberei, Lächerlichkeit, Jämmerlichkeit und Widersprüchen. Das ist die von den Brahminen für die Hindu zusammengebraute Dogmatik und sauber aufgeputzte Moral! Und das Alles glaubt das Hinduvolk steif und fest! Es erweist einem so armseligen Gott, der an der Spize eines Affenheeres kämpft und mit harter Not einen Dämon besiegt, göttliche Ehre, es ruft ihn gläubig und vertrauensvoll an und bringt ihm Opfer dar! Ja, es verehrt sogar alle Affen als göttliche Wesen, weil ein Affenheer Wischnu, respektive Rama, einen Damm über die Meerenge zwischen Indien und Ceylon errichtete, und weil ihm ein Affenkönig und ein Affengeneral behilflich waren, Rawana zu besiegen und Sita zu befreien!

Aber noch viel verwunderlicher ist es, daß europäische, getaufte Gelehrte die indischen Epopöen Mahabharata und Ramayana bis zu den Wolken erheben und dieselben als unvergleichliche Geistesprodukte und als Inbegriff aller Weis-

heit und Humanität preisen. Besonders deutsche Gelehrte haben die erwähnten Epopöen der gebildeten Welt als eine unübertreffliche Lektüre empfohlen. Sie finden nicht genug Worte, zu beweisen und zu schildern, wie Geist und Herz bildend und veredelnd jene Gedichte seien, und welch erhabene, nachahmungswürdige Muster der Tugend dieselben, besonders der Jugend, vor Augen halten! Namentlich zwei in das Epos Mahabharata eingeschobene Episoden, namens Bhagawad-Gita und Gita-Gowinda, wissen sie nicht genug zu rühmen. Der Staatsmann, Gelehrte und Sprachforscher, Wilhelm von Humboldt, sagt in einem Briefe an den Diplomaten, Friedrich von Gentz: er danke Gott, daß er ihn so lange habe leben lassen, das Lied der Gottheit, Bhagawad-Gita, lesen zu können. So konnte nur ein Mann schreiben, der dem Christentum den Rücken gekehrt hatte, und der sehnlich wünschte, daß die christliche Religion durch ein modernes Heidentum verdrängt werde. Was ist denn an der ganzen siebenten Awatara Wischnus den Geist Bildendes, das Herz Veredelndes, zur Übung der Tugend Anspornendes, die Erkenntnis und die Verherrlichung des wahren Gottes Beförderndes? Rein gar nichts! Unter dem ungeheueren Wust von Hokuspokus, Aufschneiderei, Aberglauben und Unsinn könnte man höchstens Sita als ein Muster ehelicher Treue gelten lassen, wenn es überhaupt zweckmäßig und zulässig ist, eine der Mythe, Fabel und Dichtung angehörende Person als nachahmungswürdiges Muster aufzustellen. Da ist denn doch ein einziges christliches Büchlein, z. B. „Philothea" oder „Theotimus" vom hl. Franz von Sales, oder „die Nachfolge Christi" von Thomas von Kempis, unendlich mehr wert als alle Epopöen, Dramen und Tragödien des ganzen Heidentumes. Nur vom Christentum abgefallene, für das antike oder moderne Heidentum schwärmende Schöngeister können es über sich gewinnen

und wagen, der heiligen Schrift mit den Märchen der Indier und Iranier, der Griechen und Römer Schach zu bieten und jene durch diese verdrängen zu wollen. In dem Buche, das den Titel führt: „Arja. Die schönsten Sagen aus Indien und Iran", sagt der Verfasser, auf Seite 482,: „Es war mein Bestreben, durch glänzende Beispiele der orientalischen Sage und Poesie zur Nachahmung zu entflammen, der Gemeinheit, der Selbstsucht, der Untreue und der Undankbarkeit entgegen zu wirken, Begeisterung für das Große, Schöne und Gute zu wecken und zu erhalten, dabei aber auch zu zeigen, wie diese Begeisterung nicht zu Übermut werden darf, wie sie vielmehr überall jene edle Mäßigung und Besonnenheit verlangt, welche durch die Schranken des Gesezes bedingt sind und allein große Menschen bilden." Und einige Zeilen weiter oben sagt er: „Was fruchten alle jene, oft genug trockenen und ohne Wärme, ja meist mit kategorischen Imperativen erteilten Sittenlehren, oder jene salbungsvollen, nicht selten mit Drohworten gegebenen Moralpredigten, wenn fesselnde Vorbilder fehlen?" Mit diesen Worten sind offenbar die zehn Gebote Gottes gemeint, denn diese sprechen allerdings in kategorischen Imperativen, und wird wohl Niemand, der es mit der Religion ernst nimmt, es Gott, dem wahren Gott, verargen, daß er mit seinen Geschöpfen, Kindern und Untertanen — und zwar zu ihrem Besten — in kategorischen Imperativen redet. Was aber die salbungsvollen, nicht selten mit Drohworten gegebenen Moralpredigten betrifft, die dem Verfasser der „Arja" und allen Seinesgleichen, den Atheisten, Pantheisten, Materialisten, Rationalisten, kurz: den religiösen Nihilisten, ein so gewaltiger Dorn im Auge sind, so ist es leicht begreiflich, daß ihnen das unqualifizierbare Leben der indischen, griechischen und römischen Götter unvergleichlich mehr zusagt und behagt als die christliche Moral. Simile simili gaudet, sagt der Lateiner, und Bakon von

Verulam übersezt diesen Spruch dem Sinne nach so: „Nur derjenige leugnet Gott (den wahren Gott des Christentums), in dessem Interesse es ligt, daß es keinen Gott gebe," und der sehr gelehrte, fromme und weise Bischof Bossuet liefert den besten Kommentar zu demselben, indem er sagt: „Es ist noch nie einer ein Ungläubiger geworden, ohne vorher ein Sünder gewesen zu sein," d. h. ohne den Weg der Tugend verlassen zu haben, oder noch deutlicher: Die Sünde, namentlich der Stolz, der Gelehrtendünkel, die Genußsucht und Fleischeslust verleiten zum Abfall vom christlichen Glauben. Was soll man aber erst dazu sagen, daß in der oben angeführten Stelle behauptet wird: es fehlte in der christlichen Religion an fesselnden Vorbildern, weßwegen solche von den heidnischen Iraniern und Indiern zu entlehnen seien! Das ist denn doch zu toll. Wenn jemand am hellen Tage, während die Sonne scheint, die Fensterläden schließen und eine armselige Ampel anzünden würde, weil ihm die Sonne angeblich viel zu wenig Licht ausstrahlte, und wenn ein Millionär, angeblich wegen Geldmangels, fechten gienge, so würde man beide mit Recht für geisteskrank halten; und gerade so verhält es sich damit, wenn ein getaufter Christ wegen angeblichen Mangels an fesselnden, nachahmungswürdigen Beispielen innerhalb der christlichen Kirche und der christlichen Kultur bei den Heiden betteln geht, wenn er dort nach leuchtenden Mustern und Vorbildern in Religiosität und Tugend sucht — das kann nur ein Verrückter oder ein moralisch ganz herabgekommenes Subjekt oder ein aus Haß gegen das Christentum rasend gewordener sogenannter Gelehrter tun. Wer zählt die erhabenen, rührenden und zur Nachfolge begeisternden Muster und Vorbilder in jeglicher Tugend und Vollkommenheit, welche die christliche Religion hervorgebracht hat, und die von der christlichen Kirche als Heilige verehrt werden! Nimm doch nur einen christlichen Kalender zur

Hand, und du wirst in demselben für jeden Tag wenigstens Einen Heiligen angeführt finden! Jeder Stand und Beruf, jedes Alter und Geschlecht besitzt eine reiche Musterkarte der würdigsten Vorbilder. Du findest im Leben der Heiligen jede Tugend veranschaulicht und verkörpert, jede zeigt sich dir dort in ihrem Adel, ihrer Liebenswürdigkeit und Verdienstlichkeit. Das Leben der Heiligen ist die beste Schule zur Erlernung ächter, wahrer Weisheit und Tugend. Wie steht es aber in dieser Beziehung mit der indischen, griechischen und römischen Mythologie, mit den Geistesprodukten indischer, griechischer und römischer Dichter? Sehr vieles ist, abgesehen von dem heidnischen Aberglauben und Wahn, von Abgeschmacktheit und Lächerlichkeit, von Widerspruch und Unsinn, in moralischer Beziehung im höchsten Grade anstößig und verwerflich. Kein anständiger Mensch kann ohne aufsteigende Schamröte, ohne Entrüstung und heiligen Zorn, ohne Ekel und Abscheu die erwähnten Geistesprodukte lesen. Allein das verschlägt nichts — jene Mythen und Fabeln sind deßwegen doch, weil heidnisch, höchst geistreich und ideal, mustergiltig und empfehlenswert. Nur was christlich ist, das ist erdichtet, abergläubisch, abgeschmackt, lächerlich und rigoros und darum vom Volke, besonders von der heranwachsenden, studierenden Jugend, fern zu halten!

Viele sogenannte Gelehrte haben sich sogar so hoch verstiegen und so sehr verirrt und so wenig entblödet, daß sie in der achten Inkarnation Wischnus als Krischna Christus, den menschgewordenen Sohn Gottes, gefunden haben wollten; sie wähnten, die „christliche Mythe" von Christus sei der indischen Mythologie entlehnt und nachgebildet, Christus also ein Abbild Krischnas! Wenn man überhaupt Krischna und Christus miteinander in Zusammenhang bringen und eine Verwandtschaft beider annehmen will, so ist allein die Annahme gerechtfertigt, daß Krischna eine Kopie, oder besser

gesagt, eine Karikatur Christi ist. Der gründliche Kenner der indischen Mythologie, Dr. Wollheim da Fonseca, sagt in seinem gelehrten Werke „Mythologie des alten Indien", das sich nur auf authentische Quellen stützt, Seite 64 und 65: „... Noch weiter auseinander treten diese beiden Gestalten (Kischnas und Christi), wenn man bedenkt, daß Christus auf die Erde kam, nicht um sich in irdische Streitigkeiten einzulassen oder selbst einen irdischen Tron einzunehmen, sondern, daß sein Reich nicht von dieser Welt war, während Krischnas Erscheinung und sein Wirken nur irdischen Verhältnissen galt. Christus war der ‚Friedensfürst' und Krischna ein streitender Held; Christus ein Muster der strengsten Sittlichkeit und Enthaltsamkeit, Krischna ein wollüstiger, mit Hirtinen, Prinzessinen und Nymphen der Liebe pflegender indischer Gott. Man sieht also, daß die Ähnlichkeit zwischen beiden nur eine höchst flüchtige und äußerliche, die Verschiedenheit aber eine bedeutende und wesentliche war. Wollen wir den Krischna mit einem bekannten göttlichen Wesen vergleichen, so darf es nicht der Stifter unserer Religion sein, der zu rein und hoch steht, um einen solchen Vergleich zuzulassen, sondern eher der griechische Apollo". Also spricht sich ein gründlicher Kenner der indischen Mythologie und ein großer Gelehrter über Christus und Krischna aus, und sein Urteil ist durchaus stichhaltig und korrekt. Es ist darum ein wahnwiziges Unternehmen, zu behaupten, die „christliche Mythe" von Christus verdanke der indischen von Krischna Entstehung und Dasein, so daß, wenn es keinen indischen Krischna gegeben hätte, es auch keinen jüdischen Christus hätte geben können. Es bleibt überhaupt rätselhaft und unerklärlich, daß sogenannte Gelehrte das Wagestück unternehmen mochten, zwei grundwesentlich verschiedene Personen zu identifizieren und dadurch die unleugbar der Geschichte angehörende Person,

Christus nämlich, in eine mythische Gestalt zu verwandeln. Wie kann denn jemand, der die Geschichte kennt, im Ernste leugnen, daß Jesus Christus gelebt, eine Religion gestiftet und zu Jerusalem gekreuziget wurde! Ich schweige gänzlich von christlichen Zeugen hiefür und führe blos heidnische an.

Der Geschichtschreiber Tacitus bezeugt in seinen Annalen, XV. 44., daß Christus gelebt hat und gekreuzigt worden ist.

Dasselbe bezeugt der Syrer Mara in einem an seinen Sohn Serapion, im Jahre 73 nach Christus, geschriebenen und noch vorhandenen Brief. Ausführlich berichtet der jüdische Geschichtschreiber

Flavius Josephus in seinen „Altertümern" XVIII. 3. 3., über Jesus Christus.

Der heidnische Kaiser Hadrian, der vom Jahre 117 bis 138 regierte, also nicht lange nach Christus lebte, war, wie die heidnischen Geschichtschreiber Dio Cassius und Spartianus berichten, dem Christentume sehr gewogen, ja er wollte sogar Christus unter die Götter aufnehmen lassen. Daraus geht doch gewiß hervor, daß Hadrian Christus nicht für eine der Mythe, sondern der Geschichte angehörende Person hielt.

Der heidnische Kaiser Alexander Severus, der vom Jahre 222—235 nach Christi Geburt regierte, war von solcher Hochachtung und Ehrfurcht vor Jesus Christus beseelt, daß er, wie die heidnischen Schriftsteller Dio Cassius und Lampridius erzählen, in seiner Hauskapelle, wo er täglich betete, eine Statue von Jesus Christus aufstellen ließ — ein klarer, unumstößlicher Beweis, daß er davon überzeugt war, daß Jesus Christus nicht eine fingierte, fabelhafte, sondern eine der Geschichte angehörende Persönlichkeit war, eine Persönlichkeit, die gelebt, die Fleisch und Blut hatte,

und zwar dieselbe Persönlichkeit, von welcher Tacitus, Mara und Flavius Josephus, die Evangelisten und die christlichen Apologeten Justinus Martyr, Minutius Felix und andere berichtet hatten.

Julian, der Apostat, der vom Jahre 355—361 mit Konstantius, und von 361—363 als Alleinherrscher das römische Reich regierte, hasste das Christentum unversöhnlich und verfolgte es auf die raffinierteste und heimtückischste Weise — nicht durch Feuer und Schwert, sondern durch Spott und Hohn, durch Reaktivierung und Begünstigung des Heidentums.

Er schloß die Christen von allen Staatsämtern aus, entzog der christlichen Kirche alle ihr von Konstantin, dem Großen, verliehenen Privilegien, beraubte sie größtenteils ihres Vermögens, schloß die christlichen Schulen und verbot den Christen, die griechischen und römischen Klassiker zu lesen. Julian erkannte aber gar bald und mußte notgedrungen eingestehen, daß sein Kampf gegen das Christentum ein verzweifelter, und daß das von ihm eingeführte moderne Heidentum ein totgeborenes Kind sei. Als Julian das Orakel in Delphi wieder herstellen wollte, erhielt er, wie er selbst in seinem „Misopogon" betitelten Buche erwähnt, den traurigen Bescheid: Phöbus Apollo habe in Delphi keine Stätte mehr, keinen weissagenden Lorbeer und keine redende Quelle. Als er in Daphne das Apollofest feiern wollte und dazu viele Einladungen ergehen ließ und großartige Vorbereitungen traf, erschien ein einziger alter Priester, der eine Gans unter dem Arme trug, um sie dem Gotte zu opfern. Als Julian sein Heer, in welchem sehr viele Christen dienten, durch Bestechung zum Heidentum hinüberziehen wollte, warfen ihm die christlichen Soldaten, sobald sie davon Kunde erhalten hatten, den dargereichten Judaslohn vor die Füße und erklärten, sie wollten lieber sterben als

vom Christentum abfallen. Der Kaiser hatte nämlich befohlen, die Soldaten hätten, nach empfangenem kaiserlichen Geldgeschenk, ein Weihrauchkörnchen in eine Glutpfanne zu werfen. Dabei wurde ihnen aber arglistig verschwiegen, daß der Kaiser diese anscheinend harmlose Handlung als einen Abfall vom Christentum betrachte. Und als Julian die Juden aufforderte, nach Palästina zurückzukehren und den zerstörten Tempel wieder herzustellen, als er dieses Unternehmen auf jede Weise zu fördern suchte, weil er hoffte, durch die Wiedererbauung des salomonischen Tempels Christi Weissagung zu Schanden zu machen; da brachen Feuerflammen aus den hergestellten Fundamentgräben hervor und verzehrten die Arbeiter. Julian befahl aber nichtsdestoweniger, das begonnene Werk fortzusezen und zu vollenden, doch der allmächtige Gott trat ihm jezt auf recht augenfällige Weise entgegen und bestätigte die Weissagung seines Sohnes und jene der Propheten: er zerstörte durch ein furchtbares Erdbeben die aufgeführten Mauern des salomonischen Tempels. Bald darauf fiel Julian, dieser unversöhnliche Feind des Christentums, in die Hand der göttlichen Gerechtigkeit. Auf dem gegen die Perser unternommenen Feldzug wurde er, in der Schlacht bei Ktesiphon, tötlich verwundet, und sterbend bekannte er, daß er nicht nur im Kampf mit den Persern, sondern auch in jenem mit Christus unterlegen seie — bevor er seinen Geist aufgab, rief er: „Nazaräer, du hast gesiegt!“ Wenn nun selbst Julian, dem doch alles daran gelegen sein musste, die Existenz Christi zu leugnen, solches niemals zu tun wagte, und wenn man, angesichts der erwähnten geschichtlichen und von den unverdächtigsten Zeugen erhärteten Tatsachen, anzunehmen berechtigt ist, es seie unmöglich, zu leugnen, daß Christus gelebt habe, so kann man allerdings nicht genug über die große Anmaßung und Vermessenheit staunen, mit welcher sogenannte Gelehrte Christus in das Reich der Mythe

und Fabeln verweisen und ihn mit Krischna auf dieselbe Stufe stellen. Christus und Krischna, ha, selbst Licht und Finsternis, Tag und Nacht, Himmel und Hölle sind keine schrofferen Gegensäze! Christus wird aus Liebe und Barmherzigkeit Mensch, um Sünde, Schuld und Strafe der gefallenen Menschheit auf sich zu nehmen, um ihr die Freiheit des Geistes, Herzens und Willens zu verschaffen und alle zu einem tugendhaften Leben erforderlichen Gnaden zu spenden, Wischnu aber wird Mensch, um zu heiraten, sich mit Riesen herumzubalgen, Liebesabenteuer der schlimmsten Art zu bestehen und zahllose Tölpeleien, sogenannte Schwabenstreiche, zur Ausführung zu bringen! Jesus Christus sprach: „Selig sind, die ein reines Herz haben, denn sie werden Gott anschauen," und seine Todfeinde, die Schriftgelehrten und Pharisäer, fragte er: „Wer kann mich einer Sünde beschuldigen?", worauf sie ihm die Antwort schuldig blieben und bleiben mussten, Wischnu aber macht die 64 Hirtenmädchen von Brindabam so liebestrunken, daß er gleichsam genötigt ist, seinen Leib zu vervierundsechzigfachen, um sich allen hingeben zu können. Allein nichtsdestoweniger liiert er sich vorzugsweise mit Radha, dem schönsten Hirtenmädchen, dem er jedoch nicht treu bleibt. Er knüpft mit der Nymphe Wiradscha ein neues Verhältnis an, dem sieben Söhne entspringen, und das Radha im höchsten Grade eifersüchtig macht, und nachdem er den König von Mathura, namens Kansa, und etliche Riesen erschlagen, sezt er sich auf Kansas Tron, und nachdem er die Prinzessin Rukmini entführt und 60.000 Weiber genommen, wird er endlich, aus Versehen, auf der Jagd mit einem Pfeil getötet, und kehrt dann in seinen Himmel zurück, denn jeder indische Gott von höherem Rang hat seinen eigenen, speziellen, streng separierten Himmel. Wer kann sich teils des Lachens, teils des Abscheues erwehren, wenn er von diesen Jämmerlichkeiten und Schand-

taten Krischnas hört! Und doch soll Christus Krischnas Spiegelbild sein! Das ist eine Zumutung, die gerader Sinn und gesunde Vernunft mit Entrüstung von sich weisen.

Anläßlich der in Kürze beschriebenen siebenten Awatara Wischnus kann ich es mir nicht versagen, über den Darwinismus einige Bemerkungen zu machen, die der Veröffentlichung würdig zu sein scheinen.

Es ist weiter oben eines Affenkönigs, namens Sugriwa, sowie dessen Erwähnung geschehen, daß den Affen in Indien, seit des glorreichen Affenfeldzugs nach Ceylon, von den Hindu göttliche Ehre erwiesen wurde. Die heiligen Bücher der Hindu tun noch zweier Affenkönige Erwähnung, nämlich des Balis, der ein Sohn des Indra, des Gottes des Firmamentes, war, und des Hanuman, den wir weiter oben schon als Affengeneral kennen lernten, der aber von den heiligen Büchern als „König" bezeichnet wird, womit wir uns in Berücksichtigung dessen einverstanden erklären können, daß Hanuman ein Sohn des Windgottes Wajus, auch Rudra genannt, gewesen. Diese 3 Affenkönige, von denen sich in Indien noch heute unzählige Bildnisse mit obligatem, untadelhaftem Affenkopf und Schweif befinden, waren vermält, und ist man so glücklich, auch die Namen ihrer ebenfalls beschweiften, holdseligen Gemalinen zu kennen; Sugriwa hatte eine Ruma heimgeführt, Balis an eine Tara sein Herz verschenkt und Hanuman eine Hidimba neben sich auf den Tron gesezt. Außer diesen 3 Affenkönigen erwähnen die indischen Mythologien noch mehrere andere durch Genie, Gemüt und Wunderkräfte hervorragende Affen, z. B. Sarabha, Dwiwida, Nila, Nala, Kinasa, Kumunda, Durmakha u. s. w. Sie erzählen ferner, daß der Gott Indra alle im Affenkriege Ramas gegen Rawana gefallenen Affen dadurch wieder ins Leben zurückrief, daß er dieselben mit einem Regen des berühmten Göttertrankes Amrita überschüttete. Auf Grund all dessen würde

sich nun gewiß niemand darüber aufhalten und verwundern, wenn die Hindu auf den originellen Gedanken verfallen wären, die Menschen stammten von den Affen ab, allein ganz sonderbarer Weise war das nicht der Fall. Diese originelle, geistreiche und hochgelehrte Entdeckung blieb vielmehr einem Europäer, dem Engländer Darwin, vorbehalten. Er behauptete ganz unverfroren: „Der Mensch stammt vom Affen ab.“ Mit Jubel begrüßten die Materialisten und Atheisten Darwins Entdeckung, und unter Aufbietung einer hartnäckigen Sophisterei und Rabulisterei suchten sie dieselbe zu einem wissenschaftlichen Dogma zu erheben. Obgleich gewiegte Gelehrte, wie Bischoff, Wagner, Heer, Nägeli, Arby, Agassiz, Virchow und andere schlagend nachwiesen, daß sich Darwins Theorie von der Abstammung des Menschen vom Affen in direktem Widerspruch mit der Philosophie, Physiologie, Paläologie, Naturwissenschaft und verwandten Fächern befinde; so spukt dieselbe dennoch in unzähligen Köpfen und wird mit dünkelhafter Arroganz von den Lehrkanzeln der Gymnasien und Universitäten der studierenden Jugend vorgetragen, als glänzendes Resultat wissenschaftlicher Forschung, als Höhepunkt des geistigen Fortschrittes und der Kultur gepriesen und mit einem gleißenden Nimbus umgeben. Vor noch nicht langer Zeit (1886) hielt Dr. Dybowsky, Universitätsprofessor zu Lemberg, in Galizien, anläßlich einer akademischen Feier, in Gegenwart vieler Studenten, Professoren, Honoratioren und dreier Erzbischöfe einen Vortrag über den Darwinismus, in welchem er sich entschieden für die Abstammung des Menschen vom Affen aussprach. Die drei Erzbischöfe verließen, über diese der christlichen Religion, der göttlichen Offenbarung, der ächten, gründlichen Wissenschaft, der Christen- und Menschenwürde Hohn sprechende Behauptung tief entrüstet und in auffälliger Weise die Universitätsaula. Nachdem nun der Unterrichtsminister von Gautsch von dieser un-

qualifizierbaren Rede Dybowskys Kenntnis erlangt hatte, erteilte er demselben eine wohlverdiente Rüge und verpflichtete den akademischen Senat zu Lemberg, dafür Sorge zu tragen, daß zukünftig ein solch ärgerlicher Vorgang zu den Unmöglichkeiten gehören werde. Was geschieht aber, wenn die Professoren bei ihren gewöhnlichen Vorlesungen die tolle Lehre von der Abstammung des Menschen vom Affen als eine wissenschaftlich erwiesene Tatsache hinstellen und dieselbe zur Annahme empfehlen? Nichts, rein gar nichts. Es läßt sich allerdings begreifen, daß die von Gott abgefallene, das Christentum bekämpfende und die Priester hassende sogenannte Wissenschaft in die größte Verlegenheit gerät, wenn es sich um eine gründliche, den Menschengeist befriedigende Lösung der Frage handelt: „Woher kam der erste Mensch?“ Für diese von Voreingenommenheit, Befangenheit und Parteiwut strozende Wissenschaft ist Gott ein Hirngespinnst, eine Fabel, ein Aberglauben, ein Irrwahn und eine Erfindung der Priester. Es kann und darf nach Maßgabe der Resultate einer solchen Wissenschaft keinen Gott, keinen persönlichen, übernatürlichen Schöpfer des Himmels und der Erde geben — was bleibt ihr also übrig, als anzunehmen: es hat sich alles aus der ewigen, göttlichen Materie, aus der Riesenzelle, nach den denselben innewohnenden Gesezen von Stufe zu Stufe entwickelt, und folglich müsse das vollkommenste Naturprodukt, der Mensch, der Sprößling eines hochentwickelten Affen sein; verrückt hin, verrückt her — das verschlägt nichts. Die Affendeszendenz ist, wenn Gott und göttliche Offenbarung geleugnet werden, für die mit dem Christentum auf dem Kriegsfuß lebende Wissenschaft der einzige Ausweg, die Abstammung und Herkunft des Menschen zu erklären, sofern sie sich nicht zu dem beschämenden Geständnis herbeilassen und sich nicht selbst das Armutszeugnis ausstellen will: Ich weiß es überhaupt nicht, woher der Mensch stammt. Also

um den Preis der Leugnung eines persönlichen Gottes wird man ein Thor und behauptet den riesigen Unsinn: der Gorilla ist der Stammvater des Menschengeschlechtes!

Der Darwinismus ist, leider, heutzutag ein geistiger und moralischer Modeartikel geworden, er ist eine epidemische Seuche, die sich rasend schnell aus den höheren Schichten der Gesellschaft in die niederen verbreitet und der Gottesleugnung die Wege ebnet. Wer auf Gelehrtheit, feine Bildung und moderne Kultur Anspruch macht, der muß sich zum Darwinismus bekennen. Der Darwinismus hat schon längst die engen Schranken der Vorlesungshefte der Professoren durchbrochen, er überflutet wie ein tosender Gebirgsbach alle fünf Weltteile, er dringt, dem Volke mundgerecht gemacht, in die Werkstätten der Arbeiter und in die Spelunken der Fabrikler und Proletarier und wälzt seine schmuzigen, schlammigen Fluten durch die sogenannten aufgeklärten, liberalen Blätter, Romane, Zeitungen und Familien-Journale. Haben doch Berliner, anno 1876 nach Christi Geburt, dem Gorilla im Aquarium der Metropole der Gottesfurcht und frommen Sitte einen Christbaum bescheert, und wurde diese gotteslästerliche und hirnverbrannte Tat von der gesinnungstüchtigen Presse sympathisch begrüßt und mit Lob überschüttet!

Emil Schlagintweit sagt in seinem Werke: „Indien in Wort und Bild", das im allgemeinen von großer Fachkenntnis Zeugnis ablegt, im I. Bande, Seite 162,: „Die Götterlehre der Wedas ist gänzlich verschieden von dem theologisierenden Systeme, welches die Brahminen später aufstellten; unwandelbar dagegen blieben die Grundanschauungen über die Weltentstehung. Verschieden von der jüdisch-christlichen Anschauung über die Hervorbringung der Welt, kennt die indische Schöpfungsgeschichte keinen persönlichen Schöpfer, der die Welt nach einem bestimmten Plane schafft und für den Menschen, als Mittelpunkt der ganzen Schöpfung, alles

zweckmäßig einrichtet; von dem Vorwurfe des anthropozentrischen Irrtumes ist die indische Schöpfungslehre frei. Bei den Indiern ist die Schöpfung — ganz in Übereinstimmung mit den Darwinisten — ein Werdeprozeß, der mit dem Vollkommensten beginnt und mit dem Niedersten, gleichsam mit Erstarrung der Schöpferkraft, aufhört. Aus einer Kraft kommen andere hervor, diese zeugen wieder neue, bis die unendliche Wesenreihe vollendet ist. Der indischen Schöpfungstheorie ligt deshalb eine Mehrheit der Schöpfer oder besser der schöpferischen Kräfte zu Grunde. Das geistige Element wiegt im Systeme vor den materiellen Kräften vor; alle Dinge mit ihren Eigentümlichkeiten und Eigenschaften waren im Keime schon vorhanden, ehe sie in der groben, sinnlichen Welt mit ihrer Fülle körperlicher Wesen zur Erscheinung kamen." Hier ist also der Darwinismus unumwunden als zu Recht bestehend, als unfehlbare Lehre anerkannt und die göttliche Offenbarung in der heiligen Schrift, die Erschaffung der Erde und des Menschen durch einen persönlichen, überweltlichen, allmächtigen, allweisen, heiligen, gerechten und höchst liebevollen Gott als Irrtum bezeichnet, d. h. verworfen. Schlagintweit befindet sich übrigens, abgesehen davon, daß er dem Darwinismus zugetan ist, fürs erste, bezüglich des Darwinismus, und fürs zweite, bezüglich des Brahmanismus in einem großen Irrtum, denn der Darwinismus nimmt einen Werdeprozeß an, der nicht mit dem Vollkommensten, sondern mit dem Niedersten beginnt, und nicht mit dem Niedersten, sondern mit dem Vollkommensten aufhört. Was aber die Behauptung anbelangt: Die Weden und die indische Schöpfungsgeschichte wüßten nichts von einem persönlichen Schöpfer der Erde und der Menschen, so ist vielmehr das gerade Gegenteil der Fall. Der Jadschurweda spricht sich mit aller Entschiedenheit dahin aus: „Brahmâ erschuf die Seele des ersten Menschen als einen Teil seines geistigen

Selbst und umhüllte dieselbe mit einem Körper". Wer erkennt darin nicht die mosaische Schöpfungsgeschichte, wobei die unbedeutende Abweichung nicht in Betracht kommen kann, daß Gott nach dem mosaischen Berichte zuerst den Leib erschuf und dann die Seele, „den Atem Gottes," sein Ebenbild an sich tragend, mit dem Leib vereinigte. Der Jadschurweda berichtet ferner, daß Brahmâ, nachdem er sich selbst als Menschen erschaffen, (was offenbar so viel heißen will, daß Gott bei Erschaffung des ersten Menschen Menschengestalt angenommen, um sich sogleich dem ersten Menschen sichtbar und hörbar offenbaren zu können) noch andere Menschen erschaffen habe, weil er (Brahmâ) keine Freude im Alleinsein fühlte, und deßhalb freut sich auch der Mensch, nicht allein zu sein. Diese Äußerung ist, obgleich entstellt und travestiert, unverkennbar eine Kopie der biblischen Schöpfungsgeschichte. Ja, Brahmâ hatte keine Freude am Alleinsein, weil er die Liebe (im Sanskrit Kama) war, er erschuf, um von Geschöpfen, von Kindern, geliebt zu werden, die Menschen. Und Liebe goß Brahmâ auch in seiner Kinder Herz, Liebe zu ihrem Schöpfer und Liebe zu ihren Mitmenschen.

Daß Liebe der Beweggrund Bramâ's gewesen, die Menschen zu erschaffen, sagt auch der Rigweda. Es heißt in demselben:

„Und Liebe überkam zuerst das Eine,
Der geist'gen Inbrunst erster Schöpfersame.
Im Herzen sinnend spürten weise Seher
Das erste Band, das Sein an Nichtsein bindet.

Der Strahl, den weit und breit die Seher sahen,
War er im Abgrund, war er in der Höhe?
Man streute Samen, es entstanden Mächte —
Natur lag unten, oben Kraft und Wille.

Wer weiß es denn, wer hat es je verkündet,
Woher sie kam, woher die weite Schöpfung?
Die Götter kamen später denn die Schöpfung —
Wer weiß es, von wannen sie gekommen?
Nur Er (Brahmâ), aus dem sie kam, die weite Schöpfung,
Seis, daß er selbst sie schuf, seis, daß ers nicht tat,
Er, der vom hohen Himmel her herabschaut,
Er weiß es wahrlich! Oder weiß auch er es nicht?"

Welch trostlose Skepsis (Zweifelsucht) spricht aus diesen Versen! Man glaubt den armen Hindu im Zwielicht herumtasten zu sehen und nach Licht und Aufklärung rufen zu hören.

Die Purana, von denen die ältesten, nach dem Ausspruche der tüchtigsten Indologen, in das erste christliche Jahrhundert hinaufreichen, schreiben die Erschaffung des ersten Menschen Brahmâ, Wischnu oder Schiwa zu. Das ist ganz speziell der Fall beim Brahmâ-, Wischnu- und Schiwapurana sowie beim Krijajogasara, das ein Nebenpurana oder Ergänzungswerk des Padmapurana ist. Im zweiten Kapitel des Krijajogasara heißt es: „Brahmâ erschuf . . . Bäume, Sträucher, Schlinggflanzen und andere Gewächse, sowie die Thiere. Dann erschuf er nach und nach die Götter, Menschen, Schlangen, Widjaharas (Geister), Dakschas (untergeordnete göttliche Wesen), dann die Brahminen, Kschatryas (Krieger), Waisyas (Handelsleute und Bauern), die Sudras sowie die niedrigsten Kasten; diesen sezte er, der Herr der Geschöpfe, ihre verschiedenen Beschäftigungen fest." Um nicht weitschweifig zu werden, übergehe ich andere Stellen der heiligen Bücher der Hindu. Es ist also eine ganz und gar ungerechtfertigte und unmöglich zu beweisende Behauptung: die indische Schöpfungsgeschichte kenne keinen persönlichen Schöpfer der ersten Menschen. Freilich ist es einem Darwinisten, der sich geschmeichelt fühlt, von einem Gorilla abzustammen, sehr unlieb, daß eine der ältesten Urkunden der Menschheit für

die Abstammung der Menschen von Gott einsteht, und darum schweigt er die betreffenden Stellen jener Urkunde entweder tot, oder er torquiert sie so lang hin und her, bis sie in seinen Kram passen. Wer weiß: vielleicht hat eben die indische Mythologie, die weiter oben genannten Affenkönige und die famose Affenarmee Ramas Darwin den ersten Impuls gegeben, seine schofle Theorie aufzustellen! Darwin war ja ein Engländer und ohne allen Zweifel in der indischen Literatur sehr bewandert; konnte es nun nicht geschehen, daß die Lesung des Mahabharata, in welchem die Affen eine so große, ja wunderbare Rolle spielen, in ihm die Vermutung weckte, die Menschen dürften von einem Affenpaare abstammen, daß ihm dann diese Vermutung zur fixen Idee wurde, die er mit einem gelehrten Apparate ausstaffierte und sofort dem verblüfften XIX. Jahrhundert als unfehlbares Dogma, als modernen Stammbaum und Adelsbrief an den Kopf warf? Aber traurig, sehr traurig und schmachvoll ist es, daß so viele Deutsche, daß die „Nation der Denker", so heißhungerig auf diesen englischen, faulen und giftigen Köder losfuhr und ihn gierig verschlang. Daß die Israeliten in der Wüste vor bereits 3400 Jahren ein goldenes Kalb goßen und dasselbe anbeteten, war keine so große Thorheit und Sünde und darum verzeihlicher, als die dem Darwinismus im XIX. Jahrhundert nach Christi Geburt dargebrachte Huldigung, als die ehr- und schamlose, die haßerfüllte und wutverbissene Verzichtleistung auf die Kindschaft Gottes und die Anerkennung eines ekelhaften, geilen Affen als Stammvater des Menschengeschlechtes. Wem fällt, angesichts dieser beweinenswerten Errungenschaft der modernen, gottlos gewordenen Wissenschaft, nicht des Propheten Jeremias schrecklicher, aber wahrer Ausspruch ein: „Amplexati sunt stercora?" Da diese Worte für ein gemischtes Publikum nicht leicht auf eine nicht anstößige Weise zu übersezen sind, so verweise ich den Leser auf

die heilige Schrift des alten Testamentes, wo er in den Klageliedern Jeremiä, im 4. Kapitel und 5 Vers, dieselben übersezt finden wird. Ich für meine Person halte einstweilen an dem biblischen Berichte von der Erschaffung der Welt und des Menschen durch Gott und an dem Ausspruch des großen Gelehrten Karl Lenormant fest, der in seinem interessanten Buche: „Die Anfänge der Kultur" sagt: „Bisher hat man vergeblich in den Erdschichten nach dem Affenmenschen gesucht, diesem Hirngespinnst, mit dem gewisse Geister kokettieren, die, von unnatürlichem und übel angebrachtem Hochmut besessen, sich unendlich geschmeichelt fühlen würden, wenn sie einen Gorilla zum Großvater hätten. Man hat ihn (den Affenmenschen) bisher nicht gefunden, und man wird ihn auch niemals finden." Ja, am ersten Kapitel des ersten Buches Mosis und an dem erwähnten Ausspruche Lenormants halte ich so lange fest, bis mir in irgend einem Naturalienkabinet oder anatomischen Museum oder in einer Menagerie ein nach Menschenart gekleideter Affe, den betreffenden Kabinets-, Museums- oder Menagerie-Katalog in der Hand haltend, begegnet und uns Menschen als Affensprößlinge wörtlich anerkennt; denn es scheint mir billig und gerecht zu sein, daß, wenn **wir** die Affen als unsere Stammeltern anerkennen sollen, auch **sie** ihrerseits uns als ihre Nachkommen anerkennen. Der rühmlich bekannte Geschichtschreiber Dr. Weiß sagt in seinem vortrefflichen Werke, „Lehrbuch der Weltgeschichte", im I. Band, Seite LXXV,: „Sicher hätte der Gorilla Zeit gehabt, sich höher zu entwickeln, seit 2600 Jahren, wo Hanno (ein Feldherr Karthagos, der, wie Plinius in seiner Naturgeschichte V. 1 berichtet, die Westküste Nord-Afrikas untersuchte) ihn zuerst schilderte; aber er ist heute noch derselbe, welcher er damals war. Wenn man fragt, wo die Heimat dieses Halbaffen sei, so wird man nach Lemurien verwiesen, einem Lande, das von Ostindien bis nach

Neuseeland sich ausgedehnt habe und später in's Meer gesunken sei. Eine Hypothese (Vermutung) jedoch, die ein Land ersinnen, dann wieder in's Meer verschwinden lassen muß, steht auf sehr schwachen Beinen". Ich bin der Ansicht, daß jeder Unbefangene und nur halbwegs Vernünftige diesen Ausspruch eines tüchtigen und gelehrten Geschichtsforschers unbedenklich unterschreiben darf und wird.

Kehren wir nun, nach dieser Abschweifung, zu den indischen Göttern zurück!

In späterer Zeit (X. Jahrhundert nach Christus) erscheinen die drei Hauptgottheiten der Hindu als Trimurti, d. h. als Dreieinigkeit. Durch die Trimurti — einen theosophischen und philosophischen Begriff — wurden die Hauptgottheiten als die Ursache des Werdens, Bestehens und Vergehens im stets wiederkehrenden Naturprozeß symbolisch dargestellt. Brahmâ wurde als Schöpfer, Wischnu als Erhalter und Schiwa als Zerstörer betrachtet. Äußerlich, abbildlich dargestellt, erscheint die Trimurti als ein Wesen, das Einen Leib, aber drei Köpfe hat.

Der männlichen Trimurti wurde eine entsprechende weibliche Trimurti nachgebildet. Da die drei höchsten Gottheiten im Ehestand leben, so war es, nachdem man die Herrn Götter einheitlich verbunden hatte, nicht mehr als billig, daß man auch deren Gemalinen in eine Einheit verschmolz. Zum Glück war diese Einheit und Verkoppelung nur eine ideale, denn eine reale Vereinigung der drei indischen Göttinen möchte wohl unübersteigliche Schwierigkeiten dargeboten haben. Man dachte sich also auch die Saktis oder Prakritis (Gemalinen) der höchsten Götter als weibliche Trimurti, bestehend aus Brahmi, auch Saraswati genannt, Waischnawi, auch Lakschmi genannt, und Schiwani, auch Bhawani genannt. Man darf sich aber nicht vorstellen, die Hindu hätten die männlichen oder weiblichen Trimurti als bare Münze hingenommen,

d. h. an eine Trimurti geglaubt, eine Trimurti verehrt, einer Trimurti geopfert, bewahre! Sie hielten die Trimurti für das, was sie in der Wirklichkeit war: für ein Phantasiegebilde, für ein Abstraktum, einen theosophischen Begriff, für eine Kombination der Brahminen. Es gibt in Indien wohl Trimurti-Bilder, aber keine Trimurti-Pagoden, Trimurti-Opfer und Feste. E. Schlagintweit sagt in seinem weiter oben angeführten Werk über Indien, im I. Band, Seite 174, mit Recht: „Von Trimurti wird in Europa mehr gesprochen als in Indien, im Hindu-Kultus suchen wir vergebens nach Trimurti-Tempeln und Festen. Anzuerkennen ist dagegen, daß der Zusammenfassung dieser drei Götter als Spize der übrigen Götter, Göttinen und Genien niederer Ordnung eine uralte Idee von der Einheit alles Göttlichen zu Grund ligt."

Man hat wiederholt geglaubt, zwischen der indischen und christlichen Trimurti eine Ähnlichkeit herausfinden zu können, und darum auf eine Verwandtschaft beider Lehren geschlossen, allein solches beruht auf einem großen Irrtum. Die christliche Trinitätslehre ist von der indischen grundwesentlich verschieden, denn die christliche Lehre hält an der Einheit des göttlichen Wesens und an der Verschiedenheit der Personen der heiligen Dreifaltigkeit fest, während die indische Lehre von der Trimurti bei der wesenhaften Verschiedenheit der drei zusammengekoppelten, einander entgegenarbeitenden, einander beneidenden und anfeindenden Gottheiten, lediglich ein Produkt der Reflexion der Brahminen und eine willkürliche Kompilation derselben ist. Die christliche Lehre von der heiligen Dreifaltigkeit ist von Jesu Christo, der Mensch gewordenen zweiten Person Gottes, geoffenbart, die indische Trimurti-Lehre dagegen ist eitles Menschenwerk. Die christliche Trinitätslehre ist das Fundament der christlichen Religion und wird von allen Christen unzweifelhaft geglaubt, während die

indische Trimurti ein unwesentliches Beiwerk, gleichsam ein Ornament des Brahmanismus ist. Die Trimurti hat sich unter den Hindu niemals eingebürgert, sie wurde niemals volkstümlich und ein brahmanischer Glaubensartikel. Der Hindu bekümmert sich überhaupt nicht um philosophische Theorien und Systeme, nicht um gelehrte Konjekturen, Kombinationen und Hypothesen, nicht um theosophische Reflexionen und Spekulationen, er ist ein Fetischanbeter und nichts mehr und nichts weniger.

Ich habe schon früher erwähnt, daß Brahmâ von den Hindu überhaupt nicht verehrt wird. Auch Wischnu und Schiwa werden nie mit einander verehrt. All die Millionen Hindu sind entweder Wischnu- oder Schiwaverehrer. Im Gangestale wird vorzugsweise Wischnu, im Industale dagegen vorzugsweise Schiwa verehrt. Wenn man das übrige Hindostan in der Weise in zwei Teile trennt, daß man eine Linie von Bombay nach Madras zieht, so bildet dieselbe die Grenze zwischen der Wischnu- und Schiwasekte. Südlich von dieser Grenzlinie wohnen fast nur Schiwaiten und nördlich von derselben fast nur Wischnuiten. Die Wischnuiten kennzeichnen sich als solche durch zwei senkrechte Striche auf der Stirne, und die Schiwaiten durch einen horizontalen Strich auf dem nämlichen Körperteile. Dieses Sektenzeichen heißt Upanga, Tilakam oder Nahmam. Der Teig oder die Salbe, vermittelst deren es auf die Stirne gemalt wird, besteht aus Sesamöl, Sandelholzasche, getrocknetem Kuhdünger, kalkhaltigem Thon, der aus Gudscharat bezogen wird und ein gewinnbringender Handelsartikel ist, und aus eingetrocknetem, aber mit Wasser wieder aufgelöstem Schlamme von den Ufern des heiligen Ganges. Es ist selbstverständlich, daß nicht jeder Hindu all diese angeführten Ingredienzien zur Bereitung des Teiges, mit dem das Sektenzeichen gemacht wird, in Anwendung bringt, doch ist er hoch und heilig verpflichtet, unter den

Teig Kuhmist zu mengen, weil dem Kuhmist eine Sünden tilgende Kraft zugeschrieben wird. Es ist für jeden Hindu eine heilige Gewissenssache, täglich, und zwar in der Frühe, das Sektenzeichen zu erneuern, ja, der Hindu darf erst dann Speise zu sich nehmen, nachdem er das erneuerte Upanga auf seiner Stirne trägt.

Es besteht aber, außer dem Upanga, noch ein äußerliches Merkmal, an welchem der Wischnuit und Schiwait erkannt werden, am Rosenkranz nämlich. Gleichwie der Christ, der Tibetaner und Mohammedaner, sich eines Rosenkranzes bei gewissen Gebeten bedienen, so auch die Hindu. Der Wischnuit bedient sich eines Rosenkranzes, Akschamala genannt, der aus dem Holze eines als heilig verehrten Strauches, des Tulsi oder Tulasi (ocymum sanctum) verfertiget ist. Er zählt 108 Perlen oder Kugeln. Wenn der Wischnuit „den Rosenkranz betet“, so spricht er blos die verschiedenen Namen Wischnus oder dessen Gemalin Lakschmi aus und schiebt dabei jedesmal eine Perle von der einen Seite seines Rosenkranzes auf die andere. Der Schiwait bedient sich eines Rosenkranzes, der aus den Beeren des Rudrakschabaumes (elaeocarpus ganitrus), die mit den Muskatnüssen viele Ähnlichkeit haben, gefertiget ist. Er zählt 32 oder 64 Perlen oder Kugeln. Wenn der Schiwait „den Rosenkranz betet“, spricht er blos die verschiedenen Namen Schiwas oder dessen Gemalin Bhawani aus.

In der Voraussezung, es werde dem geneigten Leser, gleichviel, welcher Konfession er angehört, willkommen sein, auch etwas über den tibetanischen und mohammedanischen Rosenkranz zu erfahren, erwähne ich hier: Der tibetanische Rosenkranz, Tschu-Kor genannt, besteht aus 120 Perlen und ist der treue Begleiter aller Tibetaner. Sie tragen denselben überall bei sich und „beten denselben“ sehr oft. Dieses Gebet besteht darin, daß sie Stunden lang, bei jedem Geschäft, auf

dem Markt, auf dem Spaziergang und im Tempel, die geheimnisvollen Worte sprechen „Om, Mani, Padme, Hum", d. h. Oh, das Kleinod in der Lotusblume, ach ja!" Diese Worte werden aber nicht blos gebetet und vermittelst des Rosenkranzes abgezählt und kontroliert, nein, sondern man schreibt sie auch über die Haus- und Zimmertüre und an die Wände. Man schneidet sie in die Rinde der Bäume, man meißelt sie auf Felswände und schreibt sie auf zahllose Papierstreifen, die auf Schnüre aufgezogen werden, die man dann quer über die Straßen, über Flüße und Täler spannt. Ja, es gibt eine eigene Klasse tibetanischer Priester, Lama genannt, die keinen anderen Beruf haben, als beständig in Tibet herumzureisen und die erwähnten Worte überall hinzuschreiben oder einzumeißeln. Mit Recht frägst du nach dem Sinn, nach der Bedeutung, nach dem diesen Worten beigelegten Wert oder der ihnen innewohnenden Kraft. Allein deine Frage ist eher gestellt als beantwortet. Die Tibetaner wissen nämlich selbst keine genügende Erklärung jener Worte zu geben; sie glauben aber an die geheimnisvolle Kraft und wunderbare Wirkung derselben, und das genügt ihnen. Was ligt ihnen an der Auslegung, am Sinn und an der Bedeutung jener Worte! Nachfolgende Auslegung dürfte die größte Wahrscheinlichkeit für sich haben. Die Tibetaner glauben an die Seelenwanderung, nach deren Beendigung die gereinigte und geläuterte Seele in die Gottheit zurückkehrt. Die Seele hat, behufs ihrer Läuterung, durch Wesen der sechs Klassen Geschöpfe hindurchzugehen. Diese sechs Klassen sind: 1. Die höheren Geister, 2. die niederen Geister, 3. die Menschen, 4. die vierfüßigen Tiere, 5. die Vögel und 6. alles was schwimmt und kriecht. Die genannten sechs Klassen lebender Wesen sind durch die sechs Silben des Gebetes „Om, Mani, Padme, Hum" angedeutet. Je nachdem die Seelen auf ihrer Wanderung durch die sechs Klassen der lebenden

Wesen tugendhaft oder lasterhaft gelebt, gehen sie entweder in den buddhistischen Himmel ein, oder sie müssen so lange durch höhere oder niedere Klassen lebender Wesen hindurchgehen, bis sie alles Sündhafte abgelegt haben und reif geworden sind, sich endlich mit der Weltseele, von der sie ursprünglich ausgegangen, zu vereinigen, d. h. selig zu werden. Betet nun jemand oft und andächtig die geheimnisvollen Worte: „Om, Mani, Padme, Hum", so stirbt er dadurch dem Fleisch, der Welt und der Sünde ab, er vervollkommnet und heiligt sich dadurch in so hohem Grade, daß er bei seinem endgiltigen Tod würdig erscheint, sich sogleich, ohne weitere Seelenwanderung, zu Gott emporzuschwingen, d. h. sich in die allgemeine Weltseele aufzulösen; das ist die Seligkeit der Tibetaner — eine trostlose Seligkeit! Die Seelenwanderung ist eine abscheuliche Parodie und Karikatur der Unsterblichkeit.

Der mohammedanische Rosenkranz, Tesbih genannt, besteht aus 100 Perlen oder Kugeln. Der Mohammedaner bedient sich desselben, um sich beim Hersagen der 99 Beinamen Gottes zu kontrolieren. Bei der hundertsten Perle spricht er den eigentlichen Namen Gottes „Allah" aus, und sein Rosenkranzgebet ist beendigt.

Der Wischnuit (auch Waischnawa genannt) verehrt als höchsten Gott nur Wischnu, er überträgt auch jene göttlichen Eigenschaften, die Brahmâ und Schiwa zugeschrieben werden, auf Wischnu; und ebenso verehrt der Schiwait als höchsten Gott nur Schiwa und legt ihm auch alle, sonst nur Brahmâ und Wischnu zukommenden göttlichen Eigenschaften bei. Blos an berühmten Wallfahrtsorten verschwindet alles Sekten- und Separatistenwesen der Hindu, dort erscheinen Wischnu und Schiwa ohne Neid und Eifersucht mit einander vereint und empfangen von Wischnuiten und Schiwaiten gleichmäßig Anbetung, Geschenke und Opfer. Ein solcher Wallfahrtstempel

ist ein wahres Pantheon und ein reichhaltiges dämonologisches Museum. Der Tempel des Mahadewa (Schiwa) in Kadschuraha ist z. B. mit 898 Gözenbildern geziert, von denen sich 222 im Innern und 676 außerhalb des Tempels befinden. Abgesehen von Wallfahrtsorten, wo das Sektenwesen verschwindet, waren jedoch die Hindu von jeher in die zwei genannten Sekten geschieden und sind es noch bis auf den heutigen Tag.

Der berühmte Orientalist Max Müller sagt in seinen „Essays" über vergleichende Religionswissenschaft: „So oft einer dieser individuellen Götter angerufen wird, werden sie nicht als durch die Kräfte anderer beschränkt, als höher oder tiefer im Range stehend, vorgestellt; jeder Gott ist dem Gemüte des Bittenden so gut wie alle Götter. Er wird als wahre Gottheit empfunden, als erhaben und unbegrenzt, ohne eine Ahnung derjenigen Schranken, welche, nach unserer Vorstellung, eine Mehrzahl von Göttern für jeden einzelnen Gott zur Folge haben muß. Alle übrigen Götter entschwinden der Anschauung des Betenden, und nur derjenige Gott, welcher ihre Bitten erfüllen soll, steht in vollem Glanze vor den Augen seiner Verehrer."

Der Wischnuit hält Wischnu für den ächten, wahren, verehrungswürdigen und gnadenreichen Gott, in welchem die beiden anderen Götter gleichsam aufgegangen sind, der Schiwait glaubt dasselbe von seinem Gotte, von Schiwa. Diese Ansicht und dieser Glaube werden übrigens durch die heiligen Bücher selbst unterstützt und genährt. Im Schiwapurana, Kapitel 51, redet Brahmâ seinen ihm untergeordneten Kollega Schiwa also an: „Allgestaltiger, Dreizackschwinger, Blizlenker, Jogas (Denker und durch Denken Hervorbringer), Sankhja (Überleger, Besonnener, kluger Philosoph) Herr der Himmel, Götterfeind-Töter, in dessen Augen Sonne, Mond und Feuer wohnen, du Brahmâ, Rudra (Schiwa),

Wischnu, Wasawas (Regensender), Weltzerstörer, Kamatöter (Kama war der Gott der Liebe, den Schiwa durch einen Blick seines dritten Auges, das er auf der Stirne trug, zu Asche verbrannte), Kapardi (Zopfträger, weil Schiwa seine Kopfhaare zu einem Zopf geflochten hatte, der sich wie ein Horn über seiner Stirne erhob), Schreckensgott, Herr der Mütter, Schädelträger (weil er über die Menschen den Tod verhängte) . . . du bist die Natur, Waruna (Gott des Wassers), Indra (Gott des Firmamentes) . . . du bist Wischnu, du bist Brahmâ, du bist Fortschritt und Tod, Sonne und Mond, die geoffenbarte und zeugende Natur. Du bist Erde, Meer, Feuer und Wind. Du bist das Gewesene und Seinwerdende, du bist materielles und geistiges Opfer, du bist Anordner des Weltalls, des Beweglichen und Unbeweglichen, du bist derjenige, der troz der Weltzerstörung die Welt erhaltet."

Auch Indra wird im Rig-Weda an mehreren Stellen als höchster Gott, namentlich als Weltschöpfer bezeichnet, z. B. im II. Buch, 206 [15] Lied, 2. Strophe (Sloka):

„Den großen Himmel stüzt er ohne Balken,
Er füllte beide Welten und den Luftraum;
Er sezte fest und dehnte aus die Erde,
Im Rausch des Soma hat vollbracht dies Indra."

Ferner im III. Buch, 280 [46] Lied, 2. Strophe:

„Ein großer Stier bist du (Indra) an Stiereskräften,
Erbeutend Gut, o Held, besiegend alle,
Allein'ger König du des ganzen Weltalls,
Darum zu Kampf und Frieden für die Menschen!"

(Nach H. Grassmann's Übersezung.)

Ich erwähne hier, daß es keine kleine Überwindung kostet, sich durch die 10 Bücher des Rig-Weda hindurchzuarbeiten, da die Sprache zügellos phantastisch und schwülstig ist, vieles sich zahllos wiederholt und nicht selten widerspricht,

und da die aufgehäuften Ungeheuerlichkeiten, die auf die Spize getriebenen Fabeleien und die endlose Somakneiperei der Götter sehr bald Überdruß und Ekel erregt.

Im Krijajogasara, 2. Kapitel, heißt es von Schiwa: „Anbetung dir, Mahadewa, (großer Gott), Anbetung dir, hochheiliger Herr, Sankara, (Heilbringender, Heiland), Isana (Herr), Anbetung dir, hochherrlicher Gnadenspender, Anbetung dir, Weisheitsbesizer, Anbetung dir, Weisheitsspender, Anbetung dir, im Herzenslotus aller Wesen Tronender! Anbetung dir, dem Weltschöpfer, Anbetung und Heil dir, dem Welterhalter, Anbetung dir, dem Weltzerstörer . . . Anbetung dir, dem Götterherrn, Anbetung dir, . . . dem Parwatigatten (dem Gatten der Parwati, der Gemalin Schiwas), . . . dir, dem Herrenlosen, Heil und Anbetung! Anbetung dir, dem Sichtbaren, dir, dem Unsichtbaren! Du bist Brahmâ, du bist der Herr der Tridasas (der niedern Götter), du bist Wischnu, du bist Surja (Sonnengott), du bist Tschandra (der Mondgott), du bist der alles Weh Nehmende, Heil und Anbetung dir, dem Herrn!“

Im 2. Kapitel des Krijajogasara heißt es von Wischnu: „Im Anfang der Schöpfung war der große Wischnu. Er war, da er die ganze Welt erschaffen wollte, dreigestaltig, nämlich Schöpfer, Erhalter und Zerstörer. Um diese Welt zu erschaffen, brachte der höchste Schöpfergeist durch sich selbst sich selbst aus dem rechten Teil des Körpers als Brahmâ hervor. Dann, um die Welt zu erhalten, erschuf der Weltenherr aus dem linken Teile seines Körpers den Wischnu als Ganzes des eigenen Teiles, darauf erschuf er zur Zerstörung, aus der Mitte seines Körpers, den ewigen Schiwa. Einige preisen den Brahmâ, andere den Wischnu oder Schiwa, aber der einige Wischnu, dreifach von Wesenheit, schafft, erhält und zerstört, darum darf von den Frommen kein Unterschied zwischen den Dreien gemacht werden“, d. h. Wischnu ist

Brahmâ und Schiwa und hat sich aus sich selbst erschaffen! Welche Logik, welcher Aberglauben, welche Ungeheuerlichkeit!

Im Lied der Gottheit (Bhagawad-Gita) tritt Wischnu, im 7. Gesange, auf und sagt:

„Wie du mit andachtsvollem Sinn, Verstand und Herz mir zugewandt
Mich ganz erkennen wirst, o Held, das mache ich dir jezt bekannt.
In Erde, Wasser, Feuer, Luft, im Geist, der in dem Menschen weilt,
In Aether, Selbstgefühl, Vernunft ist meine Gottnatur geteilt,
Die niedere Natur; doch nun lern meine höhere, o Held,
Die allbelebende, durch die getragen wird das All der Welt,
Aus deren Mutterschoß, vernimm, die ganze Wesenheit entsprang:
Ich bin der Ursprung dieser Welt und auch der Wesen Untergang.
Nichts Höh'res lebet außer mir im ganzen Reiche der Natur.
An mich ist dieses All gereiht, wie Perlen an die Seidenschnur.
Ich bin der heil'ge Laut der Schrift, der Glanz im Mond- und Sonnenschein,
Der Klang im Aether, Manneskraft im Menschen, süßer Duft im Wein.
Ich bin die Kraft der Kräftigen, befreit von Leidenschaft und Gier.
Die ungezügelte Begier bin ich, o Ardschuna [1]), im Tier.
Und jede andere Regung auch von Güte, Dünkel und Begier
Hat ihren Ursprung nur in mir, nicht in ihr, nein, sie in mir.

---

[1]) Panduidenfürst.

Von diesen Regungen beirrt, erkennt darum das All der Welt
Mich nicht als unvergänglichen, als höchstes Wesen an, o Held,
Schwer zu durchdringen ist der Trug von meines Wesens Widerschein,
Doch wer sich mir hat zugewandt, der dringt vom Schein hindurch zum Sein.
Nicht wendet sich zu mir der Thor, der Niedere, der Bösewicht,
Dämon'schen Wesen zugewandt, erkennen sie mein Wesen nicht.
Vier Klassen frommer Leute nur verehren mich, o Ardschuna,
Wer duldet, Gut erwirbt, studiert, und wer studiert hat, Bharata.[1])
Der Lezte übertrifft sie all' im Geiste stets mit mir vereint,
Denn ich bin Freund des Wissenden, und er auch mir ein lieber Freund.
Zwar edel sind sie all' jedoch, der Lezte ist von mir ein Teil,
Der, andachtsvoll mir zugewandt, in mir erkennt das höchste Heil.
Von mancherlei Begier verlockt, d'rob andern Göttern zugewandt,
Folgt man eigener Natur getreu, der Brahminen Gängelband.
Welch' Götterbild auch einer ehrt, wenn ers mit rechtem Glauben tut,
Um dieses Glaubens willen nehm ich ihn in meine eig'ne Hut.
Und wer mit gläubigem Gemüt um Gut die andern Götter ehrt,
Dem wird, was er von jenen wünscht, am Ende doch von mir bescheert.
Wer mich, den unsichtbaren Gott, in Thorheit sichtbar hat genannt,
Hat meine andere Natur, die höh're, ew'ge, nicht erkannt.
Nicht bin ich sichtbar jedermann, in Scheingebilde eingehüllt,
Als ungeboren, ewig kennt die Welt mich nicht, von Trug erfüllt.

---

[1]) König von Hastinapura dem (heutigen Delhi).

Wer, um erlöst zu sein, vom Tod und Greisenalter, mir sich naht,
Erkennet Gottes Wesen und den innern Geist, die ganze Tat,
Wer mich, der Wesen Seele und der Götter und des Opfers Herrn,
Auch in der Todesstunde nennt, von dem ist jeder Irrtum fern.“ [1])

Aus diesen Slokas (Doppel-Versen) des indischen Dichters Wyasa, ersieht man, wie exklusiv und ehrgeizig Wischnu war, und wie er, so war auch Schiwa. Jeder wollte allein der Hahn im Korbe sein, allein verehrt, allein angebetet werden. Es läßt sich nun leicht denken, daß diese spießbürgerliche, einander Konkurrenz machende, eifersüchtige und neidische Gesinnung der 2 Hauptgötter der Hindu auch auf diese übergehen musste. Und sie ist faktisch auf dieselben übergegangen — Wischnuiten und Schiwaiten gerieten hart an einander und führten unter sich, bis zum Auftreten des Buddhismus, blutige Kriege. Angesichts des gemeinsamen auf sie eindringenden Feindes versöhnten sie sich aber und kehrten dann den Spieß gegen die Buddhisten.

Über die Kämpfe der Wischnuiten und Schiwaiten haben wir keine zuverlässigen, geschichtlich erhärteten Nachrichten, sondern blos zerstreute, legendenartige Sagen. Die Hindu hatten überhaupt bis auf die neuere Zeit keine Geschichte, keine glaubwürdige, auf Urkunden sich stüzende Geschichte. Es gab bei ihnen nur Mythen, Sagen, Fabeln und Traditionen. Ihre politische Geschichte war mit der Götterlehre, mit der Philosophie, mit den liturgischen Vorschriften zu einem Ganzen verwoben. Profangeschichte und Hagiographie (Beschreibung religiöser Gegenstände) waren ein buntes, unentwirrbares Gemisch von göttlichem und menschlichem, von

[1]) Obige Stelle aus Bhagawad-Gita ist nach Dr. Boxbergers Übersezung angeführt.

himmlischem und weltlichem, von Tatsachen und Phantasiegebilden, von menschlichen Heldentaten und göttlichen Schwabenstreichen, von Zauberei und Hexerei. Überall hatten Götter und Göttinen die Hand im Spiel und griffen in einer solchen Art und Weise in den Gang der Ereignisse ein, daß dem Menschen nur die Rolle von Marionetten übrig blieb. Die Brahminen, denen es zugekommen wäre, die denkwürdigen Ereignisse ihres Landes und die Schicksale ihrer Glaubensbrüder aufzuzeichnen und dadurch der Nachwelt zu überliefern, hatten ganz anderes und wichtigeres zu tun, nämlich: neue Götterfabeln zu erfinden, die äußerst komplizierten Opfer-Zeremonien zu rubrizieren, die Glücks- und Unglückstage zu prophezeien, die Götzenbilder zu baden, das Upanga-Zeichen zu kontrolieren, den heiligen Tulasi-Strauch zu begießen oder in Einöden den unsinnigsten Selbstpeinigungen sich zu unterziehen.

Der verdienstliche Sprachenforscher und Indolog Theodor Benfey charakterisiert die indische Geschichtsanschauung sehr originell in folgenden Worten: „Die indische Geschichtsanschauung blieb, wie die der Logographen (Sagenschreiber), auf der theosophischen Stufe (auf der jedes Ereignis als lediglich göttliche Tat betrachtet wird). Das ganze menschliche Leben war ihr nur ein kleiner Teil des gewaltigen, die ganze Welt durchströmenden göttlichen Lebens. Da lag es eingehüllt in eine Falte, eine Ecke des göttlichen Mantels. Bei dieser Anschauung wächst die Geschichte in eine solche Weite, daß das Menschliche verschwindet. Theosophien, Phantasien, Mythen müssen nur dienen, ihn auszufüllen. Alles verschiebt sich, und die Geschichte ist verloren.“ (Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber, im Artikel Indien.) Aus eben diesem Grunde gibt es keine eigentliche Geschichte Indiens, und ist man bezüglich aller Ereignisse, die sich in Indien zugetragen, auf die nebelhaft

verschwommenen Gebilde der Mythologie und der Romane beschränkt und angewiesen.

Der Streit zwischen den Wischnuiten und Schiwaiten wurde, wie die zerstreut vorkommenden Sagen berichten, mit blanken Waffen geführt, und er mußte mit blanken Waffen geführt werden, weil es in Indien keine Kirche, keine Kirchenverfassung, kein gemeinsames geistliches Oberhaupt, keinen sichtbaren Mittelpunkt des Brahmanismus, keine Lehrautorität gab, und, beiläufig gesagt, gibt es auch heute noch keine kirchliche Organisation, keine streng gegliederte brahmanische Hierarchie. Die Hindu haben keinen authentischen, von einer Autorität anerkannten Katechismus, wie die christlichen Konfessionen, kein sogenanntes Symbolum oder Glaubensbekenntnis, keine Synoden oder Konzilien. Die Brahminen unterstehen nicht höher bevollmächtigten Vorgesezten oder Behörden, denen sie zum Gehorsam verpflichtet wären; es gibt bei ihnen keinen Instanzenzug und keine Apellation, keine Revision, Visitation und Kontrole. Der Brahmine ist blos an die heiligen Weden, an die Tradition und die Observanz (die hergebrachte Gewohnheit) gebunden. Der Brahminen-Kandidat wird durch seinen Vater theoretisch und praktisch in den Dienst eingeführt. Er lernt bei und von ihm die Sanskritsprache und wird in das Verständnis der Weden, namentlich des Samaweda und Yadschurweda, eingeführt, soferne der Vater nämlich Brahmine einer höheren Kaste ist.

Die Weden sind in einer sehr bilderreichen und vieldeutigen Sprache geschrieben; ihr Inhalt ist oft sehr dunkel und voll Widersprüchen. Es dürfte, mit Ausnahme der Apokalyps des heiligen Johannes, kein Buch geben, das so schwer zu erklären, auszulegen und zu enträtseln ist, wie die Weden. Wie wäre also zu hoffen, daß solch ein Buch in Glaubenssachen Richtschnur und bei ausgebrochenen Streitigkeiten Richter und Vermittler werden könnte! Ganz ähnlich

verhält es sich mit den 18 Puranas, die jüngeren Ursprungs sind als die Veden.

Die Brahminen sind, obgleich sie zu Einer Kaste gehören, nicht unter einander durch Vereine verbunden; jede Sekte und jede Volkskaste hat ihre eigenen Brahminen, von denen jeder nach subjektivem Ermessen und Gutdünken handelt. Wie bei uns jeder Arzt und jeder Philosoph sein eigenes Steckenpferd reitet, so bei den Hindu jeder Brahmine. Das der Grund, warum der zwischen den Wischnuiten und Schiwaiten ausgebrochene Streit nicht im Frieden und auf gütlichem Wege beigelegt werden konnte.

Entwicklung der indischen Religion in der III. Periode

Diese Entwicklung der indischen Religion kann am besten und richtigsten als eine Verschmelzung mit dem Buddhismus bezeichnet werden. Sie vollzog sich in dem langen Zeitraum von 1800 Jahren, von circa 400 vor Christus bis 1400 nach Christus, und zwar unter stetem Kampf mit dem Buddhismus, der schließlich, mit Ausnahme der Dschaina-Sekte, aus Indien verdrängt wurde.

Alle Macht und Gewalt, aller Einfluß und alles Ansehen hatten die Brahminen an sich gerissen und in ihrer Kaste zentralisiert. Sie hielten alle unter ihnen stehenden Kasten in einer schmachvollen Abhängigkeit, beuteten dieselben unbarmherzig aus und übten einen unerträglichen Druck auf dieselben aus. Sie hatten zwischen den Kasten unübersteigliche Schranken errichtet und dadurch das Volk atomisiert, jede soziale Verbindung und Zusammengehörigkeit aufgehoben und die Kraft der Nation gebrochen.

Sie hatten die Zahl der Götter nach und nach auf die fabelhafte Summe von 330 Millionen vermehrt und die Mytho-

logie in ein, von Aberglauben, Wahn und Fabeln strozendes Chaos verwandelt. Sie hatten jede echte Religiosität und Sittlichkeit untergraben und jedes höhere Ringen und Streben nach Tugend und Vollkommenheit gelähmt. An die Stelle dessen hatten sie eine trügerische Werkheiligkeit und einen verächtlichen Pharisäismus gesezt. Lippenwerk, die mechanische Ableierung der Beinamen Wischnus oder Schiwas oder ihrer Gemalinen, Waschungen in einem als heilig erklärten Teiche, das Trinken des Urins der Büffelkuh, das Tünchen des Leibes oder der Wohnung mit dem Miste derselben, die Enthaltung von gewissen Speisen, der Besuch dieses oder jenes Wallfahrtsortes, Selbstpeinigung, Darbringung von Opfern und den Brahminen dargereichte Gaben — das reinigte von Sünden, tilgte die Sündenschuld, befreite von Strafen, erlangte die Gnade der Götter, bewahrte vor der gefürchteten Seelenwanderung durch Pflanzen und Tiere und sicherte die Erlangung der Seligkeit bei Wischnu oder Schiwa. Die Brahminen wußten es dahin zu bringen, daß alle Kasten des Glaubens waren, ohne ihre, der Brahminen, Vermittlung gebe es keinen Verkehr mit den Göttern, könne kein Opfer erfolgreich dargebracht und keine Gnade erlangt werden — kurz: die Brahminen beherrschten Geist, Herz, Gewissen und Wandel, Familie und Staat der Hindu und hielten sie mit unlösbaren Banden umstrickt.

Da trat Buddha auf und löste den Zauberbann, der die Hindu in geistiger Finsternis und Knechtschaft umstrickt hielt, er enttronte die Gözen des indischen Pantheons, er schaffte die in tausendfachen Zeremonien verknöcherten Opfer ab, er entkleidete die Brahminen ihres angemaßten Nimbus und hob die schmachvollen Schranken auf, die ein verrottetes religiös-politisches System zwischen den Hindu aufgetürmt hatte. Das tat und vollbrachte Buddha aber nicht mit Waffengewalt, nicht in fanatischem Sturmlaufe, nicht polemisch

aggressiv, nein, sondern blos durch seine Predigt, durch das Imponierende seiner äußeren Erscheinung, durch sein Muster und Vorbild. Lernen wir nun diesen merkwürdigen Mann, der auf die Entwicklung der Hindu-Religion einen so mächtigen Einfluß ausübte, näher kennen.

Buddha wurde im Jahr 623 in Kapilavastu, der Hauptstadt des heutigen Fürstentumes Behar, auf beiden Seiten des Ganges gelegen, als Sohn des Fürsten oder Königs Suddhodana, geboren. Er erhielt den Namen Sarvartshasidda, d. h. jeden Wunsches Erfüllung, später wurde er Sakjamuni, d. h. Einsiedler (oder Heiliger aus dem Geschlechte der Sakja), Sramana Gautama, d. h. Bettler aus der Familie Gautama, Bhagawat, d. h. der Selige, und Tathagata, d. h. der Wegweiser, genannt. Er selbst nannte sich nach seiner Erleuchtung Buddha, d. h. der Erleuchtete.

Als Knabe verriet Buddha gute Begabung und große Wißbegierde, dabei aber auch einen starken Hang nach Träumerei und phantastischem Wesen. Aus eben diesem Grunde verheiratete ihn sein Vater schon sehr frühe, nachdem er 16 Jahre alt war. Nach der damals und noch heute in den Familien indischer Fürsten herrschenden Sitte verehelichte sich Buddha noch mit 2 weiteren Frauen und lebte dann in den 3 Palästen, die ihm sein Vater geschenkt hatte, als ächter indischer Prinz in dulci jubilo, in floribus, in Saus und Braus.

In seinem neunundzwanzigsten Jahre aber kam ein anderer Geist über ihn, er wurde in sich gekehrt, ernst und schwermütig. Die Eitelkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen, Krankheit und Schmerz, Qual und Pein, die den Menschen treffen, gingen ihm so sehr zu Herzen, daß er den Entschluß faßte, die Welt zu verlassen, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen und dort darüber nachzudenken, wie die Menschen vom Weltschmerz befreit werden könnten. Da er von seinem

Vater die nachgesuchte Erlaubnis, sich von seiner Familie trennen und in eine Einöde zurückziehen zu dürfen, nicht erhielt, verließ er heimlich Kapilavastu, schnitt sich das lange Haar ab, legte das gelbe Büßergewand an und begab sich zu einem berühmten Brahminen, namens Arada-Kalamas, der zu Vaisali lebte, und 300 Schüler hatte. Doch die Lehre und Lebensweise Arada-Kalamas befriedigten ihn nicht, und darum begab er sich nach Radschagriha zu einem anderen Brahminen, namens Rudeaka. Aber auch bei diesem fand er nicht, was er suchte — die Befreiung vom Weltschmerz. Er verließ deswegen auch Rudeaka und zog sich in die Einöde beim Dorfe Ururilva zurück. Dort unterzog er sich den schwersten Kasteiungen, er ertrug Hunger und Durst, Hize und Kälte, Regen und Sturm. Infolge dieser Selbstpeinigung wurde er so kraftlos und elend, daß er oft ohnmächtig zusammenbrach. Nachdem er 6 Jahre lang als brahmanischer Yogi (Büßer) gelebt, kam er zur Überzeugung, daß die Selbstpeinigung nicht zum Frieden der Seele führe. Er mäßigte daher seine strenge Askese, nahm wieder Reis, Milch und Honig zu sich und ging nach Gaja, wo er sich unter einem Bodhibaum (ficus religiosa) in tiefe Betrachtungen versenkt und in Ekstase fällt. Er erkennt in derselben, daß zum Frieden der Seele, zur Vollkommenheit und Heiligkeit führt: Die Welt zu verachten, alle Leidenschaften abzulegen und der Sünde ganz abzusterben. Er hält alles für Trug und Schein, alles vergeht und löst sich, nach seiner Ansicht, in das Nichts auf. Die Seele muß sich vom Körper losmachen und dann hat sich der Mensch auch von der Seele loszulösen, was dadurch geschieht, daß er das Nichts denkt, sich in das Nichts, versenkt, dadurch aber erlangt er die wahre Freiheit, die Nirwana. Ist die Nirwana, die Auflösung in das Nichts, erreicht, dann ist auch keine Wiedergeburt mehr möglich. In seinem ekstatischen Zustande erinnert sich Buddha seiner früheren

Existenzen auf Erden, er durchschaut das Wesen aller Dinge — das Nichts, und diese Erkenntnis des absoluten Nichts sowie das stete Nachdenken über die Nichtigkeit der Gedanken selbst, die bis zur Leerheit der Gedanken fortgesezte Abstraktion, ist die wahre Weisheit, die Boddhi, welche Buddha im höchsten Grad zuteil geworden ist — von nun an nennt sich der Königssohn Buddha, den Erleuchteten, den Weisen.

Nachdem Buddha zur Überzeugung gekommen, daß, was er in seinem ekstatischen Zustande geschaut und erkannt, untrügliche Wahrheit sei, hält er sich für verpflichtet, seine gewonnene Erkenntnis den Menschen mitzuteilen und dadurch ihr Erlöser von allem Übel, von allem Schmerz und von jeder Wiedergeburt zu werden. Er begibt sich darum nach Varanasi (Benares), verkündet seine Lehre, sammelt Schüler um sich und bildet aus seinen Anhängern eine Gemeinde, Samgha genannt.

Buddhas Lehre läßt sich in folgenden Grundzügen darstellen: der Mensch hat darüber in's reine zu kommen: 1. daß das Dasein ein Übel ist, 2. wie das Übel entsteht, 3. wie das Übel vernichtet wird, und 4. wie man zur Selbstvernichtung, zur Nirwana, gelangt. Diese 4 Punkte nannte Buddha die „höchsten Wahrheiten". Die erste dieser 4 Wahrheiten zu beweisen, konnte Buddha nicht schwer fallen, da das Leben auf Erden, in diesem Jammer- und Tränental, für die Behauptung: das Dasein selbst ist ein Übel, viele Anhaltspunkte bietet. Armut und Krankheit, Begierden und Leidenschaften, Haß und Feindschaft, Verfolgung und Unterdrückung lassen allenthalben eine üppige Saat von Übeln emporschießen, und bereiten dem Menschen Schmerz und Qual. Vor allem sind die Begierden, die so wenig zu ersättigen sind, wie der Durst durch das Trinken von Seewasser zu stillen ist, vollständig zu unterdrücken und aus der Seele zu reißen. Die Begierde entsteht infolge der Empfindung, und

darum ist die Seele empfindungslos zu machen, sie hat alles mit größter Indolenz und Apathie hinzunehmen und zu ertragen. Da der Körper durch Blut, Nerven und Sinne auf die Seele einwirkt, gegen sie ankämpft und in ihr böse Triebe, Begierden und Leidenschaften erweckt, so ist der Leib streng zu halten, nach und nach abzutöten und der Herrschaft der Seele zu unterwerfen. Auf diese Weise gelangt der Mensch zum inneren Frieden, zur geistigen Freiheit und zur völligen Gleichgiltigkeit gegen Schmerz und Qual, wodurch eigentlich Übel und Schmerz vernichtet sind.

Aber wie sollte dem grausamen Spiel der Wiedergeburten, der Seelenwanderung, an die Buddha steif und fest glaubte, ein Ende gemacht werden, d. h. auf welche Weise könnte der Mensch derselben überhoben werden? Auch dazu ersann Buddha ein Mittel, und zwar ein eigentümliches, originelles Mittel. Buddha räsonnierte also: wenn der individuelle Geist, die Seele, das eigentlich Existierende, aufgehoben, verflüchtigt, vernichtet werden kann, dann ist eine Wiedergeburt nach dem Tod, eine Seelenwanderung undenkbar, weil unmöglich. Nun kann der Geist, es kann die Seele, die ganze Persönlichkeit des Menschen aufgehoben, ausgelöscht, vernichtet werden, und zwar dadurch, daß Begierde und Verlangen gänzlich unterdrückt, Empfindung und Reiz ertötet, und selbst die intellektuellen Anlagen ausgelöscht werden. Der Mensch kann und soll auch die Nichtigkeit der Gedanken erkennen und bis zur Leerheit der Gedanken fortschreiten — das ist die geistige Vernichtung, die Nirwana, und diese das höchste Gut und das erhabenste lezte Ziel, die Bestimmung des Menschen. Die Nirwana schließt aber jede Möglichkeit einer Seelenwanderung, einer Wiedergeburt nach dem Tode, aus. Eine wahnwizige Lehre, die aber für den Hindu sehr großen verführerischen Reiz hatte. Der Hindu zitterte vor nichts mehr als vor der, möglicher Weise Jahrtausende währenden Seelenwanderung,

sowie vor den Qualen im Reiche des Yama, des Todesgottes. Wie tröstlich musste es ihm also sein, daß man durch Ablegung der Begierden und Leidenschaften und durch die Erkenntnis seiner leiblichen und geistigen Nichtigkeit sowie der Leerheit seiner Gedanken der Seelenwanderung und der Hölle entrinnen und in nichts zerrinnen kann. Der Hindu verzichtete mit Freude auf die Unsterblichkeit der Seele, um nicht mehr vor der Seelenwanderung und den Qualen der Hölle zittern und beben zu müssen. Buddha leugnete jedoch durchaus nicht absolut und bedingungslos die Seelenwanderung, sondern er behauptete nur, daß derjenige, welcher der Welt, der Sünde, den Leidenschaften abgestorben und durch Betrachtung der Nichtigkeit alles Irdischen bis zur Nirwana sich hindurchgearbeitet hat, nicht wiedergeboren werde, sondern beim Tod auslösche, wie eine Lampe, deren Öl verzehrt und deren Docht verbrannt sind.

Vom dogmatischen Teil der buddhistischen Lehre unterscheidet sich der moralische oder ethische auf sehr vorteilhafte Weise. Buddha verlangte Selbstverleugnung, Selbstbeherrschung, Überwindung und Entsagung. Er legte seinen Anhängern die unerläßliche Pflicht auf, sich von jeder Wertschäzung zeitlicher Güter, von jedem Verlangen nach sinnlichen Freuden und Genüssen, von jeder Anhänglichkeit an irdische Dinge loszumachen und die Welt mit ihrer Lust zu verachten. Dadurch sollte die Seele von Welt und Fleisch losgelöst, für den Wechsel des Schicksals unempfindlich gemacht und ihr Frieden in jeder Anfechtung und Versuchung gesichert werden.

Nach dem „Lotus" des „guten Glaubens", den „Sutras", dem „Dhamapadam" und andern der ältesten buddhistischen Schriften, hatte Buddha 10 Gebote gegeben, die also lauten: 1. Du sollst nicht töten, 2. Du sollst nicht stehlen, 3. Du sollst nicht ehebrechen, 4. Du sollst nicht lügen, 5. Du sollst dich nicht berauschen, 6. Du sollst zur Unzeit keine Mahlzeit

halten (nicht unmäßig sein), 7. Du sollst öffentlichen Schauspielen nicht anwohnen, 8. Du sollst dich kostspieliger Kleidung enthalten, 9. Du sollst kein hohes, breites Bett haben (nicht träg und weichlich sein), und 10. Du sollst kein Gold oder Silber annehmen (nicht habsüchtig, geizig, erbarmungslos sein). Die 5 lezten Gebote lauten nach anderen Angaben oder Schriften also: 6. Du sollst nichts Böses von Buddha sagen. 7. Du sollst Buddhas Gesez nicht tadeln. 8. Du sollst die buddhistische Gemeinde (Samgha) nicht verleumden. 9. Du sollst nichts Irrgläubiges (Kezerisches) glauben, und 10. keine Klosterfrau (Nonne, gottgeweihte, im Wihara lebende Jungfrau) verführen.

Als schwere Sünden werden folgende bezeichnet: 1. Totschlag. 2. Diebstahl. 3. Unkeuschheit. 4. Lüge. 5. Streit und Verleumdung. 6. Schmähung und Verwünschung. 7. Eitle Reden. 8. Begierde nach fremdem Gut. 9. Neid, und 10. Kezerei.

Als geringere Sünden werden folgende bezeichnet: 1. Nach der Mittagsstunde essen. 2. Weltliche Musik und weltlichen Gesang anhören und Tänze und theatralische Vorstellungen ansehen. 3. Sich schmücken und aromatischer Mittel bedienen. 4. Sich an einen Plaz sezen, der dem geistlichen Lehrer gebührt. 5. Mit innerlichem Wohlbehagen Gold und Silber berehren. 6. Aus Habsucht und Neid andere Mönche um das Almosen bringen. 7. Andere Mönche mit ihrem Stande unzufrieden machen. 8. Andere Mönche verhindern, sich Wissenschaft und Tugend zu erwerben. 9. Andere Mönche kränken und bekritteln, und 10. Spaltungen unter den Mönchen hervorrufen.

Man ersieht unschwer aus den buddhistischen Verboten sowie aus den angeführten schweren und geringen Sünden, daß Buddha beabsichtigte, seine Anhänger so enge mit einander zu verbinden, daß sie ein gemeinschaftliches

Leben führten, daß sie einen großen Orden bildeten und klösterlicher Disziplin sich unterwarfen. Aus demselben Grunde verlangte er von jedem, der sich ihm anschloß, Keuschheit und Armut. Seine Anhänger sollten ehelos leben, persönlich kein Vermögen besizen, kein Handwerk treiben, ihren Lebensunterhalt betteln, unter seiner Anleitung der Welt und dem Fleische absterben und durch Versenkung in das irdische und menschliche Nichts zur Nirwana gelangen. Aus eben demselben Grunde sträubte er sich ursprünglich gegen die Aufnahme von Weibern in seine Gemeinde; auf die Fürbitte seiner Lieblingsjünger entschloß er sich jedoch, auch Weiber an „seinem Geseze" teilnehmen zu lassen, sie in seine Samgha aufzunehmen, aber für sie weibliche Klöster zu stiften. Die ersten Weiber, die seiner Lehre anhingen, waren seine drei Frauen und seine Tante.

In verhältnismäßig sehr kurzer Zeit hatte Buddha viele Anhänger und zwar aus allen Kasten, Ständen und Berufsarten für seine Lehre gewonnen. Ledige und Verehelichte, Brahminen und Krieger, Adelige und Bürgerliche, Gelehrte und Ungelehrte schlossen sich ihm an, trugen das gelbe Büßergewand, bettelten ihren Lebensbedarf und verkündeten Buddhas neue Lehre. Nun zeigte es sich aber, daß nicht alle ehelos leben, betteln, beschäftigungslos herumziehen und blos predigen oder in Klöstern, über dem fatalen Windei des absoluten Nichts und der endlosen Negation (Verneinung) brütend sizen konnten; denn wie hätte der Buddhismus bei allgemein ein- und durchgeführter Ehelosigkeit sich fortpflanzen können, und wer hätte, bei generalisiertem Bettel und aufgehobener Beschäftigung, Handarbeit, Gewerbetätigkeit, Landwirtschaft und Industrie Almosen spenden können! Es musste also auch, wenn ich so sagen kann, buddhistische Laien, buddhistische Proseliten des Tores geben, die im Ehestande lebten, Gewerbe trieben und Vermögen besizen durften, die somit vom Gelübde

des Cölibates und der Armut sowie vom 10. Gebote des oben erwähnten buddhistischen Dekalogs (Du sollst kein Gold und Silber annehmen) entbunden waren. Diesen in der Welt und im Ehestande lebenden Buddhisten wurden die allgemeinen Grundsäze und Pflichten eingeschärft: Sei liebevoll, mitleidig und barmherzig gegen jeden Menschen! Sei sanftmütig, friedliebend und versöhnlich gegen jedermann! Vergilt nicht Böses mit Bösem, und räche dich nicht an deinem Feind! Übe Werke der Nächstenliebe, wo und wie du kannst, besonders gegen Kranke, Pilger und Fremde! Sei tolerant gegen deinen fehlenden, irrenden Mitbruder! Kehre dem Ehrgeiz, der Eitelkeit, dem schnöden Gewinn und der Vergnügungssucht den Rücken! Kleide dich einfach und bescheiden! Unterdrücke mit Ernst jede aufkeimende Leidenschaft, namentlich Zorn und Haß, Genußsucht und Unlauterkeit! Ertrage das widrige Schicksal, Unglück und Schmerz mit gleichmütiger Seele, in Geduld und Demut! Sei genügsam im Erwerb zeitlicher Güter, und häng dein Herz nicht an dieselben! Bereite niemand, auch die Tiere inbegriffen, Schmerz! Laß alten und kranken Tieren Sorgfalt und Pflege angedeihen! Töte kein Tier, und enthalte dich deßwegen der Fleischspeisen! Rühme dich nicht deiner guten Werke und Verdienste, offenbare sie nicht, bekenne öffentlich nur deine Sünden, denn in diesem Bekenntnis ligt eine sühnende, erlösende Kraft! Das sind erhabene, weise, eines jeden Menschen würdige Sittenlehren, die Buddha allen seinen Anhängern, namentlich den Upasaka oder Upasika (den Andächtigen oder Gläubigen, die nicht in buddhistischen Klöstern, sondern in der Welt lebten) vorschrieb. Er lehrte rücksichtlich ihrer: buddhistische Laien, buddhistische Weltleute können durch Befolgung seines Gesezes auch zur Nirwana gelangen, sie müssen aber vorher durch einige Wiedergeburten gereinigt und geläutert werden. Was die Bikschus oder Sramanas (die Bettler), die Einsiedler,

Mönche und Nonnen in den Klöstern betrifft, so teilte Buddha dieselben in 5 Klassen: 1. Die Arjas (die Ehrwürdigen), die sich der Betrachtung der menschlichen Eitelkeit und der Abtötung befleißigen. 2. Die Sraotarpannas, die sich im ersten Stadium der Nirwana befinden. Diese haben nur noch 7 Wiedergeburten durchzumachen, ihre Seelenwanderung führt sie aber nicht mehr durch Dämonen und Tiere. 3. Die Sagridagamins, die nur noch einmal wiedergeboren werden. 4. Die Ansagamins, die nicht mehr wiedergeboren werden, sondern nach ihrem Tod zur Nirwana gelangen, und 5. die Arhats, die den Höhepunkt der menschlichen Vollkommenheit und Heiligkeit erreicht haben. Ihnen bietet die Natur kein unübersteigliches Hindernis dar, sie beherrschen die Naturgeseze und besizen übernatürliche Kräfte und Fähigkeiten. Diese Kräfte und Fähigkeiten bestehen darin: sie können jede beliebige Gestalt annehmen; sie hören auf die weiteste Entfernung den leisesten Ton und sehen jeden Gegenstand; sie durchschauen das Innerste der Menschen und kennen ihre Gedanken; sie wissen genau, wie oft jeder Mensch wiedergeboren wurde, und in welchem Zustand er sich bei jeder Seelenwanderung befand. Man ersieht unschwer aus dieser Klassifikation der Klostermönche, daß Buddhas Verstand und Vernunft alsbald in die Ferien gingen, wenn er das Gebiet der Moral verließ und jenes der Dogmatik betrat. Buddha legte den Mönchen und Nonnen keine lebenslänglichen Gelübde auf, er gestattete allen das Recht, jederzeit das Kloster (die Wihara) zu verlassen. So lange die Mönche und Nonnen im Kloster lebten, standen sie unter der Disziplin des Klostervorstandes (Sthawira).

Buddha enttronte die brahmanische Götterwelt, zwar nicht direkt, nicht durch Leugnung, Angriff, Spott und Wiz, sondern indirekt, durch Ignorieren, indem er beharrlich von ihnen schweigt und sie gänzlich unbeachtet läßt. Mit Buddhas

Lehre und System ist der Glaube an Gott oder Götter unvereinbarlich. Er fragt nicht nach dem lezten Grund alles Vorhandenen, nicht nach dem Ursprunge des ersten Menschen, nicht nach der Ursache, der die Welt, die Himmelskörper, Pflanzen, Tiere und Menschen ihr Dasein verdanken; er sezt voraus, daß das Alles von Ewigkeit her dagewesen sei. Es gibt für ihn nur ein höchstes Wesen, und dieses ist der Mensch, und nur ein höchstes Gut, Ziel und Ende, und diese sind die Nirwana — das Auslöschen, die Verflüchtigung in das absolute Nichts. Nach Buddhas Lehre ist der Mensch ganz unabhängig von einem höheren Wesen, was er zu leisten hat und werden soll, das vermag er aus sich, das wird er ohne sogenannte Gnade, ohne göttliche Hilfe und übernatürlichen Beistand. Buddha hat, nachdem er einmal als Lehrer öffentlich aufgetreten, niemals gebetet und seine Anhänger niemals zum Gebete verpflichtet; er hat keinen Gottesdienst eingeführt, keine Opfer angeordnet und kein Priestertum eingesezt. Nach Buddhas Lehre ist jeder Mensch berufen und verpflichtet, höchst vollkommen, heilig, ein Arhat, ein Buddha, gleichsam Gott zu werden. Buddha legte ja, wie wir weiter oben gehört haben, den Arhats göttliche Eigenschaften bei und schrieb ihnen Kräfte und Fähigkeiten zu, die nur das höchste Wesen — Gott besizt. Buddha ließ bei seinem Auftreten den ganzen brahmanischen Götterhimmel bestehen, er eiferte nicht gegen die brahmanischen Fetische und den ihnen erzeigten Gözendienst, er erließ kein Absezungsdekret für Brahmâ, Wischnu und Schiwa, für Indra, Waruna und Rama, sammt allen ihren Weibern, Kindern und Schranzen, er berührte diesen brahmanischen Plunder nicht einmal mit dem kleinen Finger, aber er sezte ihn auf den Aussterbeetat, er schwieg ihn mit echt diplomatischer Schlauheit tot. Buddha mochte und musste wohl einsehen, daß er seiner neuen Lehre unübersteigliche Hindernisse bereiten würde, wenn er die brahmanische Götter-

lehre, die Veden und die Brahminen direkt angriffe, wenn er die Hindu zur Demolierung der Pagoden, zur Zertrümmerung der Götzenbilder und zur Abschaffung des Götzendienstes aufforderte; in diesem Falle hätte man ihn entweder als einen Geisteskranken eingesperrt, oder als einen Verbrecher hingerichtet.

Laut Bericht einiger Sutras (Aussprüche und Reden Buddhas, die nach dessen Tod von seinen Schülern niedergeschrieben wurden) soll Buddha gelegentlich von brahmanischen Gottheiten gesprochen, d. h. ihrer Erwähnung getan haben, allein solches geschah jederzeit in derart despektierlicher Weise, daß dieselben als degradiert und den Menschen untergeordnet erscheinen mussten. Er entkleidete sie nämlich ihres Nimbus, ihrer Würde, er weist ihnen die sehr bescheidene Rolle zu, die Menschen beschüzenden Genien und Buddhas Lakaien zu sein. In einer Sudra sagt Brahmâ selbst: „Wohl ist meine Macht sehr groß, aber sie gleicht nicht derjenigen eines Sohnes (Schülers) des Tathagata“ (Buddhas). Mit diesem Ausspruche Brahmâs harmoniert die Lehre Buddhas vollständig, daß der Buddhist an Weisheit, Tugend und Vollkommenheit die höchsten brahmanischen Götter überflügeln, höhere Kräfte über das Reich der Natur und der individuellen Geister, als selbst die höchsten Götter erlangen und dieselben zu seinen Schleppträgern und Dienern erniedrigen könne. Damit hatte Buddha die brahmanischen Götter degradiert und lächerlich gemacht, er hatte ihnen die urkomische Rolle zugewiesen, ihre eigenen Leichenbitter und Totengräber zu sein. Buddha äußerte oft: Brahmâ bewohnt diejenigen Häuser, in welchen die Söhne (die Kinder) ihre Eltern ehren“, d. h. die Moral, die Ethik, ist die Hauptsache, auf die Dogmatik, den Glauben kommt es nicht an, und, ohne Buddha zu nahe zu treten, darf man den erwähnten Ausspruch desselben so deuten: die Pflichterfüllung ersezt die ganze brahmanische Mythologie.

Buddhas Lehre war entschieden Atheismus und wenig verhüllte Menschenvergötterung, in welche sie kurze Zeit nach Buddhas Tod wirklich umschlug. Und da das höchste Ziel und Streben der Buddhisten dahin und darauf gerichtet war, behufs der zu bewerkstelligenden Nirwana die Seele so lang in der Retorte der Hirnschale zu sublimieren und sich grammweise verflüchtigen zu lassen, bis sie völlig und spurlos verdunstet war; so kann man mit Fug und Recht die buddhistische Lehre einen radikalen Nihilismus nennen.

Buddhas Lehre verdient den Namen Religion in keiner Hinsicht; denn sie anerkennt kein höchstes, göttliches Wesen, keinen Gott und keine Götter; sie führt keinen Gottesdienst ein und ordnet keine Opfer an, sie hält ein Priestertum für überflüssig, leugnet das Bedürfnis der Gnade und des Gebetes und weist den Menschen zur Erlangung der Tugend, der Vollkommenheit und der Nirwana lediglich an seinen freien Willen, an seine eigene Kraft und Beharrlichkeit an; sie leugnet endlich die Unsterblichkeit der Seele, und somit ein jenseitiges ewiges Leben. So wenig der von Rénan wieder aufgewärmte Kohl Bruno Bauers, Ludwig und Friedrich Feuerbachs, David Strauß's und Konsorten den Namen Religion verdient, so wenig Buddhas Lehre. Dieselbe ist nichts mehr und nichts weniger als ein philosophisches System, eine Metaphysik, die sich in spizfindigster Weise mit den Fragen über Sein und Nichtsein, Wesen und Schein, Denken und Abstraktion befasst und dabei zum Resultate d. h. zur Absurdität gelangt, die Aufgabe des Menschen bestehe darin, sich so lange in den Gedanken des Nichts zu versenken, bis er zum geistigen Selbstmörder geworden.

Sehr zu bedauern ists, daß Buddha, der eifrig und redlich forschte und nach Erkenntnis der Wahrheit rang, der wohl einsah, daß es vernunftwidrig sei, an Götter zu glauben, nicht wie Sokrates zur Einsicht gelangte, es müsse ein höchstes

Wesen, einen persönlichen, überweltlichen Gott geben, der Himmel und Erde und den Menschen erschaffen und ihm die Bestimmung gegeben, durch ein tugendhaftes Leben zu Gott, seinem Ursprung, zurückzukehren. Schade ists, daß die reine, erhabene Moral Buddhas keine würdige Dogmatik zum Fundament hatte, daß sie den einzig vernünftigen Zweck verfehlte: Gott zu verherrlichen und als Mittel zu dienen, die ewige Seligkeit zu erlangen. Buddha mißbrauchte sie als Waffe, mit welcher der geistige Selbstmord vollbracht werden sollte.

Buddhas Versäumnis: seine Moral nicht auf eine entsprechende Dogmatik basiert zu haben, das Verkennen der religiösen Anlage des Menschen und des Bedürfnisses seines Geistes und Herzens: an ein höchstes Wesen zu glauben, dasselbe zu verehren, zu lieben, ihm zu dienen und zu demselben zu beten, sowie die Leugnung der Unsterblichkeit der Seele, das Alles hat sich in doppelter Beziehung bitterlich gerächt. Erstens fiel der Buddhismus schon 200 Jahre nach Buddhas Tod in den grassesten Aberglauben und Gözendienst. Buddhas Reliquien und Bild wurden auf die Altäre gestellt und göttlich verehrt, das brahmanische Pantheon zog mit fliegenden Fahnen in die Buddha-Tempel ein, und machte vor Buddha und dem ihm beigegebenen Weib die Honeurs; namentlich wurde der Schiwaismus mit dem Buddhismus enge verwoben. Infolge dessen wurden in den buddhistischen Tempeln unzüchtige Bilder aufgestellt, und erlitt die von Buddha vorgeschriebene Moral eine erhebliche Einbuße. Zweitens bereitete die durch Buddhas oben erwähntes Versäumnis entartete buddhistische Religion (durch die Vermengung des Buddhismus mit dem Brahmanismus wurde jener allerdings eine Religion, aber eine in dogmatischer Beziehung jämmerliche, von Aberglauben strozende Religion) der Verbreitung des Christentums unter ihren Bekennern die schwersten Hindernisse. Der Buddhist ist zwar nicht mit Haß gegen andere

Religionen erfüllt, wie das z. B. beim Islam der Fall ist, im Gegenteil: er ist gegen jedes religiöse Bekenntnis sehr tolerant, sehr wißbegierig und leicht geneigt, das und jenes, was ihm an einer andern Religion behagt, anzunehmen, aber er hängt äußerst zäh an seinen religiösen Wahngebilden und seiner erhofften Nirwana. Alle Missionäre, die buddhistischen Völkern das Evangelium gepredigt haben, stimmen darin überein, daß der Buddhist leicht zu bewegen ist, das Christentum anzunehmen, aber sehr schwer dahin zu bringen ist, den Buddhismus aufzugeben, er stellt nämlich ein Bildnis Christi neben die Bilder Buddhas, Mandschustris, Awalokitesswaras und anderer buddhistischer Heiligen, fällt vor dem aufgestellten Bilde Christi nieder, bittet es um Gnade, Schuz und Segen, opfert ihm Weihrauch und Blumen, und — sein Christentum ist fix und fertig: es steht ja im buddhistischen Pantheon ein neuer Gott, der Christus heißt! Der Grund, aus welchem der Buddhist sehr leicht geneigt ist, Christus mit und neben Buddha zu verehren und die christliche Religion mit der seinigen zu vereinigen, ligt darin: Der Buddhismus bietet dem Christentum katholischer Konfession mehrere Anknüpfungspunkte und hat in Bezug auf das Äußerliche des Gottesdienstes, auf aszetisches und gemeinschaftliches Leben in Klöstern, auf Moral und 2 dogmatische Punkte Ähnlichkeit mit dem Christentum. Die Buddhisten, namentlich die Mönche, knieen meistens beim Gottesdienst, sie beten bald gemeinsam, bald abwechselnd, es wird Weihrauch angezündet, es brennen Lichter, es werden Reliquien verehrt, verschiedene Buddhas werden als große Heilige und Wundertäter verehrt, und ihre Fürbitte bei dem Stifter des Buddhismus, bei Sakiamuni, wird angerufen. Die Buddhisten beichten, und zwar alle 14 Tage, am Tage nach dem Vollmond und nach dem Neumond. Ihre Beicht ist allerdings keine geheime im Beichtstuhl, vor dem Priester, sondern eine öffentliche vor der Gemeinde und den

Bikschus (Mönchen), aber sie bietet doch mit der katholischen Beicht einige Ähnlichkeit dar, namentlich in dem Punkt, daß das Hauptgewicht bei der Beicht katholischer= und buddhistischerseits auf die Reue, die Zerknirschung des Herzens, den Seelenschmerz und den Abscheu vor der Sünde gelegt wird. Christentum und Buddhismus sind gleichmäßig durchdrungen vom Gefühle der Nichtigkeit und Eitelkeit alles Irdischen und von der Sehnsucht und Hoffnung: der Bande der Anhänglichkeit an das Irdische und Zeitliche, sowie der Sünden und Leidenschaften entlediget zu werden. Freilich waltet dabei zwischen dem Christentum und Buddhismus ein sehr großer Unterschied ob, da jenes den Menschen lehrt und auffordert, durch den Gebrauch der heiligen Sakramente, durch Gebet und eigene Mitwirkung den Sünden und Leidenschaften abzusterben und reich an Tugenden und Verdiensten zu werden und dadurch sich des ewigen Lebens im Himmel teilhaftig zu machen, dieser dagegen die Seele durch Auferlegung der Pflicht: der Sünde, der Welt und dem Fleische abzusterben, mit der Nirwana äfft und zur Begehung des geistigen Selbstmordes auffordert.

Ein unbestreitbar großes Verdienst hat sich Buddha dadurch erworben, das er dem höchst verderblichen und unsinnigen Kastenwesen auf mehrere Jahrhunderte ein Ende gemacht hat. Er trat zwar nicht direkt, nicht in kränkender und herausfordernder Weise gegen dasselbe in die Schranken, er donnerte in seinen Predigten nicht gegen die, den verachteten Kasten angetane Schmach, nicht gegen die, durch dasselbe begangene Verlezung der Menschenrechte, namentlich des Naturrechtes, nicht gegen den Stolz und Hochmut der zwei obersten Kasten, die zur Ausbeutung und Unterdrückung der zwei unteren Kasten das ganze schmachvolle System erfunden und als den unantastbaren Willen der Götter, ja als eine von Brahmâ selbst ausgegangene und eingeführte religiös=

soziale Einrichtung erklärt hatten, sondern er schaffte dasselbe ganz unmerklich durch die Logik und Konsequenz der von ihm geschaffenen neuen sozialen Verhältnisse ab. Er verkündete nämlich seine Lehre den Mitgliedern aller Kasten, er pflegte Verkehr mit allen Kasten, er verwehrte niemand den Eintritt in den von ihm gegründeten Verein, in seine Samgha und seine Klöster, ja zwischen den verachtetsten Kasten der Parias und der Tschandalas und jenen der Brahminen und Kschatryas machte er keinen Unterschied. Die Tschandalas waren die Abkömmlinge aus der Ehe einer Brahminenfrau mit einem Sudra (einem Angehörigen der lezten der 4 Hauptkasten). Sie waren dermaßen verachtet und gemieden, daß sie ihre armseligen Hütten außerhalb der Städte und Dörfer, in der Nähe der Dung- und Auskehrichthaufen, errichten mussten und sich weder morgens vor 9 Uhr, noch abends nach 4 Uhr auf der Straße blicken lassen durften, damit ihr Schatten bei dem niedrigen Stand der Sonne nicht auf den Weg eines Brahminen oder auf dessen Person fallen konnte; also schon der Schatten des Tschandala, der zufällig auf einen Brahminen fiel, verunreinigte den lezteren und zwang ihn, sich auf umständliche und zeitraubende Weise von der davongetragenen Verunreinigung zu befreien. Hatte ein Tschandala ganz unabsichtlich das Kleidungsstück eines Brahminen, Kschatrya oder Waisya berührt, so musste das dadurch verunreinigte Kleid sorgfältig gewaschen werden. All das ist heutzutag in Indien noch der Fall, weil das Kastenwesen nach der Verdrängung des Buddhismus aus Indien sich dortselbst wieder volle Geltung verschaffte.

Buddha predigte also seine Lehre allem Volk ohne Rücksichtnahme auf die Kasten. Er predigte auch nicht in der dem Volk unverständlichen Sanskritsprache, sondern in jener des Pali, einem, dem Volke verständlichen Sanskrit-Dialekt. Er lehrte, es gebe nur zwei Kasten unter den Menschen oder

2 Klassen von Menschen: gute und böse. Zwischen dem Leib eines Prinzen aus königlichem Geschlechte und demjenigen eines Bettlers bestehe kein Unterschied, und geradeso verhalte es sich mit der Seele. In einem mißgestalteten und niedrig geborenen Körper könne eine vortreffliche Seele wohnen. Die Tugenden fragten nicht nach den Kasten, alle Kasten können die Wahrheit erkennen und das Sittengesez befolgen. Er lehrte: „Ich sehe keinen Unterschied zwischen den 4 Kasten. Meine Lehre ist rein und für alle, und darum macht sie keinen Unterschied zwischen vornehm und niedrig. Sie ist dem Wasser gleich, das Reiche und Arme, Gute und Böse abwascht und ohne Unterschied reiniget. Sie ist wie das Feuer, welches große und kleine Dinge verzehrt. Wie die 4 Flüsse, die in den Ganges münden, ihren Namen verlieren, sobald sie ihr Wasser in den heiligen Strom ergossen haben; so hören auch die Bekenner Buddhas auf, Brahminen, Kschatryas, Waisyas und Sudras zu sein. Meine Lehre ist wie der Himmel: sie enthält Raum für alle ohne Ausnahme, für Männer, Weiber, Knaben, Mädchen, Reiche und Arme. Zwischen einem Brahminen und einem, einer andern Kaste angehörenden Menschen besteht nicht derselbe Unterschied wie zwischen Gold und einem Stein oder zwischen Licht und Finsternis. Der Brahmine wird gerade so wie der Tschandala von einem Weib geboren, und der Leib des Brahminen wird nach dem Tode desselben, gerade wie bei den übrigen Kasten, als ein unreiner Gegenstand betrachtet und behandelt. Worin besteht also der Unterschied zwischen Brahminen und Personen der anderen Kasten? Wenn die Brahminen über dem Geseze ständen, wenn sich die Sünden in ihren Folgen nicht an ihnen rächten, dann könnten sie in der Tat auf ihre Kaste stolz sein.“ Das war freilich kein Marzipan, sondern bitter schmeckende Wahrheit. Diese ungeschminkten Worte Buddhas lauteten ganz anders als jene des „heiligen“

Buches Satapathabrahmana: „Es gibt zwei Götterarten: erstens die unsichtbaren Götter und zweitens die Brahminen, die den Weda gelernt haben und denselben wiederholen (lehren), diese sind die menschlichen Götter. Auch das Opfer ist zweifach: Opfer für die unsichtbaren Götter und Gaben (Geschenke) für die menschlichen Götter, die Brahminen. Mit den ersteren beschwichtigt man die oberen Götter und mit den lezteren die Brahminen. Beide Götter versezen, wenn sie durch Opfer befriedigt sind, den Opfernden in Glückseligkeit."

Im Krijajogasara, Kap. 20, heißt es von den Brahminen: „Unter allen Kasten ist jene der Brahminen die ehrwürdigste. Den Brahminen sind von den Gläubigen und Frommen Gaben zu spenden. Ein Brahmine ist der Inbegriff aller Weden, er ist ein auf Erden sichtbar gewordener Gott, der den Geber über den schwer zu durchschreitenden Ozean der Welt trägt. Alle Brahminen sind die besten der Menschen und darum stets zu verehren; es ist kein Unterschied unter ihnen zu machen, ob sie gelehrt oder ungebildet sind. Die durch Diebstahl und andere Verbrechen besudelten Brahminen sind nur ihre eigenen Feinde, nicht aber auch Feinde anderer Menschen. Brahminen müssen, selbst wenn sie ausschweifend sind, verehrt werden, nicht so aber ein Sudra, wenn er auch noch so tugendhaft ist. Es verhält sich mit den Brahminen und mit den Sudras in dieser Beziehung wie mit den Kühen und Schweinen: die Kühe müssen verehrt werden, auch wenn sie unerlaubtes Futter fressen, nicht aber die Schweine, auch wenn sie ohne Schmuz sind . . . Der edle Mensch, welcher aus frommer Erkenntnis Wischnus, einen Brahminen verehrt, der nimmt an Alter, Söhnen, Glück und Ruhm zu; dem Thoren aber, der auf Erden einen Brahminen nicht preist, dem wird Kusawa (Wischnu) mit der Wurfscheibe das Haupt spalten. . . . Der Weise haßt Brahminen und Rinder nicht, die etwas Unrechtes getan haben, denjenigen aber, welche die=

selben aus Unverstand dennoch hassen, zürnt Haris (der Blonde, Wischnu) beständig. Demjenigen, welcher Almosen sammelnde Brahminen voll Zornes anblickt, durchsticht Yama (der Gott des Todes, der die Seelen der Verstorbenen richtet und entweder belohnt oder bestraft) die Augen; Yama gießt in den Mund derjenigen, Thoren, die einen Brahminen schmähen, glühendes Eisen. In einem Hause, in welchem ein Brahmine speist, weilt Kesawa und wohnen alle Götter, Pitris (die vergötterten Geister der Vorfahren) und die Gottweisen. Dem Frommen wird jede ihm innewohnende Sünde nachgelassen, wenn er den Brahminen auch nur ein wenig Waschwasser für die Füße darreicht; alle heiligen Badepläze, so viele es deren auch auf Erden gibt, wohnen in den Füßen eines Brahminen. Derjenige, der sein Haupt stets mit dem Fußwasser eines Brahminen besprengt, hat sich dadurch schon in allen heiligen Quellen gebadet und alle Opfer dargebracht. Alle schrecklichen Sünden, z. B. Brahminenmord und dergleichen, werden sogleich durch das Tragen von Brahminenfußwasser getilgt. Alle, großen, Schmerz verursachenden Krankheiten, z. B. Schwindsucht und dergleichen, werden auf der Stelle durch das Trinken von Brahminenfußwasser geheilt. Durch das Wasser, welches man liebevoll den Füßen der Brahminen darbringt, verweilen die Geister der Ahnen beseligt im Himmel, so lange Mond und Sterne dauern. Von dem Frommen, der die Füße eines Brahminen verehrt, indem er sie mit Durwa-Gras reinigt, wird Wischnu selbst, der Weltenherrscher, der höchste aller Götter, verehrt. Der Mensch, der das Brahminenfußreinigungswasser auf dem Haupte trägt, wird die ewige Seligkeit erlangen. . . . Wer den Brahminen während der Fußwaschung Betel (ein Stück von der Arekanuß, das in ein mit Muschelkalk bestrichenes Blatt der

Pfefferstaude gewickelt ist und von den Indiern gekaut wird. Es wird weiter unten ausführlich vom Betel die Rede sein.) darreicht, der genießt schon in diesem Leben große Wonne, im anderen aber noch größere. Wer Brahminen die Füße wascht, der erlangt dadurch, sofern er Nachkommen wünscht, Kinder, sofern er Reichtümer begehrt, Schäze, sofern er sich nach der ewigen Seligkeit sehnt, den Himmel; der Kranke wird von seinem Übel, der Sünder von seinen Sünden, der Gefangene von seinen Fesseln durch das dem Brahminen dargereichte Fußwasser befreit". Welch grenzenloser Stolz, welch fabelhafter Hochmut und welch freche Anmaßung und Dünkelhaftigkeit grinsen nicht aus diesen Worten hervor!! Wer erinnert sich bei denselben nicht der Schriftgelehrten und Pharisäer, wie sie im neuen Testament geschildert werden? Jesus Christus hat seiner Zeit die Pharisäer um vieles weniger diplomatisch und manierlich behandelt als Buddha die Brahminen. Er hat sie kurzer Hand und vor allem Volke also apostrophiert (angeredet): „Heuchler, Schlangenbrut, übertünchte Gräber" und mit noch anderen Tropen (bildlichen Ausdrücken), die sie schwerlich hinter den Spiegel gesteckt haben werden.

In Buddhas Art und Weise operierten auch dessen Schüler gegen das Kastenunwesen. Buddhas Neffe, namens Ananda, bat einst auf der Reise ein Mädchen, das der Tschandala-Kaste angehörte, ihm zu trinken zu geben. Das Mädchen war darüber höchlich erstaunt und sagte: „Ich bin ein Tschandala-Mädchen, und darum darfst du, weil einer höheren Kaste angehörend, aus meiner Lota (Becher) nicht trinken." Ananda entgegnete ihm darauf: „Meine Schwester, ich frage weder nach deiner Kaste, noch nach deiner Familie, sondern ich bitte dich um Wasser, wenn du mir solches geben kannst und willst."

Es ist leicht begreiflich, daß Buddhas Lehre überhaupt,

aber namentlich seine, den Kasten gegenüber in Anwendung gebrachte Taktik bei den Brahminen auf Widerspruch und Opposition stoßen musste. Sein oder Nichtsein, ihre Kaste, ihr Amt und ihre religiös-soziale Stellung hingen davon ab, ob Buddhas Lehre siege oder unterliege. Ihre ganze Existenz, ihre Autorität, ihre Vorrechte, ihr Einkommen, ihr Lebensunterhalt, ihr Einfluß, ihre Macht und Herrschaft waren durch Buddhas Lehre aufs Höchste bedroht. Sollte dieselbe den Sieg davon tragen, so war es offenbar um den Brahmanismus, also auch um die Brahminen, geschehen. Es gab dann keine Götter mehr, also waren ihre Priester, die Brahminen, entbehrlich geworden und zum alten Eisen geworfen. Sollten die unzählbaren Legionen der Hindu-Götter durch Buddha zur Abdankung gezwungen werden, dann waren die Weden, die Puranas, das Gesezbuch des Manu und die andern als heilig verehrten Schriften wertloses Papier, wie wir zu sagen pflegen „Makulatur" oder „Käsepapier", oder sie waren höchstens noch für Archäologen (Altertumsforscher) von Interesse. Nach der Aufhebung des indischen Pantheons und der Verödung der Pagoden, hatte die Darbringung von Opfern für die Götter und von Geschenken und Almosen für die Brahminen, Bikschus, Yogis, Sannyasis, Gosains, Munis, Sramanas und Vanaprastas (Büßer, Bettler und Einsiedler) ein Ende. Sollte Buddha über den Brahmanismus triumphieren, dann waren die reichen Stiftungen, die zum Unterhalte der Brahminen im Lauf der Jahrhunderte gemacht worden waren, der Säkularisierung preisgegeben. Die Wallfahrten, die von den Brahminen zu ihrem pekuniären Nuzen ausgebeutet wurden, hörten auf, die religiösen Feste, die eine Haupt-Einnahmsquelle der Brahminen waren, würden abgeschafft, und die Fürsten, die hohen Beamten und die reichen Privatleute bedurften keiner Purohitas mehr als Hauspriester, Wahrsager und Gewissensberater — kurz:

Buddhas Lehre war für die zahlreiche, mächtige und angesehene Brahminen-Kaste, für diese indischen Optimaten, Honoratioren und Oligarchen, für diesen indischen Geburtsadel und diese vergötterte Aristrokratie ein Stoß ins Herz. Kein Wunder also, wenn die Brahminen alles aufboten, um den Buddhismus siegreich bekämpfen und zum Falle bringen zu können! Dieser Riesenkampf währte 1800 Jahre und wurde, wie alle Religionskriege, mit Erbitterung und Ingrimm, mit geistigen und blanken Waffen geführt. Er war so blutig und schrecklich, daß, wenigstens auf Seite der Brahmanen, während desselben das Losungswort gegolten zu haben scheint: „Wer die Buddhisten, Weib und Kind, nicht vom Himalaya bis nach Ceylon vertilgt, der soll vertilgt werden.“ Während dieses langen und mörderischen Kampfes wurde blos dreimal auf kürzere Zeit Waffenstillstand geschlossen, nämlich: als der Sultan Mahmud von Ghusni, zu Anfang des XI. Jahrhunderts, 12 Feldzüge nach Indien unternahm, viele Städte und Tempel plünderte und das eroberte Land mit Feuer und Schwert verheerte, als ferner der Sultan Schuhab-ed-din von Ghusni, zu Ende des XII. und zu Anfang des XIII. Jahrhunderts, Indien vom Indus bis zu den Mündungen des Ganges eroberte, und als der Mogul Ela-ed-din von Delhi, der von 1295—1316 regierte, ganz Indien seinem Szepter unterwarf. Während dieser Kriegszüge ruhte der religiöse Hader und der brudermörderische Kampf zwischen den Brahminen und Buddhisten. Nachdem dieser in der Geschichte beispiellos lange Kampf ausgetobt hatte, bot Indien ein ähnliches Bild der Zerrüttung und des Jammers dar wie Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege. E. Schlagintweit sagt in seinem Werke: „Indien in Wort und Bild“, II. Band, Seite 77: „Die Ausrottung der Gegner begleitet eine Verwilderung des Landes, die im Zustande Deutschlands nach dem dreißigjährigen Kriege ein Seitenstück hat. Unter

dem Kriegsgetümmel zerbröckeln die großen Reiche; die Gangesländer zersplittern in zahlreiche Fürstentümer und selbstständige Gebiete, die an Größe an die Territorien der Reichsgrafen im einstigen Reiche deutscher Nation erinnern, und werden eine leichte Beute der Reiterscharen mohommedanischen Glaubens."

Ich habe weiter oben gesagt: infolge des Kampfes zwischen dem Brahmanismus und Buddhismus wurde der leztere aus Indien verdrängt, mit Ausnahme der Dschaina-Sekte. Diese buddhistische Sekte rettete sich durch kluges, schmiegsames Wesen in dem unerbittlichen und blutigen Religionskriege. Ich halte es für angezeigt, hier das Wesentliche über diese Sekte mitzuteilen.

Charakteristik des Dschainismus.

Dschaina stammt von dem altindischen Worte Dschina und heißt: der Siegreiche, welcher Beiname dem Buddha häufig gegeben wurde. Die Dschainas legten sich diesen Namen bei, weil sie sich rühmen, die wahren Weisen zu sein, die Buddhas, durch sie wiederhergestelltes, also unverfälschtes Gesez in ihrem Lebenswandel siegreich zur Anschauung bringen. Ganz besonders werden aber die 24 hervorragendsten und göttlich verehrten Heiligen der Dschaina-Sekte Dschinas oder Dschainas genannt. Diese 24 Heiligen, gewöhnlich Tirthangaras gennant, entsprechen den 24 inkorporierten Buddhas oder ihren Doppelgängern, den Bodhisattwas der Buddhisten. Die Dschainas erweisen vorzugsweise den erwähnten 24 Tirthangaras göttliche Ehre, während die eigentlichen Buddhisten die 24 Mensch gewordenen Buddhas als oberste Gottheiten anbeten.

Die Dschainas und Buddhisten standen von jeher einander feindlich gegenüber, obgleich sie dem Wesen nach eine und dieselbe Religion bekennen.

Die Dogmatik der Dschainas besteht hauptsächlich darin: Es gibt 30—40 Himmelsregionen, die von Göttern und Göttinen des höchsten, hohen und untergeordneten Ranges, von Halbgöttern und Göttinen, von Genien, guten und bösen Geistern bewohnt werden. Zu den höchsten Gottheiten gehören die oben erwähnten 24 Tirthangaras, diese haben ebenso viele Casanadewis, ihnen dienende Göttinen, zur Seite. Unter den Tirthangaras und Casanadewis stehen die Ganadharas, die Schutzheiligen, und die 12 Tschakrawartins (vergötterte Fürsten, die Dschainas waren. Diesen ist wieder eine Legion niederer Heiligen oder Halbgötter und Genien untergeordnet. Die Dschainas im Dekhan verehrten in früherer Zeit, wie aus alten Inschriften hervorgeht, als höchstes Wesen, als obersten, persönlichen Gott und Schöpfer der Welt, Dschinapati; von dieser Verehrung sind sie aber längst abgekommen.

Die Seele wird als geistiges, persönliches Wesen, als individuelle Intelligenz betrachtet, sie ist unsterblich, wird durch Bußwerke und Seelenwanderung geläutert, und ist dann in der Nirwana ewig selig. Man ersieht aus dieser Lehre, daß die Nirwana ihre ursprüngliche Bedeutung verloren hat. Die ältesten Sekten der Dschainas (auch die Dschaina zerfiel und ist noch in Haupt- und Nebensekten zerfallen) leugneten, daß das Weib eine unsterbliche Seele habe, heutzutag sind aber alle Dschainas so human und galant, daß sie auch dem Weibe erlauben, eine unsterbliche Seele zu besitzen.

Die Dschainas leugnen, obgleich sie in Bezug auf Kultus, Ritus und soziales Leben sehr Vieles von den Brahmanen angenommen haben, den göttlichen Ursprung der Weden und verwerfen prinzipiell die Kasten, allein troz dessen gehen sie nicht leicht eine unebenbürtige Ehe ein. Es gibt bei ihnen Priester, die aber meistens ein gemeinschaftliches, eheloses Leben in Klöstern führen. Die Mönche der Dschainas heißen

Yatis. In Ermangelung eines eigenen Priesters bedienen sich die Dschainas unbedenklich eines Brahminen.

Die Moral der Dschainas besteht dem Wesen nach darin: Sie befleißigen sich der Sittenreinheit, Mäßigkeit und Nüchternheit. Sie essen niemals Fleisch, Kernobst oder Honig. Sie töten kein Tier, filtrieren das Trinkwasser, um ja kein Tier zu verschlucken; sie tragen einen Gesichtsschleier, um keine Fliege einzuatmen, und fegen, wenn sie ausgehen den Boden vor sich her, um ja kein Insekt zu zertreten. Sie bereiten sich auf die Nirwana durch Anwendung der 3 Edelsteine (Triratnas): des vollkommenen Glaubens, Wissens und Wandels nach den Geboten Buddhas vor. Sie beten oft und lange, fasten häufig und strenge, beichten von Zeit zu Zeit, unternehmen Wallfahrten und geben sich mit Vorliebe der Meditation über das Wesen der Dinge hin.

Sie pflegen auch die Wissenschaften und Künste, besonders die Architektur; die herrlichsten Baudenkmäler Indiens, namentlich in Ellora und Sunagiri, von denen später die Rede sein wird, verdanken den Dschainas ihre Entstehung.

Die Tierspitäler, Pindschrakals oder Banjanenlazarete genannt, sind gewöhnlich von Dschainas gestiftet und bewidmet. Im Pindschrakal zu Bombay, der aus vielen Gebäuden und Höfen besteht und über eine Jahresrente von 180.000 Mark verfügt, befanden sich, als ich denselben im Jahre 1871 besuchte, 2000 Rinder, 125 Pferde, 500 Schafe und Schweine, zahllose Hunde, Kazen, Affen, Papageien, Hühner, Tauben, Ratten, Mäuse, Schlangen und anderes Ungeziefer. Dschaina- und Brahmanen-Büßer lassen sich oft in jenen Gemächern, die Wanzen und jene Insekten beherbergen, gegen die der Europäer einen Vertilgungskrieg mit Kamm, Fingernagel und Insektenpulver führt, jämmerlich stigmatisieren, plagen und peinigen.

Der Dschainismus ist in 2 Hauptsekten gespalten: Die Weißbekleideten (Svetambaras) und die Luftbekleideten, welche „auch die, mit den 4 Himmelsgegenden Bekleideten“ (Digambaras oder Nirgranthas) genannt werden. Die Weißbekleideten tragen, wie das Wort schon andeutet, weiße Kleider, die Luft- und mit den 4 Himmelsgegenden Bekleideten sind, mit Ausnahme eines schmalen Tuches um die Lenden, bei den Mahlzeiten adamitisch-paradiesisch kostümiert. Nach der Mahlzeit legen sie jedoch ihre Kleider, die bunt gefärbt sind, wieder an.

Der Kultus der Dschainas hat große Ähnlichkeit mit jenem der Brahmanen, denen sie sich zur Zeit der heftigen Kämpfe des Brahmanismus mit dem Buddhismus möglichst akkommodierten, um dadurch der Verfolgung zu entgehen.

Es gibt in Indien 4—5 Millionen Dschainas; die meisten leben im Dekhan, in Zentralindien, überall jedoch nicht auf dem Land und in Dörfern, sondern nur in den Städten. Das Hauptkontingent zu dieser Sekte stellen Bankiers, reiche Kaufleute und Kapitalisten.

Es wird wohl niemals ermittelt werden können, wann die Dschaina-Sekte entstanden ist. Nach echt indischer Gepflogenheit und infolge großer Vorliebe für alles Fabelhafte, Übertriebene und Abenteuerliche, rücken die Dschainas die Stiftung ihrer Religion selbst über den Ursprung des Buddhismus hinauf, obgleich es auf der Hand ligt, daß dieselbe eine Tochter des lezteren ist. Sie schreiben ihrer Religion mit der hartnäckigsten Unverfrorenheit die Priorität zu — eine große Lächerlichkeit und kecke Aufschneiderei. Sie behaupten nämlich: Buddha seie ein Schüler des heiligen Wardhamanas oder Mahawiras, des lezten ihrer 24 Tirthankaras gewesen. Die älteste und zuverlässigste Nachricht von der Dschaina-Sekte enthält eine Steininschrift des Königes Asoka; es sind in derselben die Luftgekleideten (Nirgranthas)

erwähnt, unter denen, nach dem Zusammenhang der Worte, nur Dschainas verstanden werden können. Da Asoka im III. Jahrhundert vor Christus regierte, muß es, laut der erwähnten Inschrift, damals schon Dschainas gegeben haben. Eine zweite Inschrift, die der Dschainas Erwähnung tut, stammt aus der Zeit von 485—510 nach Christus. Es ist eine Steininschrift der Kalukja-Dynastie zu Kaljani, und meldet dieselbe, daß die Dschainas zur Zeit des Königs Pulakesi, der in der angegebenen Periode regierte, großen Einfluß besessen haben. Der Indologe Lassen („Indische Altertumskunde", IV. Band, Seite 755) zieht aus dieser Inschrift den Schluß: „Da einige Zeit verstreichen musste, ehe sie (die Dschainas) sich von ihrem Heimatslande im nördlichen Indien (in Behar) nach dem Dekhan verbreiteten und sich dort Einfluß zu verschaffen wußten, darf ihr Ursprung ziemlich viel früher angesezt werden." So viel, zur Orientierung des Lesers, über die buddhistische Sekte der Dschainas.

Der Krieg zwischen dem Brahmanismus und Buddhismus war ein Interessenkampf, es sollte durch ihn eine Macht- und Magenfrage gelöst werden. Auf der einen Seite standen die 2 höheren, angesehenen, mächtigen und reichen Kasten der Brahminen und der Kschatryas, auf der andern die 2 niederen, ausgebeuteten und enterbten, aber sehr zahlreichen Kasten der Waisyas und Sudras. Die einen hatten alles zu verlieren, und die andern alles zu gewinnen. Der Buddhismus brachte namentlich den Sudras Erlösung von Unterdrückung, Schmach und Schande. Sie waren Jahrhunderte lang die Enterbten, die Aschenbrödel und Lasttiere der Brahminen und Kschatryas — wer konnte es ihnen daher verargen, daß sie Buddhas Lehre: „Alle Menschen sind von Natur aus und dem Wesen nach einander gleich, alle besizen gleiche Rechte und Pflichten", mit Jubel begrüßten, mit fliegenden Fahnen in seine Samgha einmarschierten und dann

bei dem, zwischen dem Brahmanismus und Buddhismus entbrannten Kampfe freudig die Waffen ergriffen, um ihre Emanzipation auf Leben und Tod zu verteidigen und sich ihrer Unterdrücker zu erwehren?

Allein die Waisyas und Sudras wären, hätten sich nicht mächtige Bundesgenossen auf Buddhas Seite geschlagen, sogleich nach entbranntem Kampfe besiegt geworden. Man hätte glauben sollen, die Fürsten würden, da Buddha für die bevorzugten Stände so verhängnisvolle und gefährliche Lehren vortrug, sich grundsäzlich und in wohlverstandenem Interesse gegen Buddha und für den Brahmanismus erklärt haben, allein das war im ganzen und großen nicht der Fall. Kurze Zeit, nachdem Buddha öffentlich aufgetreten war, erklärten sich die Könige Bimbisara von Kosala, Prasenadschit von Sravasti, Vathe von Kausambi, Pradschota von Udschajini und Adschatasatru von Magadha für denselben und nahmen seine Lehre an.

Am meisten verhalf der König Asoka, der vom Jahre 260—230 vor Christus über ein großes Reich in Indien herrschte, das sich vom Indus bis zur Mündung des Ganges ins Meer und vom Himalaya bis zum Vindhja-Gebirg erstreckte, dem Buddhismus zum Sieg über den Brahmanismus. Asoka hatte sich durch List und Gewalt auf den Tron von Pataliputra (Patna) geschwungen, und um seine Herrschaft zu sichern und zu befestigen, wütete er 3 Jahre lang gegen alle männlichen Mitglieder seiner Familie, die er, bis auf seinen Bruder Tischja, durch Meuchelmord aus dem Weg räumte. Er verfolgte mit Feuer und Schwert die Buddhisten, zerstörte die buddhistischen Tempel und Klöster und gestattete blos den Brahmanen freie Religionsübung. Infolge eines Wunders — so erzählen die buddhistischen Legenden — bekehrte er sich aber und wurde der eifrigste Anhänger Buddhas. Es soll nämlich ein Buddhist, namens Samudra, der sich weigerte,

dem Buddhismus zu entsagen und Brahmane zu werden, in einen Kessel voll siedenden Öls geworfen worden und mit heiler Haut davon gekommen sein. Sei dem, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß Asoka sein blutdürstiges, grausames Wesen ablegte, sich vollständig bekehrte, zum Buddhismus übertrat und der Wohltäter und Vater seiner Untertanen wurde. Eine noch erhaltene, dem König Asoka gewidmete Inschrift, die der gelehrte Orientalist Burnouf in seinem vortrefflichen Werke: «Le lotus de la bonne foi» veröffentlichte, lautet: „Piyadasi (der liebreich Gesinnte, Asoka), der von allen Göttern geliebte König, ehrt jeden Glauben, ehrt die Büßer und Mönche sowohl durch Almosen als andere Bezeugungen von Achtung. Aber der König ehrt nicht so sehr die Almosen und andere Bezeugungen der Achtung als die Vermehrung dessen, was das Wesen und der Grund jedes wahren Ruhmes ist. Ein Mensch soll einzig seinen Glauben in Ehren halten, doch darf er niemals den Glauben anderer schmähen, auf diese Weise wird er niemand kränken. Ja, es gibt sogar bisweilen Umstände, unter denen er dem Glauben anderer Ehre erweisen muß, man befestigt dadurch seinen eigenen Glauben und leistet dadurch dem Glauben anderer einen Dienst. Wer anders handelt, der schadet seinem eigenen Glauben und fügt jenem der andern ein Unrecht zu. Ein Mensch — und seie er, wer er wolle — der seinen eigenen Glauben ehrt, aber den Glauben anderer, aus Anhänglichkeit an den seinigen, schmäht, und noch mehr, wenn er sagt: ‚Laßt uns unsern Glauben recht leuchten', der kann, sage ich, seinem eigenen Glauben nur schaden. Darum ist ein freundliches Verhalten (Andersgläubigen gegenüber) von Vorteil. Die Hauptsache aber ist: daß die Menschen die Sittengebote ihrer Religion wirklich vollziehen." Aus diesen Worten spricht große Toleranz, ja man ist fast versucht, Asoka des Indifferentismus und der Lauigkeit im Glauben

zu zeihen, allein derselbe war weder indifferent noch lau, sondern vielmehr ein entschiedener, eifriger und treuer Buddhist. Er ließ allen Untertanen seinen Übertritt zum Buddhismus offiziell verkünden und verordnete, daß dieses Ereignis mit Freudenfeuern, Musik und Umzügen — also pompös, hochfestlich — begangen werde. Er erhob den Buddhismus zur Staatsreligion und verlieh ihr große Privilegien, zugleich gewährte er aber allen seinen Untertanen Religions- und Gewissensfreiheit. Er war weder verfolgungssüchtig noch engherzig. Er gründete in Pataliputra, der Hauptstadt seines Reiches, zwei große Klöster, das eine für Mönche, das andere für Nonnen. Sein Sohn Mahendra, seine Tochter Sanghamitra und sein Bruder Tischja, den er allein verschont hatte, traten in diese Klöster. Auch in andern Städten errichtete er Klöster, buddhistische Tempel (Tschaityas) und Stupas (Kuppeltürme oder blos Kuppeln, in oder unter denen Reliquien von Buddha aufbewahrt wurden). Es wird ihm nachgerühmt: er habe alle von Buddha noch vorhandenen Reliquien in 84.000 Teile zerlegt und dieselben an buddhistische Gemeinden, Tempel und Klöster verschenkt. Er sendete Glaubensboten, Apostel oder Missionäre, nach allen Himmelsgegenden aus, die auf friedlichem Wege, durch geistliche Waffen, durch Predigt und exemplarischen Wandel, den Buddhismus ausbreiten sollten. Er sendete seinen eigenen Sohn, den oben erwähnten Mahendra, selbst nach Ceylon, mit dem Auftrage, den König dieser Insel, namens Dewamprija Tischja, für Buddhas Lehre, für dessen Humanitäts-Weltkirche, zu gewinnen. Diese Mission war auch in Wirklichkeit von bestem Erfolge gekrönt, denn der König bekehrte sich wirklich zum Buddhismus, und mit ihm sein Volk, und seitdem ist Ceylon eine Hauptstütze des Buddhismus und heißt die „heilige" Insel. Ja, Asoka knüpfte im Interesse der Verbreitung des Buddhismus, wie uns alte, noch er-

haltene Inschriften und griechische Schriftsteller bezeugen, diplomatische Verbindungen an mit dem Könige Antiochus von Syrien, dem Könige Ptolemäus Philadelphus von Ägypten, dem König Antigonus Gonnatas von Macedonien, dem König Alexander II. von Epirus und dem König Magas von Cyrene (Oberlybien, im nördlichen Afrika).

Asoka schuf eine eigene Behörde zur Ausbreitung des Buddhismus und zur Überwachung der religiös-politischen Geseze desselben; ihre Beamten wurden Dharma-Mahamataras, Gesezes-Obere, genannt und in allen Provinzen und Städten angestellt. Er wählte nur eifrige Buddhisten zu seinen Ministern und gab seinen Kindern und Verwandten Buddhisten als Lehrer und Erzieher.

Im Jahre 246 vor Christus berief Asoka ein Konzil nach Pataliputra, um durch dasselbe den Buddhismus von den Irrlehren und Mißbräuchen, die sich in denselben eingeschlichen hatten, zu reinigen. Es war dieses Konzil das dritte, das nach Buddhas Tod gehalten wurde. Asoka eröffnete das Konzil mit folgender Ansprache: „Die Gegenstände, die das Gesez umfaßt, sind die Grenzen, welche die Disziplin vorschreibt: die übernatürlichen Eigenschaften der Arja (der ehrwürdigen Religion, des Buddhismus), die Gefahren der Zukunft (der Seelenwanderung), die Sutras (die Aussprüche Buddhas), die Forschungen Sariputras (des bevorzugten Schülers Buddhas), und die Vorschriften Rahulas (des Sohnes Buddhas), unter Zurückweisung der falschen Doktrinen (der eingeschlichenen Irrlehren), das ist es, was der glückselige Buddha gelehrt hat. Diese Gegenstände, die das Gesez umfasst, sollen nach meinem Wunsch die geweihten Männer und Frauen hören und sie beständig erwägen, ebenso wie die Gläubigen beider Geschlechter. Dies ist der Ruhm, auf den ich das größte Gewicht lege. Das tue ich euch kund, das ist mein Wille und meine Erklärung.“ Diese Worte

klingen sehr theokratisch, cäsareopapistisch und byzantinisch, d. h.: man schließt mit Recht aus denselben, daß Asoka keinen Unterschied zwischen dem religiösen und staatlichen Organismus, zwischen der geistlichen und weltlichen Machtsphäre kannte, daß er sich als Oberhaupt des Buddhismus fühlte und als sichtbaren Stellvertreter Buddhas betrachtete. Übrigens hatte sich in den meisten Staaten des Orients die Theokratie eingebürgert, und bei den Juden war sie von Jehova selbst eingeführt worden. Bei den Assyrern, Babyloniern, Ägyptern, Griechen und Römern war das Staatsoberhaupt auch pontifex maximus, Hoherpriester und Inhaber der Gerichtsbarkeit und des Oberaufsichtsrechtes über alles, was die Religion betraf. In der christlichen Kirche maßten sich dieses Recht und diese Gewalt zuerst manche byzantinische Kaiser an, die protestantische Kirche gestand sie aus Klugheit und Interesse den Landesfürsten zu, und Peter I. von Rußland legte sich dieselben als Despot eigenmächtig bei.

Da Buddha keine Hierarchie eingesezt und keine Behörde oder Person mit dem Oberaufsichtsrecht und der Gerichtsbarkeit über die Bekenner seiner Lehre ausgestattet hatte, so fiel, weil jede Gesellschaft und jeder Verein ein Oberhaupt haben muß, dieses Amt dem, um den Buddhismus hoch verdienten und mächtigen König Asoka von selbst zu, und man muß ihm das Zeugnis geben, daß er sein Amt nicht nur nicht mißbrauchte, sondern sehr gewissenhaft und treu verwaltete. Nach menschlicher Berechnung zu urteilen, wäre der Buddhismus ohne Asokas tatkräftiges Eingreifen, ohne seinen Schuz und Beistand entweder im Kampfe mit dem Brahmanismus unterlegen oder durch innere Spaltungen der Auflösung und Vernichtung anheimgefallen.

Asoka war ein ausgezeichneter Regent: er erleichterte die dem Volke von seinen Vorfahren auferlegte Steuerlast, er überwachte die Amtsführung der Staatsdiener, er war

gerecht und dabei dennoch mild. Er verachtete den eitlen Prunk und die törichte und kostspielige Schaustellung königlicher Majestät. Er war sehr demütig und herablassend und über alle Maßen großmütig und freigebig. Er ließ Spitäler, Armen- und Unterkunftshäuser (Bungalow) für Reisende erbauen, unzählige Brunnen graben und an den Landstraßen Feigen- und Mangobäume pflanzen, deren Früchte den Armen und Reisenden gehörten. Asoka konnte ohne alle Übertreibung in einer Gesezesinschrift von sich selbst sagen: „Mein ganzes Geschäft besteht darin, daß ich die Schuld gegen die Geschöpfe abtrage, sie hienieden glücklich mache und dafür sorge, daß sie jenseits den Himmel erlangen. Zu diesem Zweck habe ich diese Gesezesinschrift machen lassen, möge sie lange erhalten bleiben, und mögen meine Söhne, meine Enkel und Großenkel ebenso dem Heile der ganzen Welt nachstreben. Dieses ist aber auch bei großer Anstrengung schwer zu vollbringen.“ Diese hochinteressanten Inschriften, die Asoka auf Säulen, Monolithen und Felswänden einmeißeln ließ, hat der gelehrte Indolog und Orientalist Lassen gesammelt, erklärt und in seinem verdienstlichen Werke: „Indische Altertumskunde“, II. Band, Seite 225—234, zweite Auflage, veröffentlicht. Asoka beabsichtigte durch die Aufstellung seiner Gesezestafeln und die in Stein gegrabenen Inschriften: die Laster auszurotten und Tugenden in die Herzen seiner Untertanen zu pflanzen. Unter den Lastern bekämpfte er am meisten: Zorn, Neid, Trägheit, Grausamkeit, mutwillige Verlezung und Tötung lebender Wesen; unter den Tugenden aber empfahl er am meisten: Mitleid, Freigebigkeit, Gehorsam gegen Eltern und Lehrer und gute Behandlung der Dienstboten. Es dürfte übrigens keine allzu kühne Hypothese (Vermutung) sein: Asoka, der ohne allen Zweifel Mosis Schriften gelesen hatte, ließ seine Geseze und Verordnungen, die wichtigsten Ereignisse seiner Regierung und die Wünsche

und Hoffnungen seines Herzens in Stein graben, weil auch Jehova auf dem Sinai seine Geseze, seine 10 Gebote, die auf 2 steinernen Tafeln eingemeißelt waren, dem Moses übergeben hatte.

Ich habe nunmehr, den Stifter des Buddhismus betreffend, nur noch folgendes zu erwähnen: Buddha übte 45 Jahre lang sein Lehramt, er hatte keinen festen Wohnsiz, sondern zog in Behar und Audh predigend umher. Er überschritt nie die Grenzen dieser 2 kleinen Königreiche. Er zog jedoch blos während der trockenen regenlosen Zeit, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und predigte „sein Gesez", während der übrigen Zeit des Jahres, der Regenzeit, (Warscha Wasana), die im nördlichen Indien 4 Monate, vom Neumond des Juli bis zu jenem des Novembers dauert, besuchte er die Klöster, erteilte in denselben Unterricht und zog Novizen heran. Man besizt noch ein Verzeichnis jener Orte, an welchen er die 45 Regenzeiten zubrachte. Im hohen Alter von 80 Jahren starb Buddha mit den Worten: „Alles ist vergänglich, ringet nach der Nirwana!", anno 543, in der Nähe der Stadt Kusinagara. Er, der so arm, als Bettler, gelebt und nichts besessen als einen Stab, eine Lota (Becher), einen Almosentopf und ein gelbes Büßergewand, wurde, nach seiner lezten Willenserklärung, mit königlichem Pompe bestattet. Angesichts des Todes erinnerte sich Buddha seiner Abstammung aus königlichem Geschlecht, auch dürfte zu vermuten sein, daß er die ungeheuere Ausbreitung seiner Lehre (der Buddhismus zählt heutzutag 300,000.000 Bekenner) und den Ruhm seines Namens, der ihn Jahrhunderte überleben sollte, ahnte, kurz, er verlangte, mit Ehrenbezeugungen eines Tschakrawarti (des höchsten Herrn eines ganzen Landes) bestattet zu werden, jedenfalls eine Charakterschwäche und große Inkonsequenz des sonst exemplarischen Moralisten. Buddhas testamentarischen Anordnungen gemäß wurde sein

Leichnam während 7 Tagen auf einem Paradebett in goldenem Sarge ausgestellt und dann auf einem Holzstoß verbrannt. Die Asche des völlig Geläuterten und in der Nirwana Aufgegangenen wurde in eine goldene Urne eingeschlossen und in der Stadthalle zu Kusinagara aufbewahrt. Zu Ehren des Verstorbenen wurde ein 7 Tage währendes Fest gefeiert.

Buddha hat nichts Schriftliches hinterlassen; alle Aufzeichnungen über die buddhistische Lehre, Disziplin und Metaphysik stammen aus der Feder seiner ersten oder späteren Schüler.

Sogleich nach Buddhas Tod trat ein buddhistisches Konzil zu Radschagriha, das aus 500 Mitgliedern bestand, zusammen. Dieses Konzil sammelte, prüfte und ordnete alle Schriften der Schüler Buddhas und verfertigte, auf Grund derselben, eine Zusammenstellung aller ächten Lehren Buddhas. Diese Zusammenstellung heißt Tripitaka (Dreikorb) und zerfällt, wie aus dem erwähnten Namen hervorgeht, in drei Hauptteile: 1. in die Sutras, (die Aussprüche und Reden Buddhas), 2. in die Vinaya, (die Disziplin) und 3. in die Abhidharma (die Metaphysik).

Zu diesen Schriften, die bald ins unglaubliche vermehrt wurden, gesellten sich noch die Tantras, mit den unsinnigsten Zauber- und Beschwörungsformeln, der sogenannten Mantras und Dharanis. Die Tantras, die dem vierten buddhistischen Konzil, das in Kaschmir zwischen den Jahren 10—30 abgehalten wurde, schon vorlagen und von demselben nicht zurückgewiesen wurden, legen davon Zeugnis ab, daß der Buddhismus sich mit dem Schiwaismus schon verschmolzen hatte, daß er von dem grassesten Aberglauben strozte und vor den abscheulichsten Bildern in den Tempeln nicht zurückbebte. Aus den Tantras geht unwiderlegbar hervor, daß der Buddhismus nicht nur seine reine, erhabene Moral eingebüßt hatte, sondern auch der Vielgötterei und der Menschenvergötterung verfallen war.

Es erübriget nun noch zu zeigen, welchen Einfluß der Buddhismus auf den Brahmanismus und dieser auf jenen ausgeübt hat, oder, was auf dasselbe hinausläuft: auf welche Weise sich die Vermischung beider Religionen vollzogen hat. Zuerst muß jedoch nachgewiesen werden, wie sich der Buddhismus entwickelt hat.

Buddha hatte die Hindugötter in Abgang dekretiert und an deren Stelle die ewige Materie, die in einem endlosen Kreislauf neues Leben schafft und das ersterbende wieder in ihren Schoß aufnimmt, gesezt. Nun kann aber der Mensch im ganzen und großen ohne Glauben an Gott oder Götter nicht existieren; denn es ist, wie die Geschichte aller Völker und aller Jahrhunderte beweist, ein unabweisbares, schreiendes Bedürfnis seines Geistes und Herzens, an ein höchstes Wesen zu glauben, dasselbe zu verehren und zu lieben, sich demselben hinzugeben und demselben zu dienen, zu demselben zu beten und demselben Opfer darzubringen. Dieses, dem Menschen angeborene Bedürfnis, diese religiöse Veranlagung, die dem Menschenwesen eigentümlich zukommt und sich gesezmäßig entwickelt, verschaffte sich auch bei dem Buddhisten Geltung, er sehnte sich nach Gott, und da er den wahren Gott nicht kannte und zu den Hindugöttern, denen er erst vor kurzer Zeit das Abdankungsdekret übergeben hatte, nicht zurückkehren wollte, so blieb ihm kaum eine andere Wahl übrig als: Buddha selbst auf den vakanten Tron zu sezen. Und das tat er auch, er und seine Glaubensgenossen. Kurze Zeit nach Buddhas Tod wurde derselbe als Gott verehrt. Diese Apotheose (Vergötterung) wurde durch die Verehrung der Reliquien Buddhas, durch Wallfahrten zu denselben und durch den Bilderdienst angebahnt. Nachdem die Buddhisten einmal ihres Religionsstifters Reliquien und Bildnisse verehrten und zu jenen Orten pilgerten, wo sich Buddha aufgehalten, waren sie nur noch einen Schritt von seiner Apo-

theose entfernt. Und dieser Schritt blieb nicht aus und konnte nicht ausbleiben, denn Mönche und Volk bedurften, in Ermangelung eines Gottes, in Ermangelung eines idealen Wesens, zu dem sie mit Ehrfurcht, Liebe und Vertrauen hätten emporblicken und beten können, einer göttlichen Persönlichkeit, die ihnen in Weisheit und Tugend voranleuchtete, die ihnen in Selbstverleugnung und Selbstbeherrschung Muster und Vorbild war und ihnen Gnade und Segen spendete; und wer, außer Buddha, hätte diese göttliche Persönlichkeit, dieses Ideal, dieses Muster und Vorbild, dieser Helfer und Hort sein können? Niemand. Buddha war für sie nicht gestorben, er konnte nicht in die Nirwana eingegangen sein, sie zauberten ihn aus dem Todes-, aus dem Schattenreiche wieder herbei, machten sich gigantische Bilder von ihm, stellten sie in Tempeln auf, fielen vor denselben nieder und beteten sie an, wähnend, Buddhas Geist wohne in denselben. Sie hielten Buddha für den Schöpfer, Erhalter und Erlöser der Welt, für den Inbegriff aller Gnaden und für die Quelle alles Segens und aller Glückseligkeit im Himmel und auf Erden. Doch damit nicht genug! Sie umgaben Buddha mit den Hindugottheiten und wiesen diesen das Amt zu, Buddha in der Welterhaltung und Regierung zu unterstützen, ihn zu bedienen und die Hüter und Wächter seiner Lehre und Religion zu sein. Es hat sich aus dem II. Jahrhundert vor Christus ein buddhistisches Bild erhalten, das uns darüber aufklärt, wie sich die Buddhisten das Verhältnis vorstellten, in welchem Buddha zu den Hindugottheiten stand. Das erwähnte Bild zeigt Buddha mit unterschlagenen Beinen auf einem Trone sitzend, während Brahmâ ehrerbietig einen großen ausgespannten Sonnenschirm über ihn hält, und Indra ihn zum König der Götter und Menschen salbt!! Ein höchst interessantes und lehrreiches, aber auch ein ebenso lächerliches, bizarres und barockes Bild, es läßt uns einen

Blick in den Abgrund des buddhistischen Aberglaubens werfen und zeigt uns anschaulich, auf welche Irrwege der von Gott abgefallene und durch die Erbsünde geistig tief gesunkene Mensch gerät.

Nachdem Buddha zum obersten, höchsten Gotte erhoben worden, war es selbstverständlich, daß ihn die Buddhisten um seinen Schuz, seine Hilfe, seinen Beistand und seine Gnade anriefen, und daß sie ihm Opfer darbrachten. Diese Opfer bestanden in Blumen, Früchten und Weihrauch, die unter Absingung von Jubelliedern und unter Instrumental-Musikbegleitung auf Buddhas Altar niedergelegt wurden.

Daß sie zu Ehren Buddhas auch Feste einführten, ist selbstverständlich; seinen Geburtstag und seinen Sieg über die Brahminen begingen die Buddhisten feierlich. Es wurde ein täglich wiederkehrendes dreimaliges Gebet und eine je nach 14 Tagen wiederkehrende Sabbatruhe eingeführt. An denjenigen Tagen nämlich, an welchen die Mönche zu fasten und zu beichten hatten, was monatlich zweimal geschah, durften die Laien keine Arbeit verrichten und waren verpflichtet, dem Gebet und Gottesdienst im Tempel beizuwohnen.

Buddha, umgeben von dem Patheon der Hindu, blieb nicht der einzige buddhistische Göze, sondern es wurden auch hervorragende Heilige, in welchen die Urweisheit (Pradschnaparamita oder Boddhi) wohnte, nach ihrem Tod göttlich verehrt. Sie hießen Bodhisattwas (bei der Dschaina-Sekte: Tirthankaras). Der Buddhist glaubte, daß Menschen, die durch Weisheit und Tugend würdig und reif geworden waren, Buddha zu sein, nach dem Tod, im Himmel ihre Awatara, ihre Verkörperung, ihre Wiedergeburt und Herabkunft auf die Erde abwarteten. Die Zahl solcher Bodhisattwas war unbeschränkt.

Eine beklagenswerte Verirrung des Buddhismus bestand ferner darin, daß dem Buddha und jedem hervorragenden Bodhisattwa eine Sakti, eine Frau beigegeben wurde.

Die von Buddha mit so großer Zähigkeit bis an sein Lebensende festgehaltene Nirwana, die Verflüchtigung der Seele in das Nichts, wurde nach und nach aufgegeben, d. h. in eine Versenkung in Buddha, in eine Vereinigung mit Buddha umgedeutet oder umgewandelt. Die indischen Buddhisten glaubten, daß sich über dem Berge Meru, auf welchem die Götter wohnen, 4 himmlische Regionen befinden, in welche sie (die Buddhisten) nach ihrem Tode eingehen, sofern sie nämlich den Geboten Buddhas gemäß gelebt. Von der Nirwana ist also, bei solchem Glauben, keine Spur mehr vorhanden.

Das Gebet sank bei den Buddhisten vielfach zu einem opus operatum herab, d. h. es wurde ein mechanisches, oft gar nicht verstandens Lippenwerk, ohne Erhebung des Gemütes, ohne Andacht und Frömmigkeit. Ja, es wurde nicht selten im eigentlichen Sinne maschinenmäßig, vermittelst des Wassers und Windes, durch Gebetsmühlen und Gebetsfahnen betrieben. Die Gebete und Zauberformeln wurden nämlich entweder auf der Welle eines mit Schaufeln versehenen Rades befestiget, das sich im fließenden Wasser um seine Achse drehte, oder es wurde auf Windfahnen geklebt, die der Luftzug in Bewegung sezte. So oft nun das Rad oder die Windfahne eine Umdrehung vollendet hatte, galt das Gebet für den Eigentümer der heiligen Mühle oder der heiligen Fahne als verrichtet und von den buddhistischen Göttern mit Wohlgefallen angenommen.

Rechnen wir nun noch zu all dem Angeführten die Bann-, Beschwörungs- und Zauberformeln des heiligen Buches Tantra und das Universalmittel, dessen sich die indischen Buddhisten in Krankheiten bedienten: des Urins der Kühe, so besizen wir ein ziemlich vollständiges Bild von der Entwicklung des Buddhismus nach dem Tode seines Stifters bis etwa zum Jahre 1000 nach Christus.

Der Buddhismus hat also in das gerade Gegenteil von dem umgeschlagen, was er im Anfang lehrte und vorschrieb. Selbst seine ursprüngliche Moral, der niemand den Charakter der sittlichen Reinheit und Erhabenheit absprechen kann, die unstreitig die besten aller von Menschen ersonnenen Lebensregeln enthielt, stieg, Stufe um Stufe, von der Höhe sittlicher Würde herab und ging in dem unzüchtigen Kultus verehelichter Götter unter.

Die Gründe, die ein völliges Umschlagen des Buddhismus in sein Gegenteil herbeiführten, waren folgende:

1. Der Buddhismus rang mit dem Brahmanismus in Indien um den Sieg, und diesen konnte er, nach Ansicht der buddhistischen Mönche, welche die Grundsäule der neuen Religion waren, nur dadurch davontragen, daß er das Volk für sich gewann. Behufs dessen musste er dem Brahmanismus Zugeständnisse machen und sich demselben akkommodieren. Die buddhistischen Mönche eigneten sich also vom Brahmanismus alles an, was ihnen die Sympathie der Brahmanen gewinnen, ihrer Lehre Aufnahme und ihnen selbst Autorität verschaffen konnte und musste. Sie nahmen darum die Hindugötter mit der ganzen Sippschaft ihrer Weiber und Genien in ihre Lehre auf. Sie erhoben ihren Religionsstifter selbst zu einem Gott, beteten zu ihm, brachten ihm Opfer dar, verehrten seine Reliquien und führten Wallfahrten und Feste ein. Doch damit nicht genug! Sie führten den unzüchtigen Kultus der Hindugötter, namentlich des Schiwa, ein, ließen die Fundamentallehre Buddhas, die Nirwana fallen und setzten an deren Stelle die Vereinigung mit Buddha nach dem Tod, und endlich nahmen sie den ganzen Hokuspokus der brahmanischen Zauberei mit in den Kauf. Auf diese verräterische und charakterlose Weise hatten sie dem Brahmanismus die Wege zur Annahme der buddhistischen Religion geebnet.

2. Während der Kampf zwischen den Buddhisten und Brahmanen hin= und herwogte, setzten sich oft Buddhisten in Dörfern, Städten und Provinzen fest, wo der Brahmanismus geherrscht hatte, und die Folge davon war eine Vermengung des Buddhismus mit dem verdrängten Brahmanismus, denn semper aliquid haeret, es bleibt immer etwas hängen. Die Buddhisten bedienten sich der brahmanischen Tempel und schlossen Ehen mit brahmanischen Weibern und Männern. Auf diese Weise bildete sich nach und nach eine Religion, die teilweis buddhistisch, teilweis brahmanisch war.

Nicht wenig trug zum Umschlag des Buddhismus in sein Gegenteil, d. h. zur Vermengung der buddhistischen und brahmanischen Religion, die Lektüre der zwei hochberühmten brahmanischen Epopöen, des Mahabharata von Vyasa und des Ramayana von Valmiki, von Seite der Buddhisten bei.

Was nun den Einfluß des Buddhismus auf den Brahmanismus, d. h. die Veränderungen, die der Buddhismus innerhalb des Brahmanismus hervorrief, anbelangt, so ist diesbezüglich folgendes zu sagen:

Die Brahminen, die bei dem, zwischen dem Brahmanismus und Buddhismus ausgebrochenen Kampf in der ersten Linie kämpften, brachten ganz dieselbe Taktik und Strategie ihrer Todfeinde in Anwendung, doch waren sie denselben an Schulbildung, List, Klugheit, Geriebenheit und Zähigkeit weit überlegen, weßwegen sie schließlich auch den Sieg über dieselben davontrugen. Sie wußten in diesem Kampfe besonders ihre politische Stellung, Amt und Würde, Ansehen und Macht, Geld und Gut bestens zu verwerten. Die Brahminen waren von jeher, wie man zu sagen pflegt, „die rechte Hand" der Fürsten, sie waren deren Minister, Räte, Provinz= und Bezirksbeamte, Justiz und Verwaltung war ihnen anvertraut — alles: weil sie gut geschult waren, Studien gemacht hatten, Geschäftsgewandtheit und gefällige Manieren besaßen. Alle

diese Eigenschaften, aller Einfluß und alle Macht der Brahminen fiel bei ihrem Kampf gegen die Buddhisten schwer ins Gewicht und verlieh ihnen ein bedeutendes Übergewicht über dieselben. Der griechische Geschichtschreiber Megasthenes, der im III. Jahrhundert vor Christus lebte und eine Geschichte Indiens schrieb, berichtet in derselben, daß die Brahminen einen großen Einfluß auf die indischen Fürsten ausübten und bei deren Völkern in hohem Ansehen ständen, daß sie die Räte und Leiter der indischen Fürsten und Völker seien. Dieser Bericht stützte sich auf die von Megasthenes in Indien gemachten Erfahrungen. Seleukus Nikator, König von Syrien, sandte nämlich, im Jahre 295 vor Christus, Megasthenes an den Hof des indischen Königs Tschandragupta (von den Griechen Sandrakottos genannt). Diese Gelegenheit benützte Megasthenes dazu, in Indien Material zu seiner Geschichte über Indien zu sammeln. Leider ist diese Geschichte verloren gegangen, aber in den Geschichtswerken des Strabo und Arrian sind noch beträchtliche Bruchstücke derselben enthalten. Megasthenes berichtet nun in den erwähnten Bruchstücken, daß die Religion der Indier in zwei Sekten gespalten sei, in diejenige der Brahmanen und in jene der Sarmanen (Sramanas, Buddhisten), und daß es jedem freistehe, sich der einen oder der anderen dieser Sekten anzuschließen. Die Verehrung des Dionysos (Schiwa) und des Herakles (Wischnu) seie jedoch vorherrschend (die Buddhisten also weniger zahlreich als die Brahmanen, was damals in Wirklichkeit auch der Fall war). Die Brahminen, berichtet er ferner, seien bei Fürsten und Völkern deren Leiter und Berater und ständen an der Spize der Verwaltung des großen Staatswesens, das von Sandrakottos aus den zertrümmerten indischen Satrapien (Provinzen), die Alexander, der Große, erobert hatte, gebildet worden sei.

Die heillose Nirwana, nach welcher die Buddhisten aus

allen Kräften und unausgesezt zu ringen hatten, sowie das vorherrschend klösterliche Leben, zu dem Buddha seine Bekenner verpflichtet hatte, waren für dieselben ein fast unübersteigliches Hindernis, sich an der Regierung des Staates zu beteiligen und dadurch Ansehen, Einfluß und Macht zu erlangen. Nur ausnahmsweise, z. B. bei König Asoka, finden wir Buddhisten mit hohen und niederen Staatsämtern bekleidet. Kein Wunder also, daß die Buddhisten den Brahminen Schritt für Schritt das Feld räumen mussten und schließlich unterlagen.

Wie stellten es nun die Brahminen an, die ihnen blindlings glaubende und sklavisch gehorchende Heerde vom Übertritt zum Buddhismus abzuhalten und die Buddhisten zum Brahmanismus herüberzuziehen? Auf eine ihrer ganz würdige, ausstudiert raffinierte Weise, wie wir sogleich hören werden.

Die Buddhisten hatten großmütig alle Hindugötter mit sammt ihrer Bagage — Kind und Kegel — in ihre Tempel aufgenommen und dieselben als Kammerdiener und Zofen ihres Buddha engagiert, dafür mussten sich nun die Brahminen zur Leistung eines Gegendienstes herbeilassen, sie mussten fürs erste — nolens-volens — Buddha die Tore des Hindu-Pantheons öffnen. Aber wie war, auf anständige Weise und mit ernster, würdevoller Miene, dieser Wechselbalg einzuschmuggeln? Dieses Kunststück kostete sie durchaus nicht viel Kopfzerbrechens, es half ihnen nämlich einer ihrer zahllosen Götter, der in der höheren Taschenspielerkunst und Magie schon mehrere glänzende Proben seiner Virtuosität abgelegt hatte, aus der Klemme — Wischnu nämlich. War derselbe nicht als ächter Proteus schon 8 mal auf die Erde herabgestiegen, und hatte er nicht als himmlischer Komödiant alle möglichen Rollen übernommen und glänzend durchgeführt? Der geneigte Leser erinnere sich nur an die Eroberung Ceylons

durch ein Affenheer unter Anführung Wischnus als Rama und des famosen Hanuman! Und richtig: Wischnu musste als deus ex machina hilfreich seine Hand bieten, damit Buddha ohne Anstand und Gefährdung in das Hindu-Pantheon aufgenommen werden konnte. Die Brahminen sezten also die 9. Awatara (Verkörperung oder Menschwerdung) Wischnus ins Werk — Wischnu erscheint auf Erden als Buddha und stiftet eine neue Religion, die, wie viele Brahminen behaupteten, im Wesen mit dem Brahmanismus übereinstimmt. Freilich spielte ihnen Buddha dabei einen argen Spuck, indem er allgemeine Bruderliebe anempfahl, also dem Kastenwesen, an dem die Brahminen mit aller Zähigkeit festhielten, einen tötlichen Streich versezte. Allein sie mussten sich, da es sich um Sein oder Nichtsein für sie handelte, schon etwas gefallen lassen, ein Aug zudrücken und eine freundliche Miene zum bösen Spiele machen. Musste denn nicht selbst Indra, der oberste Gott der zweiten Rangklasse der Hindugötter, sich noch etwas viel Härteres von Wischnu gefallen lassen! Während sich nämlich Wischnu, als Krischna in der 8. Awatara verkörpert, unter den Hirten von Brindaban, auf dem rechten Ufer der Dschamna, aufhielt, forderte er sie auf, nicht mehr Indra, sondern ihren Kühen, von deren Milch sie sich nährten, göttliche Ehre zu erweisen! Die Brahminen konnten sich also mit der Erwägung trösten, wie unkollegialisch und gehässig Wischnu als Krischna selbst einen Gott behandelt, respektive kompromittiert und ums tägliche Brod (die Opfer) gebracht hatte. Kurz, die Tatsache steht fest, daß sehr viele Brahminen, namentlich der schiwaitischen Sekte, Buddha unter die Götter aufnahmen und sein Bild in den Pagoden aufstellten. Die Schiwaiten verehrten in Buddha den Gott Schiwa, und die Wischnuiten beteten Wischnu unter Buddhas Gestalt an — eine vollendete Eskamotage!

Allerdings hat die neunte Awatara zu allen Zeiten vielen Staub aufgewirbelt, und zwar nicht nur in Indien, unter den Brahminen, sondern auch in Europa, unter den Gelehrten, den Geschichtsforschern und Indologen.

Wischnu als Buddha fand bei vielen Brahminen heftigen Widerspruch, und zwar aus dem schon angegebenen Grunde. Auch über den Zweck der neunten Awatara gerieten diejenigen Brahminen, die an die Inkarnation Wischnus als Buddha glaubten, mit einander in Streit. Die einen behaupteten: Wischnu seie als Buddha auf Erden erschienen, um die Moralität der Hindu, die allerdings sehr Schiffbruch gelitten hatte, wieder zu heben, und der tief gesunkenen Nächstenliebe wieder auf die Beine zu helfen. Die Andern aber unterschoben der neunten Menschwerdung Wischnus die Ausrottung des Buddhismus als Zweck. Sie sagten: Wischnu nahm die Gestalt Buddhas an, damit die bösen Geister und die lasterhaften Menschen durch Nichtbefolgung der Kastengeseze, durch Verwerfung der heiligen Bücher, namentlich der Weden, durch Entwürdigung der Götter und Verachtung sowie Verfolgung der Brahminen über sich selbst Vernichtung bringen. Bei diesem Streit, der endgiltig nicht entschieden werden konnte, zeigte es sich klar, wie bitter es sich rächt, wenn eine Religion der Lehrautorität entbehrt, wenn ihre Bekenner nicht unter einem gemeinsamen Oberhaupte stehen und bei ausgebrochenen Irrlehren und Streitigkeiten sich nicht an eine höhere Instanz wenden können.

Die europäischen Gelehrten, Geschichtsforscher, Paläologen (Altertumskundigen) und Indologen stritten sich aber von jeher darüber, ob die Inkarnation Wischnus als Buddha und der historische Buddha identisch, d. h. nicht von einander verschieden seien. Der wiederholt angeführte Burnouf verficht z. B. die Ansicht: der Religionsstifter Buddha seie durchaus nicht derselbe Buddha, der als Mensch gewordener Wischnu

in die Welt trat, während der Indologe Wollheim da Fonseca beide für identisch hält.

Überhaupt wogt um Buddha, abgesehen von den unzähligen und höchst abenteuerlichen Wundern, die demselben in buddhistischen Schriften angedichtet werden, ein wahres Nebelmeer von Mythen, Legenden, Fabeln und Vermutungen. Es scheint fast unglaublich, aber es ist dennoch Tatsache, daß die Zeitangabe der Buddhisten selbst, bezüglich des Todes Buddhas, um fast 2000 Jahre von einander differieren! Bei den Tibetanern, die den Buddhismus auf die denkbar höchste Spize getrieben, finden wir nicht weniger als 14 verschiedene Angaben, betreffs seines Todesjahres, die sich innerhalb der hübschen Periode von 2422—546 vor Christus hin und herbewegen! Die Brahminen sezen Buddhas Tod zwischen den Jahren 1286—1021 an, die Chinesen, Japanesen, Tonkinesen und Mongolen auf das Jahr 950 oder 949 und die Singalesen (auf der Insel Ceylon), die Birmanen und Siamesen, auf das Jahr 544 oder 543 nach Christus. Die zulezt genannte Angabe und Chronologie ist, auf Grund der genauesten Untersuchungen und Berechnungen der Gelehrten, allein stichhaltig und wahr. Es hat sogar sogenannte Gelehrte gegeben, die leugneten, daß ein Buddha gelebt habe, sie verwiesen den Religionsstifter des Buddhismus in das Reich der Fabeln, der Mythe und der müssigen Erfindung! Es hieße Zeit und Tinte vergeuden, diese perplexe Behauptung zu widerlegen; ich sage blos: jede Religion, und namentlich eine so eigentümliche, wie die buddhistische, sezt einen Stifter voraus, der sie lehrte und von dem sie gewöhnlich auch den Namen erbte; was nun bei jeder Religion der Fall ist, das wird und muß auch beim Buddhismus der Fall sein. Ich wiederhole also: die Brahminen nahmen Buddha als eine Verkörperung Wischnus in ihre Religion auf und wollten mit dem für den Brahmanismus reklamierten Buddha den Buddhismus aus

dem Feld schlagen, d. h. beweisen, daß der wahre Buddhismus sich bei ihnen, in der brahmanischen Religion, befinde, und daß die Buddhisten zum Brahmanismus, von dem sie ohne allen Grund abgefallen seien, zurückkehren müssten.

Fürs zweite sezten die Brahminen an die Stelle der buddhistischen Nirwana die neu erfundene Lehre der Yoga, der Vertiefung oder Versenkung in das göttliche Wesen und das Einswerden, die persönliche Vereinigung mit Brahmâ. Die nähere Erklärung der Yoga ist übrigens in den Schriften der Brahminen und der Yoga-Philosophie, deren Urheber Patanjali war, so unsicher und schwankend, und die Worte sind so vieldeutig und verfänglich, daß anzunehmen ist, die Yoga seie in pantheistischem Sinne aufgefasst worden. Der eigentliche Kern dieser Lehre ist der: die Yoga wird erreicht durch anhaltende Meditation, durch Nachdenken über den Urgrund aller Dinge, durch Selbstverleugnung, Selbstbeherrschung und Abbüßung der begangenen Sünden. Die maßlose Selbstpeinigung und übertriebene Askese wurden durch die Yoga-Lehre verdrängt oder wenigstens sehr gemildert. Wer durch Meditation, Selbstbeherrschung und Buße zur Erlangung der Yoga reif geworden, der hat nach seinem Tod keine Wiedergeburt zu fürchten, er kehrt zu Brahmâ zurück, von dem er ausgegangen. Aber sehr oft heißt es auch: er kehrt in das Brahmä, in die Weltseele oder ewige Urmaterie, zurück, die in einem endlosen Entwicklungs- und Zeugungsprozesse begriffen sind. Wer in das Brahmä zurückgekehrt ist, der erlischt in ihm, seine individuelle, persönliche Existenz hat aufgehört. Die Yoga-Lehre wurde offenbar deßwegen auf Schrauben gestellt und bald so, bald anders, definiert oder erklärt, um, wo möglich, alle Glaubensrichtungen, die Orthodoxen und die Aufgeklärten, das gemeine Volk, das an persönliche Götter und an die Unsterblichkeit der Seele glaubte, und die sogenannten Intelligenzen, die meistens Pantheisten

waren, zu befriedigen, und um sich für jedes Bedenken und jede Einwendung ein Hinterpförtchen offen zu halten.

Fürs dritte suchten die Brahminen die buddhistische Moral durch die Einführung und Anpreisung heroischer Akte der Selbstaufopferung zu übertrumpfen, sie wollten durch dieselben den Hindu beweisen, daß der Brahmanismus im stand seie, auf dem Gebiet der Selbstverleugnung das Höchste zu leisten. Es war im heidnischen Altertum Gewohnheit, wegen unheilbarer Krankheit, Altersschwäche, gänzlicher Hilflosigkeit und erlittener Schmach und Schande, sich selbst zu töten. Ferner konnten gewisse Verbrechen nur durch freiwillig gewählten Tod gesühnt werden. Die Brahminen lehrten nun, daß es den Göttern wohlgefällig, daß es löblich und rühmlich seie, freiwillig in den Tod zu gehen, sich zu verbrennen, in einem heiligen Flusse zu ertränken, in einen Abgrund zu stürzen oder von den Rädern des heiligen Wagens des Dschagannath zermalmen zu lassen. Dieser heldenmütige Tod tilge viele Sünden, sühne schwere Vergehen und kürze entweder die Wiedergeburten ab oder dispensiere gänzlich von denselben. Der Selbstmord hat aber, troz dieser verruchten und wahnwizigen Lehre, in Indien niemals viele Liebhaber gefunden, und auch heutzutag kommt derselbe nur sehr selten vor. Aber ein anderer Greuel kam damals (im III. Jahrhundert vor Christus) auf, nahm leider riesige Dimensionen an, wurde gleichsam zur endemischen Manie und verschlang im Verlaufe von fast 2000 Jahren viele Millionen Opfer — die **Wittwenverbrennung** nämlich. Es dürfte dem geneigten Leser willkommen sein, hierüber Ausführlicheres zu erfahren. Ich hätte diesen Gebrauch der Wittwenverbrennung, da er von der Hindu-Religion geheiligt ist, ohnehin an anderer Stelle eingehend besprechen müssen, das soll nun hier bei dieser günstigen Gelegenheit geschehen.

Die Hindu verloben ihre Kinder schon in zartester Jugend,

oft sogar, bevor sie das Licht der Welt erblickt haben! Es sagt z. B. ein Hindu-Weib zu einem andern: „Wenn das Kind, das ich erwarte, ein Mädchen, und jenes, das du erwartest, ein Knabe ist, so sollen sie einander heiraten.“ Stimmt das angeredete Weib damit überein, so gelten die Kinder bei ihrer Geburt, sofern sie verschiedenen Geschlechtes sind, als mit einander verlobt. Zur Verlobung ist in Indien die Einwilligung der Kinder in der Regel nicht erforderlich; sie werden gewöhnlich durch ihre Eltern verlobt. Stirbt nun der verlobte Knabe gleich oder bald nach der Geburt oder bevor eine Verehelichung möglich ist, so ist das Mädchen, das durch seine Eltern mit demselben verlobt worden ist, Wittwe und darf nach Hindu-Sitte nicht abermals verlobt werden, d. h. niemals heiraten. Der Jüngling aber, dessen Verlobte stirbt, oder der Mann, der sein Weib durch den Tod verliert, wird dadurch frei und ledig und kann sich ohne Anstand wieder verheiraten. Dieser religiös-soziale Gebrauch ist ein, dem weiblichen Geschlechte angetanes, schreiendes Unrecht. Doch das Unrecht blieb dabei nicht stehen, es trieb die Wittwe sogar in den Tod, in den gewaltsamen Tod, es nötigte sie moralisch, mit ihrem verstorbenen Manne die Erde zu verlassen, d. h. sich selbst zu töten. Diese Sitte ist uralt und soll auf folgende echt brahmanische Weise entstanden sein. Echt brahmanisch ist aber die Gewohnheit: eine jede Einrichtung als von den Göttern eingeführt zu erklären und dieselbe dem grassesten Aberglauben dienstbar zu machen.

Dem Kasi Khanda, einem neueren Werk über die Hindu-Theologie, zufolge, soll die Wittwenverbrennung, die Sati genannt wird, also entstanden sein: Sati ist einer der vielen Namen der Gattin Schiwas, die eine Tochter Dakschas war, der Brahmâ zum Vater hatte. Nach Dakschas Tod veranstaltete Brahmâ seinem Sohne ein Totenopfer und lud dazu Schiwa, den Gemal der Sati, seiner Enkelin, nicht ein. Aus

Kummer und Gram darüber stürzte sich dieselbe in das heilige Feuer, und seither wird jede Frau, die sich mit dem Leichnam ihres Mannes verbrennen oder begraben läßt, Sati und diese Selbstaufopferung, die sonst Sahagamana heißt, auch Sati genannt. — Gewiß echt indisch und dabei sehr gemütlich und rührend!

So viel ist gewiß, daß die Weden die Wittwenverbrennung nicht kennen, und daß sich auch in dem Gesezbuche des Manu keine Spur davon vorfindet. Es dürfte übrigens niemand befremden, in diesem Gesezbuche die Wittwenverbrennung angeordnet zu finden, denn dasselbe behandelt die Frauen sehr hart und weist ihnen eine sehr untergeordnete Stellung in der Familie an. Im V. Buche sagt es: „Ein Weib ist nie der Unabhängigkeit fähig, dieses sollen die Männer als höchstes Gesez (als ihren obersten Grundsaz oder als Richtschnur in der Ehe) betrachten, es ist giltig für alle Klassen (der Gesellschaft, für alle Kasten). Die Männer sollen ihre Weiber stets in gesezlichem Zwange erhalten. Die Mädchen sollen in der Jugend ihren Vätern und später als Weiber ihren Männern und, sind diese gestorben, ihren Söhnen untertan sein.“ Das ist ein wahrhaft drakonisches Gesez.

Auch das Heldengedicht Ramayana, das vor dem Mahabharata verfasst wurde, tut einer Wittwenverbrennung niemals Erwähnung; im Mahabharata dagegen wird, I. Buch, 125. Kap., erzählt, daß sich die Gemalin des Königs Pandu, namens Madri, mit dem Leichnam desselben verbrennen ließ.

Diodorus Siculus, der im I. Jahrhundert vor Christus lebte, tut in seiner Weltgeschichte der Wittwenverbrennung in Indien Erwähnung.

Der Großmogul Akbar, der von 1556—1605 über fast ganz Indien herrschte und ein sehr toleranter und menschenfreundlicher Fürst war, verordnete trozdem in seinem

Gesezbuche: „Hinterläßt der Verstorbene einen Sohn, so hat dieser den Scheiterhaufen anzuzünden . . . Alle seine Wittwen haben Abschied von dessen Leichnam zu nehmen und sich mit demselben zu verbrennen, was auch ihre Verwandten dazu sagen mögen. Eine Hindu-Wittwe, die sich mit ihrem verstorbenen Gatten verbrennt, tut es entweder aus Liebe zu ihm, oder weil sie es für ihre Pflicht hält, sich einer allgemeinen Sitte zu unterwerfen, oder sie tut es, um Vorwürfen zu begegnen, oder weil sie ihre Verwandten dazu nötigen. Ist die Frau in gesegneten Umständen, so darf sie sich erst nach der Geburt des Kindes verbrennen. Ist der Hindu auf der Reise gestorben, so haben sich seine hinterlassenen Frauen in den Kleidern zu verbrennen, die er auf der Reise trug, oder mit dem, was er sonst während derselben mit sich führte. Frauen, die sich entweder von ihren Verwandten abraten ließen, sich mit dem Leichnam ihres Mannes zu verbrennen, oder sich aus eigenem Entschluß dagegen sträubten, fühlten sich darauf so unglücklich, daß sie schon des nächsten Tages in den Flammen umzukommen suchten." Durch dieses Gesez ordnete Akbar, der, der Religion nach, kein Brahmane, sondern ein aufgeklärter Mohammedaner war, durchaus nichts Neues an, sondern er akkommodierte sich einem uralten, in hohem Ansehen stehenden und allgemein geübten Gebrauch, er nahm die von der Hindu-Religion sanktionierte Sitte der Wittwenverbrennung in das weltliche Gesezbuch auf und verlieh ihr dadurch die staatliche Genehmigung. Akbars Verordnung über die Wittwenverbrennung trug aber nicht den Charakter eines strengen, unantastbaren Gesezes, das zu absolutem Gehorsam verpflichtete, und dessen Übertretung mit schweren Strafen geahndet worden wäre, sondern es war mehr ein moralischer Imperativ, ein Wunsch in befehlender Form, eine den Wittwen aufs Gewissen gelegte Verbindlichkeit, und als solche wurde sie stets in Indien betrachtet. In

früheren Jahren hatte Akbar die Wittwenverbrennung gesetzlich verboten. Eine Wittwe wurde in Indien nie förmlich gezwungen, sich mit dem Leichnam ihres Mannes begraben oder beerdigen zu lassen, allein es wurde schon dem kleinen Mädchen ein hoher Begriff von der Unauflöslichkeit der Ehe von Seite des Weibes beigebracht. Es herrschte die Ansicht, es seie ein heroischer Akt ehelicher Liebe, wenn die Frau nach dem Tode ihres Mannes auch auf das Leben verzichtet, wenn sie ihm in den Tod nachfolgt und sich, wie wir zu sagen pflegen, auch in der Ewigkeit mit ihm vereiniget. Es herrschte der Glauben, daß, wenn die Wittwe ihrem Manne nicht in den Tod folgt, dieser jenseits keine Ruhe finde, und daß die Wittwe dereinst, nach ihrem natürlichen Tode, nicht als würdig befunden würde, den Himmel zu erlangen. Wittwen, die sich weigerten, mit dem Leichnam ihres Mannes sich begraben oder verbrennen zu lassen, verfielen allgemeiner Verachtung und gewöhnlich auch der Armut, Not und Verlassenheit.

Man darf ja nicht meinen, es seien Sati blos in bürgerlichen Kreisen, in geringeren oder verachteten Kasten vorgekommen — keineswegs! sondern dieselben waren in allen Kasten gang und gäbe, selbst Fürstinen bestiegen nach dem Tod ihres Gemals den Scheiterhaufen. Es existieren noch heutzutag viele prunkende Monumente, die den mit ihren Männern in den Tod gegangenen Fürstinen gesezt wurden. Die schönsten dürften sich in Udaipur, in dem Vasallenstaate Radschputana, befinden. Gehören die Sati-Weiber untergeordneten Kasten an, so wird ihnen wenigstens eine Denksäule aus Stein errichtet, die ihre heroische Tat von Geschlecht zu Geschlecht verkündet.

Da die Schiwaiten in der Regel begraben werden, so ließen sich ehedem die schiwaitischen Weiber mit dem Leichnam ihres Mannes lebendig beerdigen. Der Tag, an welchem sich dieses Ereignis vollzog, wurde vom Volk als ein Festtag be-

trachtet und als solcher gefeiert. Die nächsten Verwandten der Wittwe legten dieselbe, nachdem sie sich in ihr Festgewand gekleidet hatte, in einen Palankin (vom Volk Palki genannt, eine Sänfte, in welche man sich horizontal niederlegt, und die von 4 Mann getragen wird) neben den Leichnam ihres Mannes und trugen sie, mit Musikbegleitung und von einer großen Menge Volkes, die Zeuge der grausigen Szene sein wollte, zum gemeinschaftlichen Grabe. Dort wurde zuerst der Leichnam des Mannes ins Grab gesenkt, dann stieg die Wittwe in dasselbe hinab, sezte sich neben den Leichnam, der vollständig in weiße Leinwand gehüllt war, und legte denselben in ihren Schoß. Nun fiel die Instrumental-Musik ein, die Brahminen beteten und sangen Hymnen, das Volk jauchzte, warf Blumen und Kränze, Kupfer- und Silbermünzen in das Grab, und 8—10 Mann füllten dann schnell dasselbe mit Erde. Kupfer- und Silbermünzen wurdeu aus dem Grunde ins Grab geworfen, weil die Hindu glaubten, wenn die Beerdigten, infolge der Seelenwanderung, der Wiedergeburt, auf die Erde zurückkehren müssten, so erinnerten sie sich an das ihnen ins Grab zugeworfene Geld und könnten dann dasselbe wieder zu Tag fördern. Dieser Glauben ist in Indien ganz allgemein verbreitet, nur sind manche der Ansicht, man könne das ins Grab oder auf den Scheiterhaufen mitgenommene Geld auch jenseits brauchen, sofern man im Reiche Yamas gepeinigt oder in Wischnus oder Schiwas Himmel belohnt werde. Der Arme trägt das wenige Geld, das er besizt, stets bei sich, und zwar im Turban, und wird mit demselben begraben oder verbrannt; der reiche Hindu aber vergräbt sein überflüssiges Geld heimlich an einem, nur ihm bekannten Orte. Es sind in Indien Milliarden Gold- und Silbermünzen in der Erde vergraben. All dieses Geld entzog der Brahmanismus dem Verkehr, dem Handel und der Industrie. Ich habe deßwegen in Indien oft das Sprichwort

vernommen: „Das Geld des Hindu trägt keine Zinsen“ — natürlich! weil es in die Erde vergraben und nur in seltenen Fällen wieder gefunden wird. Das Geld des Hindu trägt also nicht nur keine Zinsen, sondern es geht durch heidnischen Aberglauben ganz verloren!

Wenn eine Wittwe sich verbrennen ließ, so wurde sie auf dieselbe Weise zum Holzstoße verbracht, wie jene, die ihrem Mann ins Grab nachfolgte, zum Beerdigungsplaze spediert wurde. War sie vor dem Holzstoß angekommen, so verstummte die Musik, kein Wort wurde gesprochen, es herrschte Totenstille. Der in weiße Leinwand gewickelte Leichnam wurde auf den Holzstoß gelegt, die Wittwe ging langsam, mit geneigtem Haupt und gefalteten Händen, dreimal um den Holzstoß, wobei sie oft von Verwandten geführt wurde. Nicht selten befand sie sich, während des ganzen Vorganges, in kaum oder gar nicht zurechnungsfähigem Zustand, indem sie sich vorher durch Bhang-Genuß, auch Haschisch genannt (ein Präparat aus Hanf, das geraucht oder verschluckt wird und Blut und Nerven so sehr aufregt, daß Betäubung oder Berauschung eintritt) narkotisiert hatte. War der dreimalige Umgang vorüber, dann bestieg sie den Holzstoß, sezte sich neben dem Leichname ihres Mannes nieder und nahm denselben in ihren Schoß. Unterdessen wurde sie schnell an den Pfahl gebunden, der aus der Mitte des Holzstoßes hervorragte, damit sie sich nicht erheben und vom brennenden Holzstoß herabspringen konnte, wenn sie etwa aus ihrer Betäubung erwachen sollte, oder die Brandwunden ihr gräßliche Schmerzen verursachten. Um solches zu verhüten, wurde sie an manchen Orten mit langen Bambusstäben so lange niedergehalten, bis sie im Rauch und Qualm erstickt war. Sobald sie an den Pfahl gebunden oder durch Bambusstäbe niedergedrückt war, wurde der Holzstoß angezündet, der um so schneller in Brand geriet, weil er vorher mit Öl,

Pech oder Harz übergossen worden war. Jezt begann die Musik zu spielen, die Brahminen sangen und beteten, das Volk aber jauchzte und übertönte das Jammergeschrei, und wohl auch die Hilferufe der gemarterten Wittwe, des beweinenswerten Opfers eines blinden, fluchwürdigen Wahnes. Bisweilen kam es vor, daß die Wittwe in furchtbarer Todesangst und von rasendem Schmerz gepeinigt, ihre Bande zerriß oder die Bambusstäbe mit einer Kraft, die nur Verzweiflung verleihen kann, auseinander zerrte, emporschnellte und vom brennenden Scheiterhaufen sprang. Doch, was geschah dann? Es ist entsezlich, es nur anzuhören: sie wurde ergriffen und in die Flammen geschleudert, das Volk aber verlachte und verhöhnte ihre Feigheit. Welche Roheit, Unmenschlichkeit und Barbarei!

Ich führe hier den interessanten Bericht Honigberger's, der mehrere Jahre lang Leibarzt des Maharadscha Rendschit-Sing zu Lahore (im Penschab) gewesen, aus dessen Schrift: „Früchte aus dem Morgenlande oder Reise-Erlebnisse", Seite 110--113, an. Er lautet: „Am anderen Morgen nach dem Hinscheiden des Maharadscha" (Rendschit-Sing war am 27. Juni 1839, infolge von geschlechtlicher Ausschweifung und Trunksucht, gestorben) „kam ich mit meinem Freunde, dem Obristen Heinrich Steinbach, der gegenwärtig in Diensten des Maharadscha-Gulab-Sing sich befindet, vom Leichname Rendschit-Sing's in der Festung vom sogenannten Tacht (dem Königsplaze) herab in den großen Hof, durch den wir gehen mußten, um bei Zeiten einen Plaz nahe bei dem Scheiterhaufen zu erhalten, welcher zwischen den Ringmauern der Festung in einem Gärtchen errichtet war, weil der Zulauf der Menschen und das Gedränge in der Festung jede Vorstellung überstieg. Im großen Hofe erblickten wir eine von den vier Ranis (Königinen), die soeben zum erstenmal in ihrem Leben allein, zu Fuß und unverschleiert aus dem Harem

herauskam und langsamen Schrittes zum Leichname ihres Herrn hinging, umgeben von etwa hundert Personen, die in einer Entfernung von etlichen Schritten sie geleiteten. Unmittelbar neben sich hatte sie einen Mann, der ein Kästchen trug, worin der Rest ihres Schmuckes sich befand, von dem sie, Stück für Stück, rechts und links, als Geschenk verteilte. Zwei bis drei Schritte vor ihr bewegte sich, rückwärts schreitend und mit dem Gesichte gegen sie gekehrt, ein Mann, der ihr einen großen Spiegel vorhielt, was deswegen geschah, damit sie sich überzeugen könnte, daß ihre Gesichtszüge unverändert dieselben seien, und keine Angst sich in ihr rege. Bei Verteilung der Schmucksachen machten Obrist Steinbach und ich unter uns die wohl nicht unbegründete Bemerkung, daß vielleicht auch wir etwas würden bekommen haben, wenn wir die Hände hingehalten hätten; allein wir glaubten, so etwas den ärmeren Leuten überlassen zu müssen, da wir ohnehin uns guter Anstellungen erfreuten. Sonderbar, daß diese Rani eben dieselbe war, die Rendschit-Sing im ersten Jahre nach meiner Ankunft im Lande, seit welcher bereits 10 Jahre verflossen waren, in Nadoun geheiratet, und deren Hochzeitsfeier ich damals beigewohnt hatte. Sie war eine Tochter Sensartschend's und hatte noch eine jüngere Schwester, mit welcher sich der Maharadscha zu derselben Zeit verheiratet und sie dann beide mit nach Lahore gebracht hatte. Die Leztere soll während meiner Abwesenheit an der Auszehrung gestorben sein. Was die Erstere betrifft, so habe ich sie, obwohl ich bei ihrer Hochzeit zugegen war, doch nicht sehen können. Erst bei ihrem lezten, schweren Gange zur Verbrennung kam sie mir zu Gesicht. Der Leichenzug nahete sich nun, begleitet von einigen Tausenden. Alles war zu Fuß, weil man in der Festung nicht weit zu gehen brauchte; nur die vier Ranis wurden paarweise in zwei offenen Tragsesseln, die Eine neben der Andern sizend, hinter dem Leichname

einhergetragen. Ihnen folgten die sieben Sklavinen barfuß, von denen einige kaum 14 bis 15 Jahre alt zu sein schienen. Auch die Ranis waren ohne Fußbekleidung, schmucklos und mit einfachen, seidenen Kleidern angetan. Sie schienen gleichgiltig und getrost der Katastrophe sich zu nähern, die sie erwartete. Vielleicht klopften unsere Herzen beim Anblicke dieses Trauerzuges mehr als die ihrigen bei dem Bewußtsein der sie erwartenden Verbrennung.

Den Leichnam Rendschit-Sing's trug man in einer großen, leichten, zierlichen, schifförmigen Bahre, worin derselbe auf einem Brette lag, auf welches er vermutlich auf irgend eine Weise befestiget war. Die Segel des Schiffes bestanden aus reichen Goldseidenstoffen (in der Landessprache Kimkab genannt) und Kaschmirshawls. Die Menschenmasse trug das Schiff mit fast allen Extremitäten des Oberleibes aus dem Innern der Festung bis zum Scheiterhaufen, wo das Brett mit dem darauf liegenden Leichnam herausgenommen und auf die Erde gelegt wurde. Auf dieser Stelle, wo zuvor nur ein Gärtchen war, befindet sich jezt ein Semat, d. h. ein Denkmal der königlichen Familie Rendschit-Sing's Karrek-Sing's und Nonehal-Sing's, Vaters, Sohnes und, Enkels mit ihren Frauen und Sklavinen. Die kostbare Verzierung des reich geschmückten Schiffes wurde der Plünderung des Volkes dahingegeben.

Über den Leichnam und die mit ihm zu verbrennenden armen Geschöpfe beteten sowohl die Brahminen aus ihrem Schaster, dem in der heiligen Sprache der Indier (dem Sanskrit) geschriebenen Buche, als auch die Gurus oder Priester der Sikhs aus ihrem Religionsbuche, Grandsaheb genannt. Ein stilles, nicht widerliches Wirbeln der Trommeln und das betende Gemurmel des Volkes gaben der seltsamen Szene ein eigenes, nur im Oriente denkbares, trauriges Gepräge.

Der Scheiterhaufen selbst, der sich hier den Augen der Zuschauer darbot, war aus gut getrocknetem Holz, worunter auch wohlriechende Aloestücke sich befanden, ungefähr in Manneshöhe, aber in weit bedeutenderer Breite, ein Viereck bildend, errichtet.

Nach vollendetem Gebete der Brahminen und Gurus, welches beinahe eine Stunde währte, bestiegen der Minister nebst mehreren Serdaren auf einer kleinen Leiter den Scheiterhausen, worauf, als leicht entzündlicher Brennstoff, ziemlich dicht Baumwollsamen gestreut war, und übernahmen den ihnen überreichten Leichnam ihres königlichen Herrn, welchen sie ehrfurchtsvoll in der Mitte, sowie er auf dem Brette befindlich war, zurecht legten. Hierauf bestiegen die Ranis sammt den Sklavinen dem Range nach, die Eine nach der Andern, die verhängnisvolle Leiter, und der oben stehende Minister beeilte sich durch Handreichung, jeder derselben beim Besteigen des Scheiterhaufens behilflich zu sein. Als sämmtliche Frauen mit Hilfe des Ministers und der Serdaren oben angelangt waren, nahmen sie ihre Pläze bei dem Leichnam ein, die Ranis zu Häupten desselben, die Sklavinen zu dessen Füßen. Hier kauerten sie um den Leichnam und verharrten in stiller Ergebung, bis eine starke, dicke Rohrdecke gebracht wurde, welche die oben Befindlichen über die armen, dem schrecklichsten Tod geweihten Geschöpfe ausbreiteten und mit Öl begossen, worauf sie vom Scheiterhaufen herabstiegen. Sobald das geschehen war, wurde derselbe an allen Ecken in Flammen gesezt, und nur noch wenige Minuten, und die bedauerungswürdigen Opfer eines verabscheuungswürdigen religiösen Fanatismus hatten ausgelebt."

Alle Missionäre, die von der Zeit an, da Vasco da Gama mit dem Trinitariermönche Pedro de Covilham, anno 1498, in Indien landete, den Hindu das Christentum predigten, traten, bis auf den heutigen Tag, gegen die Sati

auf und suchten dieser barbarischen Sitte ein Ende zu machen, allein sie vermochten das blos bei denjenigen Hindu, die den christlichen Glauben angenommen hatten. Erst als der größte Teil Hindostans der englisch-ostindischen Kompagnie unterworfen war, konnte dieser Greuel mit Erfolg bekämpft, mehr und mehr eingeschränkt und endlich fast ganz unterdrückt werden. Ich sage „fast ganz“, weil in den Vasallenstaaten Indiens sporadisch (vereinzelt) noch immer Sati vorkommen.

Der Erste, der in neuerer Zeit, zu Anfang des XIX. Jahrhunderts, mit geistigen Waffen, durch Aufklärung und Belehrung, mit Energie, Beharrlichkeit und günstigem Erfolg gegen die Sati auftrat, war ein Hindu aus der Brahminenkaste, namens Ram Mohan Rai, gewöhnlich Ram Mohun Roy genannt, den wir später näher kennen lernen werden. Er gründete zu Calcutta, im Jahre 1819, eine Zeitung, durch die er ein eifriger Kampfgenosse der ostindischen Kompagnie in der Unterdrückung der Sati wurde, und für die Aufklärung und Civilisation wenigstens in den höheren Schichten der Hindubevölkerung bahnbrechend wirkte. Zwar erschien schon im Jahre 1820 in Calcutta eine Zeitung der sogenannten Orthodoxen (der Recht- oder Altgläubigen), die Ram Mohan Rai und seine Bestrebungen bekämpfte, allein dieses Oppositionsblatt machte schlechte Geschäfte und ging bald wieder ein. Am 4. Dezember 1829 erließ der Generalgouverneur von Indien, Lord William Bentinck, ein Gesez, das die Sati verbot und die Übertretung dieses Gesezes als Mord mit strenger Strafe bedrohte. Da erschienen aber in Bengalen 8 Zeitungen, welche die Sati verteidigten und Bentincks Gesez als einen unbefugten Eingriff der englisch-ostindischen Kompagnie in die Religions- und Gewissensfreiheit der Hindu erklärten. Bentinck forderte hierauf die Vasallenfürsten Indiens auf, auch ihrerseits die Sati durch Gesez zu unterdrücken. Man hätte nun glauben sollen, die

Weiber würden das Gesez gegen die Sati mit Jubel begrüßt, sich für die angebahnte Reform erklärt und deren Durchführung unterstüzt haben; allein das gerade Gegenteil trat ein. Gerade die Weiber erklärten sich, von den Brahminen aufgehezt, gegen die einzuführende Reform, also für die Fortbestehung der Sati. Bentinck musste, infolge dessen, nachgeben und sich darauf beschränken, die Sati polizeilich überwachen zu lassen, damit wenigstens kein Weib moralisch oder physisch gezwungen werden konnte, sich mit dem Leichnam ihres Mannes begraben oder verbrennen zu lassen, oder damit ein Weib, das vom brennenden Holzstoß herabsprang, nicht in die Flammen geworfen werden durfte. Die nachfolgenden General-Gouverneure konnten wenigstens zur Einschränkung der Sati nur so viel erreichen, daß sie die Anverwandten eines verstorbenen Hindu durch Revers verbindlich machten, die Wittwe desselben nicht zu überreden oder gar zu zwingen, sich mit dem Leichnam ihres Mannes begraben oder verbrennen zu lassen. In den Vasallenstaaten blieben die Sati, infolge der Indolenz und Schwäche der Fürsten, größtenteils in Übung, während dieselben durch die Bemühungen der englischen Beamten in den, der Kompagnie unterworfenen Ländern immer seltener oder heimlich, meistens bei Nacht, vorgenommen wurden.

Nachdem der Sipahi-Aufruhr von 1857/58 unterdrückt war, kamen im Jahre 1860 so viele Sati vor, daß die englische Regierung dieselben strengstens verbieten und alle Teilnehmer an einer solchen mit schweren Strafen bedrohen musste, das wirkte endlich.

Als ich mich im Jahre 1871/72 in Indien aufhielt, nahm man allgemein an, daß in den englischen Provinzen Indiens die Sati aufgehört. Doch kam in der großen Stadt Lakhnau, in der Provinz Audh, noch im Jahre 1875 eine Sati vor, was die englische Regierung veranlaßte, mit eiserner

Strenge gegen die widerspenstigen Hindu einzuschreiten. Alle, die an jener Sati teilgenommen hatten, 30 an der Zahl, wurden wegen begangenen Mords vor Gericht gestellt und mit langjähriger Zuchthausstrafe belegt. Seitdem kam im englischen Reichsgebiet keine Sati mehr vor, wenigstens nicht zur Anzeige, in den Vasallenstaaten dagegen finden noch immer Sati statt. Als der Vasallenfürst von Udaipur, in Radschputana, am 7. Oktober 1874, starb, erklärten dessen vier Frauen ganz entschieden, sich, wie solches von altersher Sitte gewesen, mit dem Leichnam ihres Gemals verbrennen zu lassen, und der englische Resident musste alle Überredungskünste, sein ganzes Ansehen und seinen Einfluß aufbieten, dieselben von ihrem Vorhaben abwendig zu machen. Noch im Jahre 1880 wurde in Zentralindien, mit Genehmigung des Vasallenfürsten von Bamra, eine Sati vorgenommen.

Genaue, von der englisch-ostindischen Kompagnie vorgenommene statistische Erhebungen weisen nach, daß die Wittwenverbrennung Millionen Opfer verschlang. Aus den vielen diesbezüglichen Tabellen will ich dem Leser hier eine kleine Musterkarte vor Augen halten, aus der ihn die Totenschädel von 5997 verbrannten Weibern gespenstig angrinsen werden.

Von 1815—1824 wurden lebendig verbrannt:

	1815	1816	1817	1818	1819	1820	1821	1822	1823	1824
1. In Calcutta:	353	289	442	544	421	370	392	328	340	373
2. „ Benares:	48	63	103	137	92	93	114	102	121	93
3. „ Patna:	20	29	49	57	40	42	69	70	49	41
4. „ Dakka:	31	24	52	58	55	51	52	45	40	40
5. „ Murschidabad:	15	13	19	13	17	20	15	16	12	15
6. „ Bareilly:	11	22	42	30	25	21	12	22	13	10
	378	442	707	839	650	597	654	583	575	572

Summa summarum: **5997**

Also blos in jenen 6 Städten des nördlichen Indiens wurden, während 10 Jahren, 5997 Wittwen lebendig verbrannt. Schlagen wir die Bevölkerung jener Städte sehr hoch auf eine Million Brahmanen an, so wurden, da Indien 140 Millionen Brahmanen (die 4—5 Millionen Mitglieder der Dschaina-Sekte nicht mitgerechnet) zählt, von 1815—1824 circa: 833.583 Wittwen verbrannt. Das sind entsezliche Zahlen, aber noch weit entsezlicher ist das Meer von Tränen und Schmerzen, das an diese Zahlen geknüpft ist.

Ich will diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne dem wohlwollenden Leser ein deutliches Bild von einer Leichenverbrennung vor Augen gehalten zu haben.

Es ist in Indien für einen Fremden nicht leicht, einer Leichenverbrennung beizuwohnen. Der Leichenverbrennungsplaz in Bombay ist z. B. mit hohen Mauern umgeben, und wurde ich, als ich dreimal den Versuch machte, durch das geöffnete Tor einzutreten, um eine Leichenverbrennung in der Nähe zu beobachten, jedesmal von Hindu abgewiesen. Wohl sah ich unter dem Tore stehend, von Ferne, wie mehrere Leichname verbrannt wurden, aber das eigentliche Zeremoniell, das dabei stattfand, konnte ich wegen zu großer Entfernung nicht genau wahrnehmen. Die Hindu betragen sich in den Präsidentschaften Bombay und Madras überhaupt ziemlich pazig gegen Fremde, die sie sammt und sonders als Engländer und der niedrigsten Kaste angehörend betrachten. Im Norden Indiens dagegen, besonders in jenen Staaten, in welchen der Sipahi-Aufruhr auf so blutige Weise niedergeschlagen und die Hindu vermittelst Kartätschen Mores gelehrt wurden, zeigen sich dieselben sehr unterwürfig und verzagt. Es ist mir nicht selten begegnet, daß mich im Norden Indiens Hindu mit aufgehobenen und gefalteten Händen um etwas gebeten oder mit Khodawand (Gottheit) angeredet haben.

In Benares fand ich nun Gelegenheit, ganz in der Nähe und mit Muße, eine Leichenverbrennung zu sehen.

Mit dem Hochwürdigen, dem Kapuzinerorden angehörenden Bischof von Patna, namens Tosi, ferner mit dem Militärkaplan von Benares, P. Karl, und dem Missionär, P. Augustin, beide dem Kapuzinerorden angehörend, nahm ich eines Tags mehrere Sehenswürdigkeiten von Benares in Augenschein, unter anderem auch einen Leichenverbrennungsplaz. Derselbe befand sich hart am Ufer des Ganges und fiel uns, als wir auf unserer Gondelfahrt in seine Nähe kamen, durch die emporwirbelnden Rauchsäulen sogleich in die Augen. Wir legten am Ufer, bei den Manmenka-Ghats, an, stiegen 10—12 steinerne Stufen hinan und postierten uns auf einer Terrasse, die einen Totalüberblick des Verbrennungsplazes gewährte. Zwei Leichname wurden gerade innerhalb zweier Holzstöße verbrannt; ein dritter lag, mit weißem Tuche ganz umwickelt, am Ufer, und bespülte der heilige Strom dessen Füße, während die Brahminen Gebete verrichteten und Kopf und Rumpf desselben mit Gangeswasser besprengten. Nachdem dieser Ritus vollendet war, wurde der Leichnam auf den Holzstoß gelegt. Ein Brahmine trat zu Häupten desselben, neigte sich so tief herab, daß er mit seinem Mund das Ohr des Verstorbenen berührte, und flüsterte uns unverständliche Worte in dasselbe. Rings um den Leichnam wurden Holzscheiter, die über denselben hinausreichten, gelehnt, und dann auf diese noch eine Schichte Holz gelegt, so daß der Leichnam nicht mehr sichtbar war. Nun wurde der Holzstoß angezündet, der sogleich lichterloh in Flammen geriet. Bald ergossen sich die Eingeweide in die Glut, worauf es in derselben heftig zu zischen und zu prasseln begann, und ein abscheulicher Geruch unsere Nase belästigte. Wir standen nämlich blos 10—12 Schritte von dem Holzstoße entfernt, und lag derselbe etwa 10 Fuß (3 Meter) tiefer als die Terrasse, auf der wir

standen. Plötzlich vernahmen wir einen heftigen Knall, der mit einem Pistolenschuß viele Ähnlichkeit hatte und in dem Holzstoße entstanden war. Derselbe hatte sich dadurch erzeugt, daß die in der Gehirnhöhle sich entwickelnden Dämpfe eine Explosion und zugleich eine Sprengung der Gehirn-Schädelknochen herbeiführten. Bisher hatten die Verwandten, 15 bis 16 an der Zahl, stumm und regungslos den Holzstoß umstanden und mit hochgeröteten Augen in dessen Flammen gestarrt, nunmehr erhoben sie aber ein jämmerliches Geschrei und benahmen sich wie Irrsinnige oder Tobsüchtige, ja, es gewann den Anschein, als wollten sie sich aus Verzweiflung in die Flammen stürzen. Dieses Benehmen, das die Verwandten des Verstorbenen jeweils bei der Verbrennung seines Leichnams an den Tag legen, findet darin seinen Erklärungsgrund: jene Hindu, welche die Leichname verbrennen und gewöhnlich der Wischnuitensekte angehören, glauben, daß die Seele erst dann den Körper verläßt, wenn die Hirnschale durch Explosion der sich entwickelnden Gase gesprengt ist. Jetzt erst ist, nach ihrer Ansicht, der eigentliche Tod eingetreten, und daher dann das Jammergeschrei der Verwandten. Die Explosion der Gase, die sich aus der kochenden Gehirnsubstanz gebildet haben, wird als Signalschuß des nunmehr erfolgten Todes und der zu beginnenden Kondolenz betrachtet.

Nachdem der Holzstoß niedergebrannt war, und der gelblich-grüne Rauch und Dunst sich verzogen hatte, sahen wir in der bläulichen Glutlohe die Umrisse des schwarzen, dampfenden und noch gewaltig schmorenden Leichnams, und wir konnten mit Gewißheit annehmen, daß derselbe nicht in Asche verwandelt werden würde. Und so war es auch. Nach Verlauf einer Viertelstunde war das Feuer erloschen, und nach einer weiteren Viertelstunde wurde der halbverbrannte, geschmorte, schwarze Leichnam, der einen schauerlichen, Entsezen erregenden Anblick darbot, ergriffen und in den Ganges

geworfen. Alle Teile des Skeletts waren noch, vermittelst der Bänder, mit einander vereinigt, halb verkohltes Fleisch hing schlotternd um die Knochen, und der Schädel, dessen Augenhöhlen uns angrinsten, und dessen herabhängender Unterkiefer bei jeder Bewegung die Zähne fletschte, baumelte, grausig anzuschauen, hin und her. — — —

Als wir uns anschickten, diesen Ort der Schrecken zu verlassen, brachten 4 Mann einen Leichnam auf einer Bambusrohr-Bahre. Derselbe war mit einem weißen, florartigen, fast durchsichtigen Stoffe umwickelt und derart abgemagert, daß man, ohne Zuhilfenahme der Finger, alle Rippen hätte zählen können. Die verstorbene Person, ein Mann, war sehr groß und grobknochig. Daß sie arm gewesen, konnte man aus dem armseligen Holzstoß schließen, der sogleich errichtet wurde, und aus der spärlichen Leichenbegleitung, die aus 5—6 Personen bestand. Als die 2, bei der Verbrennung fungierenden Brahminen uns erblickten, wurden sie sichtlich verlegen und hielten eine, unsere Gegenwart betreffende Beratung, deren Beschluß sodann der Leichenbegleitung mitgeteilt wurde. Alle fixierten uns dann einige Augenblicke, offenbar berechnend, ob uns eine Nachgiebigkeit zuzutrauen sei, d. h. ob wir uns wohl einer Aufforderung: die Terrasse zu verlassen, fügen würden. Solches schien ihnen wahrscheinlich zu sein, denn ein Brahmine stieg auf unsere Terrasse, verneigte sich tief und sagte in der Hindostani-Sprache und mit sehr unterwürfiger Betonung: „Wir bitten die Herren untertänigst, diesen Plaz zu verlassen, weil durch Ihre Gegenwart die Zeremonie der Verbrennung gestört und die Wirksamkeit des Gebetes beeinträchtiget wird.“ Bischof Tosi und die 2 Missionäre waren der Hindostani-Sprache mächtig und verstanden darum die vorgebrachte Bitte des Brahminen. Der Bischof entgegnete mit Ernst und Würde dem Brahminen: „Wir sind ganz harmlose Zuschauer euerer Leichenverbrennung,

und kann nur der Aberglauben vermuten, unsere Gegenwart beeinträchtige die giltige Vornahme der dabei stattfindenden Zeremonie. Wir verbleiben darum hier, so lange es uns beliebt." Nachdem der Brahmine diese Worte vernommen hatte, verneigte er sich tief vor dem Bischof, kehrte niedergeschlagen zur Leichenbegleitung zurück und sezte sie von dem ablehnenden Bescheid des Bischofs in Kenntnis. Daraufhin wurde der Leichnam von der Bahre emporgehoben und an das Ufer des Ganges getragen. Nachdem die Füße desselben einige Sekunden lang im Wasser gelegen und Kopf und Rumpf mit Gangeswasser besprengt worden waren, wurde der Leichnam auf den Holzstoß gelegt. Da wir annahmen, daß die Verbrennung desselben auf die gleiche Weise wie bei den andern vor sich gehen würde, und da wir uns den widerholten, Ekel und Schauder erregenden Anblick eines geschmorten, halbverbrannten Leichnams ersparen wollten, stiegen wir die Stufen zum Gangesufer hinab, sezten uns in die Gondel, die uns zum Verbrennungsplaze gebracht hatte, und wiesen die Ruderknechte an, nach dem Landungsplaze zu fahren, wo die prachtvolle, von Kaiser Auringzeb, im XVII. Jahrhundert vor Christus, erbaute Moschee sich befindet. Sowohl der Wasserspiegel des Ganges als dessen linkes Ufer, Ghats genannt, bieten einen Anblick dar, mit dem keine Szenerie in der weiten Welt konkurrieren kann. Der Wasserspiegel war mit einzelnen Blumen, mit Sträußen und Kränzen bedeckt. Hoch aufgedunsene Leichname, die unverbrannt ins Wasser geworfen worden waren, und auf denen Raben und Aasgeier saßen, die sich um die ekelhafte Beute rauften, schwammen in dem gewöhnlich 750 Meter breiten Strome. Lange Bänke erstrecken sich weit in den Strom hinein und sind zu jeder Tageszeit dicht besezt mit Männern, Weibern und Kindern, die in dem heiligen Wasser ein Bad nehmen oder ihre Kleider reinigen. Das Gangeswasser nimmt nämlich,

nach dem Glauben der Brahmanen, jede Befleckung von Leib und Seele hinweg und heilt die verschiedensten Krankheiten. Sein Genuß verschafft dem Körper Wohlbefinden und Kraft und stählt die Seele zu siegreichem Kampf gegen die bösen Geister. Wer am Ufer des Ganges stirbt, wessen Leib im Wasser des Ganges verwest, d. h. von den Raben, Aasgeiern und Fischen verzehrt wird, der kehrt in Brahmâs, Wischnus oder Schiwas Schoß zurück und wird selig. Das Gangeswasser wird durch ganz Indien verschickt und teuer bezalt. Die Gözenbilder werden mit demselben täglich gewaschen, die Hindu besprengen sich lebend und sterbend mit demselben und gebrauchen dasselbe als Universalmittel in allen leiblichen und geistlichen Nöten. Ein Nicht-Hindu, ein Nicht-Brahmane dagegen, der es in Benares mit ansah, wie halbverbrannte Leichname in den Ganges geworfen wurden, wie aufgedunsene, weithin Wasser und Luft verpestende Leichname auf dem Wasserspiegel schwammen, und wie Tausende sich in diesen heiligen Fluten vom Schmuz und Unflat säuberten; der wird gewiß vor keinem Wasser der Welt einen größeren Ekel empfinden als eben vor dem Gangeswasser — doch: «de gustibus non est disputandum.»

Auf den Ghats, die an manchen Stellen eine Höhe bis zu 30 Meter erreichen, wogte eine bunt gemischte Volksmenge hin und her; zahllose Pagoden und Moscheen krönen dieselben, und aus den Pagoden ertönte Musik und Gesang.

Kehren wir nun, nach diesem an die Ufer des Ganges unternommenen Abstecher, wieder zu dem unterdessen verlassenen Gegenstande zurück, zur Betrachtung nämlich, wie sich der Brahmanismus unter der Einwirkung des Buddhismus entwickelt hat.

Fürs vierte machten die Brahminen der vierten Kaste, welche die zahlreichste unter allen ist, das Zugeständnis, daß auch ihre Mitglieder die höchste Vollkommenheit erlangen, von den

endlosen Wiedergeburten befreit werden und nach dem Tod selig werden könnten, da der Buddhismus lehrte, alle Menschen sind von Natur aus gleich, was die Menschenwürde, die Menschenrechte und Menschenpflichten anbelangt. Da der Buddhismus ferner seine Bekenner zu allgemeiner Nächsten- und Bruderliebe verpflichtete; konnte der Brahmanismus nicht mit aller Starrheit an den Vorrechten der 3 oberen Kasten festhalten. Nur die 3 oberen Kasten genossen bisher das Vorrecht, zu den zweimal Geborenen, den Dvidschas, zu gehören. Als erste Geburt galt selbstverständlich das Eintreten in diese Welt, als zweite oder geistliche oder moralische Wiedergeburt der Empfang der sogenannten heiligen Schnur, des Dschaneo; die Sudra dagegen wurden als unreine Wesen, als mit den Tieren auf Einer Stufe stehend, betrachtet und darnach behandelt. Nun hoben die Brahminen diese, um die lezte Kaste gezogene Schranke auf — wenigstens in der Theorie, in praxi aber blieb der Sudra, was er stets gewesen, ein verachtetes, unreines Wesen, nach wie vor hütete sich der Brahmine in die Faßtapfen eines Dschandala, Prangui oder Kuli (der niedrigsten Kaste) zu treten, weil er sich dadurch für verunreinigt hielt und sich nach einer langen, beschwerlichen Methode wieder reinigen musste.

Fürs fünfte führten die Brahminen Klöster ein, da sie die Wahrnehmung machten, daß das Volk eine große Vorliebe für dieselben an den Tag legte, und gar viele Hindu hauptsächlich aus dem Grund Buddhisten wurden, um in die Wiharas aufgenommen zu werden. Bei jeder größeren Pagode errichteten sie daher Klöster, Maths genannt, denen Mahants vorstanden. Die Mönche solcher Klöster leben gewöhnlich im Zölibat (der Mahant muß stets unverehelicht sein), sie haben den Dienst in der Klosterpagode zu versehen und Novizen zum Klosterleben heranzubilden. Bei der Gelübdeablegung wird dem Novizen das Sektenzeichen (Upanga) auf die Stirne gezeichnet, er er-

hält die heilige Schnur (Dschaneo), einen Gürtel (Megalam), eine Klostermüze und einen Rosenkranz, damit er vorschriftgemäß die fast zahllosen Namen Wischnus oder Schiwas hersagen und abzählen kann. Mit jedem Kloster stehen auch Gastwohnungen in Verbindung zur Aufnahme von Bettlern, Büßern und Pilgern. Die indischen Maths sind oft sehr reich, da sie sehr bedeutende Geschenke erhielten und mit Vermächtnissen bedacht wurden. Sie besizen namentlich liegende Güter und Grundrechte.

Der Buddhismus hatte also auf den Brahmanismus und dieser auf jenen mächtig eingewirkt, beide waren an Aberglauben und Mißbräuchen, aber durchaus nicht vorteilhaft, reicher geworden. Am Ende dieser Entwicklungsperiode zeigte sich der Brahmanismus, obgleich er als Sieger aus dem Kampfe mit dem Buddhismus hervorgegangen war, in geistiger und moralischer Beziehung, als besiegt, als tief gesunken, als eine religiöse Karikatur. Er war zu einem Labyrinth voller Fabeln, Aberglauben, Irrwahn, Willkür, Barbarei und Menschensazungen geworden; er hatte selbst jeden Anspruch auf Mitleid verloren und sich die Verachtung jedes vernünftigen, denkenden, gefühlvollen und gewissenhaften Menschen zugezogen. Gleichwie die deutsche Wissenschaft sich durch die Adoption (Annahme) des Darwinismus bankerott erklärte, so der Brahmanismus durch seine mésalliance (Mißheirat) mit dem Buddhismus. Der arme Hindu allerdings, das irregeführte, bethörte, mißbrauchte und ausgebeutete Volk, das seine Verführer, Feinde und Peiniger als seine richtigen Wegweiser, Freunde und Wohltäter betrachtete, verehrte und sich von ihnen arglos, gläubig und vertrauensvoll führen und leiten ließ, das arme Volk, das von den Brahminen absichtlich in Unwissenheit erhalten und der Aufklärung und Bildung unzugänglich gemacht wurde, ja, dieses arme, verachtete, enterbte Volk verdiente Mitleid und Erbarmen.

In der

IV. Periode der Entwicklung

des Brahmanismus traten innerhalb seiner Grenzmarken Reformatoren auf, die es mit mehr oder weniger Talent und Erfolg versuchten, den Brahmanismus von Götzendienst, Aberglauben, Mißbräuchen und sittlicher Verkommenheit zu reinigen, d. h. denselben zu einer monotheistischen Religion umzugestalten. Von diesen Reformatoren und ihren Bestrebungen wird also hier in Kürze die Rede sein müssen.

Der schon früher in diesen Blättern erwähnte Großmogul oder Kaiser von Indien, Akbar, hatte den Versuch gemacht, den Brahmanismus, gleichzeitig mit dem Mohammedanismus (Islam), von Aberglauben und Mißbräuchen zu reinigen. Akbar war ein gründlicher Kenner aller Religionen seines großen Reiches: des Islam, des Brahmanismus, Buddhismus, Parsismus, Juden- und Christentums. Er ließ in seiner Gegenwart von mohammedanischen und jüdischen Theologen, nebst Parsen, Brahminen und Jesuiten, Disputationen halten, ja er war von der Wahrheit und Vortrefflichkeit des Christentums vollkommen überzeugt, und sein gefasster Entschluß: Christ zu werden, scheiterte blos an seiner schwachen Seite: dem Harem. Wie P. Catrou in seinem Werke: »Histoire générale de l'empire du Mogol« rc. I, 244. und Müllbauer in seiner „Geschichte der kathol. Missionen in Ostindien", Seite 144, erwähnen, bezeugte selbst der erste Minister Akbars, namens Abul Fazil, daß der Großmogul nahe daran war, zum Christentum überzutreten, und Akbar erklärte dem P. Aquaviva: „Meine Sinnlichkeit und Verdorbenheit halten mich, in Erwägung der Heiligkeit des Evangeliums, ab, Christ zu werden. Das Christentum ist zu

rein, meine Sitten aber sind zu verdorben. Ein beschämendes, trauriges Geständnis, namentlich für den Stifter einer neuen Religion, denn Akbar hatte, noch bevor er die Jesuiten an seinen Hof nach Futtipur berief, die sogenannte Ilahi-Religion gestiftet, der die Aufgabe gestellt war: Heidentum, Judentum und Christentum in Eine Religion zu verschmelzen. Sie lehrte das Dasein eines höchsten Wesens, eines persönlichen, überweltlichen Gottes, dem Anbetung und Dank gebühre. Die, wie Akbar glaubte, volle Übereinstimmung der Ilahi-Religion mit der vorurteilsfreien, parteilosen und aufgeklärten Vernunft sollte die Bürgschaft ihrer inneren Wahrheit sein. Der weltliche Regent galt ihr als Stellvertreter Gottes. Die Ilahi-Religion fand bei dem Volke niemals Anhänger, sie blieb auf den Hof, die Höflinge, Beamten und Lakaien beschränkt. Akbar drängte dieselbe auch niemand auf, denn er war ein sehr toleranter Mann und hatte allen Untertanen seines großen Reiches freie Religionsübung gewährt — für einen geborenen Mohammedaner etwas Unerhörtes, da der Stifter des Islam alle mohammedanischen Fürsten strenge verpflichtet hatte, den Islam mit Feuer und Schwert zu verbreiten, und denselben dafür das Paradies in sichere Aussicht gestellt hatte. Akbars neue Religion und die von ihm gewährleistete Gewissensfreiheit hatten aber, obgleich die Ilahi-Lehre niemals populär wurde, dennoch eine Bresche in den Brahmanismus, und zwar bei den höheren Kasten gelegt, da es jezt durch kaiserliches Gesez gestattet war, jede Religion mit der Sonde der gesunden Vernunft zu untersuchen.

Kabir, zu Ende des XIV. Jahrhunderts geboren, war der erste Hindu, der die Vielgötterei, den Gözendienst und den vielgestaltigen Aberglauben des Brahmanismus sammt dem Kastenwesen verwarf und den Monotheismus, den Glauben an Einen Gott, den Schöpfer des Himmels und

der Erde, lehrte. Er legte sein Religionsbekenntnis in einem Buche nieder, das „Sachis" betitelt ist. Er wendet sich in demselben an alle seine Landsleute, ohne Unterschied der Religion und der Kaste, an Brahmanen und Mohammedaner, und sagt, kurz zusammengefaßt: Es kann nur Ein höchstes Wesen, nur Einen Gott, einen persönlichen, überweltlichen Gott geben, der alle Vollkommenheiten in sich vereinigt. Dieses höchste Wesen ist Geist und zeigt sich den Menschen nicht in sichtbarer, greifbarer Gestalt. Es kann nicht durch die herkömmlichen religiösen Gebräuche und Zeremonien, sondern nur durch Gebet, durch Lobgesänge und durch einen tugendhaften Wandel verehrt werden. Das zu tun, ist eine Hauptpflicht des Menschen. Eine andere besteht darin: nach Wahrheit zu forschen, da die Unwissenheit und der Irrtum zum Gözendienst und zu einem lasterhaften Leben verleiten, alle Übel wurzeln in Unwissenheit, Irrtum und Aberglauben. Eine fernere Hauptpflicht des Menschen besteht darin: sich das Leben nicht zu nehmen, denn das Leben ist eine Gnade Gottes. Es ist ferner Pflicht des Menschen: sich selbst zu beherrschen, die Leidenschaften abzulegen und die, denselben entgegengesezten Tugenden zu üben. Der Mensch ziehe sich, so viel als möglich, von der Welt zurück, denn das Leben in der Welt erzeugt Leidenschaften, die den Geist trüben und das Herz beflecken. Den Religions-Lehrern ist Achtung zu erweisen, doch hat der Schüler das Recht und die Pflicht, ihre Lehren zu prüfen; er ist erst dann verbunden, ihren Lehren vollen Glauben zu schenken, nachdem er sich von der Wahrheit derselben überzeugt hat. Kabir sagt wörtlich: „Wer da weiß, was das Leben ist, (d. h. welch hohen Wert das Leben hat), der wird sein Leben gut anwenden, da er nicht ein zweites Mal zur Welt kommt. (Kabir verwirft also entschieden die Wiedergeburt, die Seelenwanderung.) Wer die Menschen kennt, wird nach seiner eigenen Kraft und

Einsicht handeln. Nicht andere wird er um Wasser bitten, wenn er es selbst holen kann. Wenn Wahrheit in der Seele brennt, so vernichtet sie alle weltlichen Sorgen. Die Lehrer des Ostens und Westens haben ihr Leben in Forschungen (Grübeleien) verzehrt. Wie oft habe ich über das (betörte) menschliche Geschlecht geweint, aber niemand hat mit mir Tränen vergossen. Wer mein Wort (meine Lehre) versteht, der wird mein Genosse werden und ebenfalls Tränen vergießen." Kein Wunder, wenn die Greuel des Heidentums dem weisen und mitleidigen Kabir Tränen erpreßten! Über die Schicksale Kabirs und seiner Lehre wissen wir nichts Näheres.

Der zweite Hindu, der gegen die Vielgötterei, die Greuel des Gözendienstes und das, aus denselben stammende schauerliche Sittenverderbnis auftrat, war Nanak, höchst wahrscheinlich ein Zeitgenosse Kabirs, vielleicht selbst ein Schüler desselben, jedenfalls war ihm Kabirs Buch nicht unbekannt, denn die Lehren beider haben sehr große Ähnlichkeit mit einander und stimmen, wie wir sogleich hören werden, im Wesen mit einander überein. Nanak wurde in Talwandi, einem großen Dorfe, nahe bei der Stadt Lahor, im Nordwesten Indiens, anno 1469, geboren. Er stammte aus der zahlreichen Khatri- oder Weberkaste; andere behaupten freilich, er sei der Kschatrya- oder Kriegerkaste entsprossen, allein diese Behauptung ist offenbar jüngeren Datums und im Interesse der Sikhs, der Anhänger Nanaks, die später einen völligen Militärstaat bildeten, aufgestellt worden. Die kriegerischen Sikhs wollten selbstverständlich lieber einen Krieger als einen Weber zu ihrem Religionsstifter haben. Darin stimmen jedoch Nanaks Biographen (Lebensbeschreiber) überein, sein Vater seie ein mit zeitlichen Gütern reichlich gesegneter Mann gewesen und habe sehr gewünscht und darauf gedrungen, sein Sohn möge sich nicht dem beschaulichen, son-

dern dem tätigen, industriellen Leben zuwenden. Der Sohn verriet aber schon frühzeitig große Neigung zu einem zurückgezogenen, dem Gebet und der Betrachtung gewidmeten Leben und eine unüberwindliche Abneigung gegen das geräuschvolle Treiben der gewöhnlichen Weltmenschen. Mit großer Betrübnis gewahrte Kalu Werdi, so hieß Nanaks Vater, diese, wie er meinte, ganz verkehrte, beklagenswerte Richtung und Liebhaberei seines Sohnes. Er warnte ihn vor den verführerischen Lockungen dieses unglücklichen Hanges, er ermahnte und bat ihn, seinen Träumereien nicht nachzuhängen, sondern ein, der Welt nüzendes, schwunghaftes, rentables Geschäft zu erlernen und mit Eifer zu betreiben. Doch vergebens! Nanaks Geist bewegte sich in höheren Sphären (Kreisen), die übersinnliche Welt und das Reich der Ideen waren seine Heimat. Endlich gab der Vater jede Hoffnung auf, seinen „widerspenstigen" Sohn auf andere Gedanken zu bringen, und darum überließ er ihn seiner „Verkehrtheit und Verstocktheit" und duldete es schweigend, daß er seinem Kopf folgte und seine eigenen Wege wandelte. Und Nanak folgte seinem Kopf und wandelte seine eigenen Wege und wurde eben dadurch ein Religionsstifter, der Gründer einer eigenen Nationalität und der geistliche Vater eines großen, kriegerischen Volkes, das im Jahre 1872 nicht weniger als 1,142.853 Köpfe zählte.

Nanak begab sich, zum Manne herangereift, auf Reisen. Er besuchte zuerst die berühmtesten Wallfahrtsorte und Tempel in Indien und verkehrte namentlich mit Brahminen, Gurus, Yogis, Sannyasis, Munis, Bikschus, Vanaprastas ꝛc. (Lehrern, Bettlern, Büßern, Einsiedlern) und lernte durch diese den Brahmanismus in allen seinen Sekten und Formen, Farben und Schattierungen, aus dem Fundamente kennen. Aber je gründlicher er den Brahmanismus kennen lernte, je tiefer er in den entsezlichen Abgrund dieses heidnischen Aberglaubens

und die damit aufs innigste verknüpfte moralische Verkommenheit hinabschaute, desto mehr widerte und ekelte ihn der Brahmanismus an, und infolge dessen fasste er den Entschluß, nach Arabien zu pilgern und an der Wiege Mohammeds, zu Mekka, den Islam ebenso gründlich kennen zu lernen, wie solches bei der Hindu-Religion geschehen war. Er ließ sich von den Mollah Ulemas sowie von den Scheichs-ül-Islam in das Verständnis der Lehre Mohammeds einführen und wurde sowohl dadurch als auch durch eifriges Studium in mohammedanischen und jüdischen Schriften in seinem schon erlangten Glauben bestärkt und befestiget, daß es nur Ein höchstes Wesen, nur Einen, und zwar persönlichen Gott gebe, der die ganze Welt, Himmel und Erde, Menschen und Tiere, Pflanzen und Mineralien erschaffen und dieselben fortwährend erhält. Dieses höchste Wesen, das unendlich heilig ist, könne nicht durch den größtenteils unsinnigen und unzüchtigen Gözendienst des Brahmanismus, sondern nur durch Gebet und Hingabe des Herzens und Willens an Gott, also durch Liebe und tugendhaften Wandel verehrt werden. Nanak nahm sich vor, in die Heimat zurückgekehrt, seinen Landsleuten, Brahmanen und Mohammedanern, seinen Glauben zu predigen und sie zu lehren, Gott auf eine seiner und des Menschen würdige Weise zu verehren. Als er, anno 1500, in seinen Vaterort zurückgekehrt war, führte er seinen Vorsaz auch aus. Es sammelten sich bald Jünger und Schüler um ihn, die er Sikhs, d. h. Schüler oder Lernende, nannte. Das Wort „Sikh" stammt aus der Sanskrit-Sprache, siksch bedeutet in derselben: lernen. Nanak verfasste für die Bekenner seiner Religion und behufs Verbreitung derselben ein Buch, einen Katechismus, wie wir Christen zu sagen pflegen, und gab demselben den Namen „Granth". Aus diesem Buch will ich eine interessante Stelle anführen, sie lautet: „Lege Waffen an, aber solche die niemand verwunden. Vernunft

jeie dein Panzerhemd, wandle Feinde in Freunde um! Gottes Wort sei deine einzige Waffe; denn wie wundervoll sind nicht die Pforten, ist nicht der Palast, worin die Gottheit tronet und alles regiert.“ An vielen Stellen sagt er: „Laß dich nicht verführen durch Herrschsucht, Reichtum und Frauenreiz!“ Sich selbst nannte er blos Guru, d. h. Lehrer, und verwahrte sich feierlich dagegen, ihn für eine Awatara, eine Verkörperung Gottes, für ein überirdisches Wesen zu halten und ihm nach dem Tod göttliche Ehre zu erweisen, wie die Buddhisten bezüglich ihres Religionsstifters getan.

Die ursprünglichen Tempel der Sikhs sind prunklose Gebäude, und befindet sich in denselben kein Abbild der Gottheit. Beim Gottesdienst singen die Sikhs Lieder zu Ehren des höchsten Wesens, dann wird die „heilige Schrift“, der Granth, herumgereicht und ein Opfer dargebracht, in Geld, Blumen und Früchten bestehend. Dieses Opfer gehört den Priestern. Der Großmogul Akbar schenkte den Sikhs, anno 1579, in Amristar, nicht weit von Lahor, ein Grundstück zur Erbauung eines Tempels.

Der dritte Hindu, der als Reformator unter den Brahmanen auftrat, war Ram Mohan Rai. Er wurde 1774 zu Radhnagar, nordwestlich von Calcutta gelegen, geboren und war der Sohn eines Radscha (Fürsten), welcher der Wischnu-Sekte angehörte, seinen Sohn streng religiös erziehen ließ und ihn frühzeitig an die Verrichtung des Gebetes und die Vornahme der Opferhandlungen gewöhnte. Schon als Knabe fühlte Ram Mohan, wie wir ihn kürzehalber nennen wollen, einen Widerwillen gegen die mechanische Ableierung der ihm unverständlichen Gebete sowie gegen die unsinnigen Opfer, welche die Hausbrahminen, die Purohitas, sehr häufig darbrachten. Er bereiste als Jüngling den Norden Indiens und Tibet, wo er den, im Lamaismus auf die äußerste Spize getriebenen Buddhismus kennen lernte.

Durch den Tod seines Vaters völlig selbstständig geworden und in den Besitz eines großen Vermögens gekommen, gab er sich ernsten religiösen Studien hin. Er vertiefte sich in die Religionsschriften des Brahmanismus, des Buddhismus, des Islam, des Christen- und Judentums. Durch dieses Studium gewann er die Überzeugung, daß das Heidentum ein Abfall von der Urreligion ist, deren Hauptmerkmal im Monotheismus, im Glauben an einen persönlichen, allmächtigen, heiligen und gerechten, wahrhaften und getreuen Gott besteht. Er kam ferner zur Einsicht, daß der brahmanische Götzendienst Thorheit und Sünde ist. Diese seine gewonnene Überzeugung wollte er nun zum Gemeingut aller machen und stiftete deßwegen, anno 1830, zu Calcutta, eine Reformgemeinde, die „Brahma-Samadsch-Gemeinde“ oder Kirche heißt. Dieser Name bedeutet so viel als Gesellschaft der Anbetenden, derjenigen nämlich, die nur den Einen, wahren Gott anbeten oder verehren. Bald nach der Stiftung dieser Gemeinde unternahm Ram Mohan eine Reise nach Europa, speziell nach England, um die dortigen Verhältnisse in religiöser und sozialer Beziehung kennen zu lernen. Ganz Indien staunte über die von Ram Mohan unternommene kühne Tat, die gegen Religion, Sitte und Herkommen verstieß. Der Brahmanismus verbot nämlich allen Hindu aufs strengste, die Grenzen Indiens zu überschreiten; sie durften höchstens nach Ceylon oder Hinterindien reisen. Diesem Verbot ligt nämlich die Absicht zu Grund, die Brahmanen von allem Verkehr mit andersgläubigen abzuschließen, damit sie doch ja nicht um ihre götterreiche und unvergleichlich erhabene Religion kommen möchten. Wer eine Reise nach Europa unternimmt, verliert, ohne pardon, seine Kaste, und das ist das Schrecklichste, was es für den gläubigen Hindu geben kann, schrecklicher als Galgen und Rad.

Der strebsame und wißbegierige Ram Mohan sollte die

Heimat nicht wiedersehen, er starb zu Bristol, in England, im September 1833, seine Gemeinde in Calcutta bestand aber fort. Allerdings sind ihre Mitglieder nicht zahlreich, was darin seinen Grund findet, daß Ram Mohan bei aller Aufgeklärtheit und allem reformatorischen Eifer, dennoch nicht den Mut besaß, mit manchen eingerosteten Vorurteilen des Brahmanismus, die das soziale Leben beherrschten, vollständig zu brechen; dahin gehört namentlich das Kastenwesen. Er verurteilte prinzipiell (grundsätzlich) diese, der Menschenwürde angetane Schmach, dieses den Menschenrechten Hohn sprechende Gesez, aber im Leben hielt er dennoch daran fest. Wenn er z. B. mit Brahminen die Weden las, duldete er durchaus nicht, daß eine Person, die der Brahminen-Kaste nicht angehörte, der Lesung anwohne. Das war eine große Befangenheit, die auf den sonst noblen und edlen Charakter Ram Mohans einen Schatten wirft.

Der vierte Hindu, der radikaler mit dem Brahmanismus brach und eine Reform desselben konsequenter durchführte, war Debendra Nath. Er stammte aus der Brahminen-Kaste und war sehr reich, die Engländer nannten Debendras Vater: „Den indischen Krösus.“ Obgleich Debendra Nath in Wohlleben und Weichlichkeit aufgewachsen war, so fand er dennoch an den sybaritischen Gepflogenheiten des väterlichen Hauses kein Wohlgefallen, er liebte die Stille und Einsamkeit, zog sich in sein Studierzimmer zurück und beschäftigte sich mit seiner Liebhaberei, mit der Wedanta-Philosophie und den Upanischads, d. h. den Geheimlehren der Weden. Das Resultat seiner Forschungen war, daß er zur Erkenntnis des Einen, wahren Gottes gelangte und infolge dessen dem Polytheismus und Gözendienst entsagte. Er fühlte aber hierauf auch den Beruf in sich, seine gewonnene Überzeugung andern mitzuteilen, und deßwegen gründete er, anno 1839, zu Calcutta, eine Gesellschaft „zur

Erforschung der Wahrheit". Als er die von Ram Mohan gestiftete Gemeinde näher kennen lernte, fand er, daß die von ihm selbst gestiftete Gesellschaft und jene Gemeinde in den Hauptgrundsäzen übereinstimmten und dasselbe Ziel — eine gründliche Reform des Brahmanismus — verfolgten; und darum trat er, anno 1842, jener Gemeinde bei, deren Haupt er in kurzer Zeit wurde. Dadurch kam neues, reges Leben in die Brahma-Samadsch-Gemeinde, die besonders vom Jahre 1850 an, den ganzen Wust des brahmanischen Aberglaubens und Trödels, unter denen das soziale und Familienleben begraben lag, über Bord warf.

Bald nach dem zulezt erwähnten Jahre, erstand ein neuer, der fünfte Reformator unter den Hindu, der in kurzer Zeit alle seine Vorgänger, die aber bahnbrechend gewirkt hatten, überflügelte, nämlich Keschab Tschander Sen, zu Calcutta, am 19. November 1838, als Sohn eines geachteten Mannes der Arzt-Kaste (Waidya) geboren. Keschab hatte im englischen Presidency-College zu Calcutta studiert und dadurch den brahmanischen Aberglauben abgestreift. Er trat später mit dem berühmten Orientalisten und Indologen Horace Hayman Wilson, der früher 24 Jahre lang Beamter der ostindischen Kompagnie in Indien gewesen war, in brieflichen Verkehr, tauschte mit Gesinnungsgenossen seine religiösen Ansichten aus und faßte mit ihnen, 1858, den Entschluß, in die Brahma-Samadsch-Gemeinde einzutreten. Er stellte sich unter die Oberleitung Debendra Naths, jedoch nur unter der Bedingung, daß mit den brahmanischen Gewohnheiten, die noch bei vielen Anläßen beobachtet wurden, unbedingt gebrochen werde. Debendra Nath unterwarf sich dieser Bedingung und lieferte bald nachher auch den Beweis, daß es ihm damit ernst gewesen. Er legte die heilige Schnur, den Dschaneo, ab, beseitigte den Hausaltar mit den Schuzgottheiten, verheiratete seine Tochter ohne die üblichen Zeremonien

und verrichtete Gebete und Segenssprüche, ohne Beiziehung von Brahminen, wenn ihm ein Enkel geboren wurde. Daß Keschab diese Handlungen Debendras billigte und, vorkommenden Falls, ebenso handelte, ist wohl selbstverständlich. Damit war aber Keschabs Familie durchaus nicht einverstanden, es kam zu Vorwürfen und Streitigkeiten, die damit endeten, daß Keschab aus dem elterlichen Haus verstoßen wurde. Später fand jedoch eine Versöhnung und Wiederaufnahme statt. Schlimmer endigte eine Entzweiung Keschabs und Debendras, sie führte zur Spaltung der Brahma-Samadsch-Gemeinde. Keschabs Anhang war aber viel zahlreicher als jener Debendras, und darum behielt er den Namen Brahma-Samadsch-Gemeinde bei. Debendras Partei zersplitterte bald in mehrere Klub, von denen ein jeder sich einen neuen Namen beilegte. Keschabs Gemeinde wuchs und gedieh und scheint eine große Zukunft zu haben, besonders die sogenannten gebildeten Hindu, diejenigen, welche an den englischen Kollegen studiert haben, die den Götterfrazen und dem wahnwizigen Gözendienst den Rücken kehren und sich nach einer geläuterten Religion sehnen, nach einer Religion, die wohl Geist und Herz eines Menschen befriedigen kann, der sich soeben von dem grassesten Aberglauben emanzipierte, fühlen sich von der Brahma-Samadsch-Gemeinde angezogen, sie legen das Bhakti-Bekenntnis (Bhakti = die aus dem Glauben stammende Liebe) ab, und werden in Indien allgemein Somadschis genannt.

Keschab fixierte das Bhakti- oder Somadschi-Bekenntnis in einen kurz gefassten Katechismus, führte die tägliche Hausandacht und einige Festtage ein, z. B. bei der feierlichen Aufnahme der Novizen in die Gemeinde, das Stiftungsfest, die Erneuerung des Bhakti-Bekenntnisses 2c. Die Somadschis haben Kirchen (Brahma-Mandir), in welchen von Priestern Gottesdienst (Samkirtam) gehalten wird. Die einzelnen Teile

der Liturgie (des Gottesdienstes) sind folgende: Anrufung Gottes und Lobgesang; dann: Anbetung Gottes, gemeinsames Gebet und Lobgesang; hierauf wird eine Predigt gehalten oder ein Abschnitt aus einer Erbauungsschrift vorgetragen. Nach der Predigt findet nochmals Gebet und ein Lobgesang statt. Den Schluß des Gottesdienstes bildet der priesterliche Segen. Die Anbetung Gottes lautet: „Er bezeigt sich als der Wahre, Weise, Unendliche und Gnadenreiche. Er ist der Gott des Friedens und der Milde. Er ist Einer ohne einen Zweiten neben ihm. Er ist heilig und sündenlos." Im gemeinsamen Gebet kommt die Bitte vor: „Führe uns, o Gott, von Wahrheit zu Wahrheit, aus der Dunkelheit ans Licht, nach dem Tod zur Unsterblichkeit. O Vater der Wahrheit, offenbare dich uns, du, der du gnädig bist, beschüze uns allezeit in deiner unbegrenzten Milde. Friede, Friede, Friede!"

Der Gesang wird nicht mit einer Orgel, sondern mit 3 Instrumenten: einer Laute, einem Tamtam (eine Art Trommel) und Klangtellern begleitet.

Schon im Jahre 1880 zählte die Brahma-Samadsch-Gemeinde, laut statistischen Nachrichten, 149 Gemeinden mit 44 Kirchen. In neuester Zeit werden zur Verbreitung dieser deistischen Religion Glaubensboten ausgesendet, die, besonders in größeren Städten, unter dem freien Himmel, Predigten halten und Samadschi-Traktätchen und Broschüren an die Zuhörer austeilen. Die Somadschis benüzen die Presse mit allem Geschick und Eifer zur Verbreitung ihrer Religion; sie geben 18 Zeitungen und Zeitschriften heraus und entwickeln eine erstaunliche und fieberhafte Tätigkeit auf dem literarischen Gebiete. Keschab selbst hat zur Verteidigung und Verbreitung seiner Religion mehrere größere und kleinere Schriften herausgegeben, z. B. «Jesus Christus: Europa and Asia. Being the substance of a lecture delivered extempore in

the Theatre of the Calcutta Medical College, 5 May 1866.» — «A historical Sketsch of the Brahmo-Somaj.» — «The essential Principle of Brahma-Dharma or the Theist's Creed.» — «Handbock of Theistic Devotion.» — «Indian Reform Association: Annual Report.» — «Theistic Devotions or words of payer and praise.» — »The God-vision in the ninetenth century.» — «Ordre of Service in the Brahmo-Somaj for the Congregation and Family. Translated into English.» etc. Man ersieht aus den angeführten Titeln dieser Schriften Keschabs, daß ihr Inhalt lediglich religiöser Natur ist. Keschab unterscheidet sich von gar vielen Reformatoren sehr vorteilhaft dadurch, daß er dem Stolz, der Ruhm- und Ehrsucht widerstand; er nennt sich stets nur „den ersten Priester der Gesellschaft, der Brahma-Samadsch-Gemeinde" und verwahrte sich feierlich gegen jede Verherrlichung seiner Person als eines göttlichen Wesens. Die Samadschi-Zeitung «Theistic Quaterly Review» vom Januar 1880 sagt diesbezüglich: „Gott wird niemals Mensch in menschlicher Gestalt; Moses, Jesu, Mohammed und den indischen Religions-Reformatoren, Tschaitania unter den Wischnuiten (geboren 1485 und gestorben 1527), Nanak unter den Sikhs, dankt die Menschheit große Wohltaten, sie haben ein Anrecht auf allgemeine Dankbarkeit und Liebe, aber sie waren nicht unfehlbare Heilige, sondern nur von Gott begnadigte Menschen." Wie schade, daß Keschab nicht Christ geworden ist! Ein Mann von so großem Talent, von so edlem Charakter und von so heiligem Eifer für die Ehre und den Dienst des Einen, wahren Gottes beseelt, hätte gewiß zur Ausbreitung des Christentums in Indien und zur Bekehrung der Hindu unermeßlich vieles beigetragen. Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß sich Keschab durch die Bekämpfung des Heidentums und des grassesten Götzendienstes in Indien große Verdienste erworben hat, aber für die wahre

Religion, für das Christentum, ist all sein Wirken und Bemühen verloren gegangen und fruchtlos geblieben. Die Erfahrung lehrt, daß der Deismus, weil, im Vergleich mit der göttlich geoffenbarten Religion des Christentums, eine Halbheit, eine Verirrung, ein Anachronismus, ein Rückschritt in die Zeit vor Christus, auf halbem Wege nicht stehen bleibt, er schlägt entweder in den Pantheismus oder in das moderne Heidentum der Loge um. Ich bin zwar in Indien mit Samadschis nicht näher bekannt geworden, allein ich bin, gestützt auf anderweitige Erfahrungen, der vollsten Überzeugung, daß sehr viele Samadschis Freimaurer sind, und diese Überzeugung hat mir die unleugbare Tatsache aufgedrängt, daß die indischen Freimaurer-Blätter der Samadschi-Religion ihre wärmste Sympathie bezeigen, der Besprechung ihrer Lehren und ihres Gottesdienstes sowie ihrer Missionstätigkeit lange Spalten widmen, ihr Wachstum und Gedeihen wünschen und ihr den Sieg über den Brahmanismus verheißen. Daß ferner viele Freimaurer ihre Söhne in die von Samadschis gegründeten und geleiteten höheren Lehranstalten schicken, und daß die Sprache, die sogenannte Terminologie der Freimaurer und Samadschis, eine ganz auffallende Ähnlichkeit verrät, so oft von Religion, dem höchsten Wesen, Gottesdienst, Humanität und Aufklärung die Rede ist, ist eine unleugbare Tatsache. Hier ist der biblische Ausdruck ganz am Plaz: „Bein von meinem Bein, und Fleisch von meinem Fleisch." Die Samadschis bleiben höchst wahrscheinlich der Mehrzahl nach in den von der Loge ausgespannten Nezen hängen und verfallen dann dem religiösen Nihilismus, in praxi aber dem Materialismus.

Einige Zeit, bevor ich mich in Calcutta aufhielt, hat sich dort ein sehr interessanter Vorfall zugetragen, den ich dem geneigten Leser nicht vorenthalten will. Mehrere hochkirchliche, oder, was wesentlich auf dasselbe hinausläuft, pro-

testantische, in Calcutta erscheinende Blätter erlaubten sich, über Keschab die Äußerung fallen zu lassen: Keschab seie im Grund genommen ein Protestant, er gehöre eigentlich der protestantischen Kirche neueren Gepräges an, da dieselbe bekanntlich weder an den symbolischen Büchern, noch an der Gottheit Jesu Christi festhalte. Gegen diese willkürliche und höchst gewagte Äußerung legte nun Keschab in mehreren Ledgers (Vorlesungen) feierlich Verwahrung ein. Er sagte: wenn er überhaupt jemals Christ würde, dann träte er in die katholische Kirche ein; denn er halte unter all den verschiedenen christlichen Kirchen die katholische für die wahre, von Jesu Christo gestiftete Kirche, und zwar aus den zwei Gründen: 1. weil nur die katholische Kirche alle Eigenschaften der wahren christlichen Kirche habe, und 2. weil die katholische Kirche schon im Urchristentum wesentlich dieselbe war, die sie jezt ist. Die Protestanten hätten sich vor 300 Jahren ohne hinlänglichen Grund aus der katholischen Kirche **ausgekastet** und müssten sich daher, wenn sie im Glauben und Leben konsequent sein wollten, mit ihrer Mutterkirche wieder vereinigen. Die unparteiischen Zeitungen berichteten damals diesen Vorfall, der weit und breit Sensation machte, die von Keschab auf die Finger geklopften schwiegen ihn dagegen fein säuberlich tot.

Ich kann die nunmehr geschilderten Versuche einer Reformation des Brahmanismus nicht verlassen, ohne eine Behauptung widerlegt zu haben, die sich in zahllosen Büchern und Zeitungen mit großer Dreistigkeit und Hartnäckigkeit Geltung und unfehlbaren Glauben verschaffen will. Es ist die, bei allen aufgeklärten, liberalen Lichtfreunden fast zu einem Dogma erhobene Behauptung: In Indien gehört die Zukunft dem Protestantismus. Ich führe kürzehalber nur Einen Gewährsmann, Emil Schlagintweit an. Er sagt im I. Bande, Seite 181 seines in vielfacher, sachlicher Be-

ziehung zuverlässigen Werkes: „Indien in Wort und Bild“: „Die Zukunft scheint den Brahma-Samadschi-Reformatoren zu gehören; durch ihre Arbeit kann an Stelle des noch herrschenden Aberglaubens eine, die Hindu aller Nationen umfassende, von den Verirrungen indischer Philosophen gereinigte Kirche erstehen, bis dereinst, wie auf der äußersten Südspitze Indiens, das Christentum auch über diese Kirche sich mit geistigen Waffen den Sieg erkämpft.“ Man ist vor allem mit Recht erstaunt, aus der Feder Schlagintweits, der aus seinen religiösen Ansichten kein Hehl macht, solch eine Prophezeiung zu vernehmen. Mit den angeführten Worten bezeichnet Schlagintweit das Christentum als die beste und vortrefflichste aller Religionen, die würdig ist, wenn einmal der Brahmanismus und die Brahma-Samadsch-Kirche das Zeitliche gesegnet, ihr Erbe anzutreten. Das ist offenbar der Sinn der angeführten Worte, und eben darüber staunt man mit Recht, denn Schlagintweit hat sich an anderen Stellen seines Werkes als Pantheisten und Darwinisten gekennzeichnet; er sagt, I. 174,: „In Literatur wie Volksleben macht sich immer mehr an Stelle des alten philosophisch gut begründeten Pantheismus ein Polytheismus breit;“ er spricht sich also unumwunden für den Pantheismus aus, indem er erklärt, derselbe seie „philosophisch gut begründet“. Noch klarer tritt aber diese Ansicht, I. 162, hervor, indem er dort für den Darwinismus, der ja der verkörperte Pantheismus ist, eine Lanze einlegt und die biblische, jüdisch-christliche Schöpfungsgeschichte des Irrtums zeiht. Ich bitte den Leser, von dieser weiter oben, Seite 53 dieser Schrift, schon angeführten Stelle Einsicht nehmen zu wollen. Der Darwinismus ist aber der Todfeind des Christentums, und hat sich die katholische Kirche wiederholt und energisch gegen diese wahnwitzige Theorie, die in praxi, im Leben, zu den beklagenswertesten moralischen Verirrungen

führen muß und, wenn konsequent durchgeführt, alle Einrichtungen in Kirche und Staat, Familie und sozialem Leben auf den Kopf stellt; daß also ein Darwinist der zuversichtlichen Hoffnung sich hingeben kann: das Christentum werde in Indien über den Brahmanismus und die Brahma-Samadsch-Kirche den Sieg erringen, muß gewiß jeden logisch Denkenden sehr befremden und ihm rätselhaft erscheinen.

Aber, wirst du wohl fragen, wie verhält es sich denn mit der Behauptung: „Die Zukunft in Indien gehört dem Protestantismus?" Denn um diese Behauptung handelt es sich eigentlich; Schlagintweit redet aber in der angeführten Stelle blos im allgemeinen vom Christentum, das in Indien zum Sieg gelangen werde, und läßt es unentschieden, ob der Protestantismus oder der Katholicismus gemeint sei. — Nur Geduld! Schlagintweit macht den Fehler, sich hier nicht ganz klar ausgesprochen zu haben, an einer andern Stelle seines Werkes wieder gut. Mit dankenswerter Offenherzigkeit sagt er, I. 157 und 158: „Vier Fünftel von den 700.000 indischen Christen sind Katholiken; jährlich ist jedoch, seit den lezten Jahrzehnten, ein höherer Prozentsaz von Protestanten zu verzeichnen, und troz der großen Hilfsmittel der katholischen Kirche, ihrer Einigkeit im Dogma und ihrer, das Auge bestechenden Gebräuche, scheint die Zukunft dem durch die englische Landeskirche getragenen Protestantismus zu gehören. Die Verschiedenheit in den Glaubenssäzen unter den protestantischen Kirchen stört weniger als man häufig annimmt; das Land hat durch seine Ausdehnung Raum für alle Bestrebungen. Nachdenkender macht den Indier die Lauheit der Europäer im Kirchenbesuch, der selbst unter Engländern nur in der kühlen Jahreszeit regelmäßig stattfindet, und die Kürze ihrer Andachten, die das Klima fordert. Bis jezt haben sich nur die untersten Schichten der Hindu-Bevölkerung dem Christentum zugewendet." Hier

sagt uns nun Schlagintweit unumwunden, welche Konfession er unter seinem Christentum versteht, daß dem Protestantismus die Zukunft in Indien gehöre, und daß der Prozentsaz der protestantischen Bevölkerung in Indien in den lezten Jahrzehnten im Steigen begriffen sei. Da ich die indischen Verhältnisse in dieser Beziehung ziemlich genau kenne, so kann ich über dieselben zuverlässigen Aufschluß geben.

Was fürs erste die Behauptung anbelangt: „In Indien gehört die Zukunft dem Protestantismus", so kann ich aufs klarste beweisen, daß diese Behauptung ein großer Irrtum ist. Es wird wohl auf keiner Seite ein Widerspruch erfolgen, wenn ich sage: Der Sklave schwärmt gewiß nicht für den Sklavenhändler und für den Sklavenhalter, der ihn unbarmherzig behandelt. Den Unterdrückten zieht es gewiß nicht sympathisch zu seinem Unterdrücker, und der Ausgesogene, der widerrechtlich Enterbte kann unmöglich die Grundsäze desjenigen billigen, der ihn ausgesogen und enterbt hat. Nun haben aber die Engländer durch List und Gewalt, vermittelst des Faustrechtes und der «ultima ratio regum», der Kanonen, vermittelst Pulver und Blei sich in den Besiz Indiens gesezt. Sie haben Indien unterjocht und die Hindu unbarmherzig ausgesogen. Wäre es nun denkbar und möglich, daß die Hindu ihre Unterdrücker liebten, daß sie die Hand segneten, die ihnen ein schweres, sie zu Boden drückendes Joch auf den Nacken legte und sie der Früchte ihres Fleißes beraubte? Gewiß nicht! Die Hindu, seien es nun Brahmanen oder Mohammedaner, tragen in stummer Resignation das ihnen von den Engländern aufgelegte Joch, weil sie sich unfähig fühlen, dasselbe zu zerbrechen. Von Ehrfurcht vor ihren Despoten, von Liebe zu ihnen und von freiwilligem freudigen Gehorsam gegen dieselben kann gar keine Rede sein. Die Indier waren stets Heloten, sie erfreuten sich nie politischer, staatsbürgerlicher Freiheit, es gab in Indien nie eine konstitutionelle

Verfassung oder eine Republik (auch die Sikhs, die sich eine republikanische Staatsform schufen, mussten sich gar bald teils unter das mohammedanische Joch, teils unter den Szepter eigener Fürsten beugen), sie wurden von brahmanischen und buddhistischen Fürsten (König Asoka ausgenommen) sowie von den Großmogulen despotisch regiert, ausgesogen und in zahllosen Kriegen auf die Schlachtbank geliefert, das ist, nach ihrer Ansicht, das ihnen von den Göttern bestimmte Schicksal. Aber tausendmal lieber wollen sie unter englischer als unter mohammedanischer Herrschaft stehen, da die Engländer in Indien wenigstens äußerlich Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten und freie Religionsübung gestatten. Die indischen Fürsten, die Radschas und Nawabs, fühlen sich als englische Vasallen und Aftervasallen, unter dem Protektorat der Briten, sicher auf ihrem Tron, sie kriechen in unwürdiger Devotion vor den Engländern auf dem Bauch, sind voll Neid und Mißtrauen gegen einander erfüllt und verprassen ihr Einkommen, den Schweiß ihrer Untertanen, in Prunksucht und Schwelgerei. Von solchen Kreaturen droht den Engländern absolut keine Gefahr, und solche Kreaturen haben für Religion überhaupt kein Interesse. Die Mohammedaner verachten aufs tiefste die Brahmanen und hassen die Engländer unversöhnlich, weil ihnen durch dieselben die Herrschaft über Indien entrissen wurde. Sie sind überdieß für das Christentum unzugänglich, höchst intolerant und fanatisch gesinnt. Ein Mohammedaner hört niemals einen christlichen Missionär an, er liest kein christliches Buch und betritt keine christliche Kirche. Läßt es sich nun vernünftigerweise denken, daß die Indier für den Protestantismus — die Religion ihrer Unterdrücker — gewonnen werden könnten? Niemals, denn der Indier überträgt den Haß gegen die Engländer auch auf deren Religion. Es verhält sich mit ihnen gerade so, wie mit den, von den Spaniern unterjochten Indianern Amerikas. Als

christliche Missionäre den Indianern das Evangelium predigten und den Himmel in Aussicht stellten, sofern sie sich zum Christentum bekehren würden, richteten dieselben an die Missionäre die Frage, ob auch Spanier im Himmel seien? Als diese Frage bejahend beantwortet wurde, erklärten sie rundweg, sie verzichteten recht gerne auf den Himmel, weil auch Spanier sich in demselben befinden. Die Spanier hatten sich nämlich, obgleich sie Christen waren, so hochfahrend, herrschsüchtig und gewalttätig gegen die Indianer betragen, sie hatte dieselben dermaßen bedrückt und ausgesogen, sie zeigten sich so geldgierig, genußsüchtig und lasterhaft, daß sie sich den Haß und die Verachtung der Indianer zuzogen. Und diesen Haß gegen die Spanier übertrugen sie auch auf die Religion derselben. Sie glaubten, die Religion, welche von so grausamen und lasterhaften Menschen bekannt werde, könne unmöglich eine gute, unmöglich die wahre Religion sein. Ganz dasselbe ist in Indien der Fall. Der Brahmane nimmt den Protestantismus, die Religion seiner Unterdrücker, gewiß nicht an, so wenig an, als der, von den Engländern seit Jahrhunderten unterdrückte und furchtbar malträtierte Irländer den Glauben der englischen Hochkirche annimmt. Er läßt sich allenfalls protestantische, in einer Hindu-Sprache verfasste Bibeln schenken, aber er liest sie nicht, sondern verwendet sie zu all Dem, wozu man unbrauchbares oder abgängiges Papier benützt. Er läßt sich, wenn eine Hungersnot herrscht, von protestantischen Missionären Geld schenken und verspricht, den protestantischen Glauben anzunehmen, sobald aber die Hungersnot vorüber ist oder die Geldunterstüzuug ausbleibt, kehrt er dem Protestantismus den Rücken. Im Lügen und Heucheln besizt der Indier nämlich eine große Meisterschaft.

Der Brahmane hält sich aber noch aus zwei andern Gründen vom Protestantismus fern. Er sieht nämlich, daß

die protestantischen Missionäre mit den englischen Beamten in Verbindung stehen und den regsten Verkehr mit denselben unterhalten, daß sie sich an die Regierung anlehnen und unter dem Schuz und Schirm derselben stehen; sagt ja Schlagintweit an der angeführten Stelle mit Recht: Der Protestantismus in Indien seie durch die englische Landeskirche getragen, d. h. am Busen getragen, auf den Schild gehoben und in Protektion genommen. Diese Behauptung entspricht vollkommen der Wirklichkeit; der Indier hält daher den protestantischen Missionär für einen geistlichen Regierungsbeamten, für einen Regierungs-Kommissär oder Emissär, und darum ist er mit großem Mißtrauen und Argwohn gegen denselben erfüllt. Der protestantische Pastor ist auch in Wirklichkeit ein Regierungsmann und Staatsdiener, da nach protestantischer Anschauung Kirche und Staat so innig mit einander vereinigt und in einander verwachsen sind, daß es schwer hält, genau zu bestimmen, wo die beiderseitigen Grenzen beginnen und aufhören. Der Landesfürst ist dem Protestanten summus episcopus, der Bischof, das Oberhaupt der protestantischen Kirche. Der Protestantismus verdankt sein Emporkommen, seine Ausbreitung, sein Wachstum und Gedeihen lediglich den von der katholischen Kirche abgefallenen Fürsten. Das jus reformandi wurde in jener Zeit, da der Grundsaz galt «cujus regio illius et religio» in vollstem Maße von protestantischen Fürsten, unter Anwendung von Gewaltmaßregeln, zur Geltung und Ausübung gebracht.

Der Brahmane glaubt aber ferner, daß der Protestantismus sich von der wahren christlichen Kirche **ausgekastet** habe. Dieses Wort ist dem Brahmanen sehr geläufig und hat für ihn eine hohe Bedeutung. Die Auskastung ist ihm der Inbegriff des Schlimmsten und Schrecklichsten, was er sich vorstellen und denken, was ein Mensch tun, oder was ihm

widerfahren kann. Daß der Protestantismus sich von der wahren christlichen Kirche ausgekastet habe und nur eine Karikatur der christlichen Kirche sei, schließt er aus folgenden Wahrnehmungen: Die ersten christlichen Missionäre, die nach Indien kamen, waren unverheiratet, sie hatten nicht Frau und Kind, die protestantischen Missionäre aber, die lange nach jenen in Indien landeten, waren durch die Bank verheiratet. Die ersten Missionäre trugen kirchliche, priesterliche Kleider, namentlich einen Habit, die Trinitarier, Franziskaner, Jesuiten, Dominikaner, Augustiner, Karmeliten, Oratorianer, Theatiner und Kapuziner trugen einen langen Habit, der, je nach den verschiedenen Orden, blos eine andere Farbe hatte; die protestantischen Missionäre tragen dagegen weltliche Kleidung, oft goldene Ringe an den Fingern und goldene Uhrketten auf der Brust. Die früheren Missionäre hielten täglich Gottesdienst, während die protestantischen blos am Sonntag Gottesdienst halten. In den Kirchen der früheren Missionäre waren Heiligenbilder, große, schöne Altäre und Beichtstühle, während von all dem in den protestantischen Kirchen nichts zu sehen ist. Die früheren Missionäre lebten, so oft deren mehrere an Einem Orte waren, gemeinschaftlich, namentlich in Klöstern, sie zogen sich von der Welt zurück und lebten sehr mäßig und streng, die protestantischen Missionäre dagegen leben wie Beamte und Weltleute mit ihrer Familie in Privatwohnungen, halten keine Fasttage und besuchen Gesellschaften und Bälle. Es ist also nach der ganz richtigen Ansicht der Brahmanen ein sehr großer Unterschied zwischen den früheren und den späteren Missionären, zwischen den katholischen und den protestantischen, und eben darum halten sie die Kirche, welcher die protestantischen Missionäre angehören, nicht für die ursprüngliche wahre Kirche, sondern für eine ausgekastete, von der wahren abgefallene Kirche.

Was aber fürs zweite den von Jahrzehnt zu Jahr-

zehnt steigenden Prozentsaz der evangelischen Bevölkerung Indiens betrifft, so ist derselbe eine Versteigung ins Reich der Einbildung, ein frommer Wunsch und ein leerer Trost für die vergeudeten und verschleuderten Kollekten der Missionsgesellschaften. Die protestantischen Missionsvereine bringen jährlich gegen 30 Millionen Mark zusammen. Die englische Bibelgesellschaft verbreitete anno 1871 nicht weniger als 1,384.800 Bibeln (teils alten und neuen Testaments, teils blos neuen Testaments, teils blos einzelne Teile der Bibel) und hatte eine Einnahme von 184.196 Pf. Sterling (3,683.920 Mark). Respekt vor solchen Summen und nicht weniger vor dem Glaubenseifer zahlloser Protestanten, von dem jene Summen beredtes Zeugnis ablegen, aber sie stehen in keinem richtigen Verhältnis zu den erreichten Erfolgen — Indien ist für die christliche Missionstätigkeit ein, im ganzen und großen, fast unfruchtbares, jedenfalls ein undankbares Feld. Um der Wahrheit das Zeugnis zu geben, beziehe ich diese Worte auch auf die katholische Missionstätigkeit in Indien. All den großen, schweren pekuniären Opfern, dem heldenmütig ertragenen körperlichen und geistigen Martyrium in dem heißen, ungesunden Klima und unter zweibeinigen Wesen, die mehr dem Leib als der Seele nach zur Klasse der Menschen zu rechnen sind, und der heiligen Begeisterung, Entsagung, Entbehrung, Hingebung und Berufstreue der katholischen Missionäre entsprechen die erzielten Opfer durchaus nicht. Allerdings macht die katholische Missionstätigkeit in Indien größere Fortschritte als die protestantische, was selbst von anglikanischen Blättern und Missionsberichten zugegeben wird, allein die erzielten Resultate bleiben eben dennoch beträchtlich hinter allen Hoffnungen und Erwartungen zurück.

Es ist ferner eine durchaus unrichtige Angabe Schlagintweits: Die Seelenzahl der indischen Christen belaufe sich

blos auf 700.00 Seelen, denn die allergenauesten und gewissenhaftesten Zählungen der katholischen Christen haben, im Jahre 1879, festgestellt, daß es damals in den 20 apostolischen Vikariaten Indiens 1,432.000 Katholiken gebe. Über die Zahl der indischen Protestanten wage ich es nicht, eine bestimmte Angabe zu machen, da die Berichte der protestantischen Missionäre sehr schwankend und unsicher sind, da sie sich vielfältig widersprechen und darum keinen Glauben zu beanspruchen berechtigt sind. Wie es sich mit dem von Schlagintweit behaupteten höheren Prozentsaz der von protestantischen Missionären zum Christentum bekehrten Indier, beim Licht betrachtet und in der prosaischen, nüchternen Wirklichkeit, verhält, das wird der Leser aus dem Nachfolgenden erfahren.

„Die katholischen Missionen" brachten im Jahrgang 1875, Nr. 1, Seite 23, einen Artikel, der auf die protestantische Missionstätigkeit in Indien ein, von hochkirchlichen Organen selbst angezündetes, grelles Licht wirft. Der Artikel lautet: „Im Beginn des Jahres 1873 versammelten sich 120 Prediger aller protestantischen Sekten zu einer großen Konferenz in Allahabad, welche die öffentliche Meinung inbetreff der protestantischen Mission in Indien und ihre Erfolge beeinflussen sollte. Selbst 2 berühmte Männer, Sir Bartle Frere, früher Gouverneur von Bombay, und Lord Napier, früher Gouverneur von Madras, glaubten, den glänzenden Stand der protestantischen Missionen in Reden und Schriften behaupten zu dürfen. Daraufhin stellte der Erzbischof von Canterbury an seine allergnädigste Königin und Päpstin Viktoria die Bitte, in allen Gebieten der britischen Herrschaft einen öffentlichen Bettag anzusagen, um Gott für die (auf dem protestantischen Missionsgebiet) erzielten Erfolge zu danken und neue Gnaden von ihm zu erflehen. Das war ein Jubel in Exeter Hall (ein Gebäude zur Abhaltung von

Versammlungen, Meetings, namentlich für religiöse, charitative und philanthropische Zwecke)! Welche glänzenden Siege mußte die anglikanische Kirche erfochten haben, wenn das ganze Reich, in dem die Sonne nicht untergeht, ein Dankfest feiern zu müssen glaubte! Leider fuhr bald in diese Glut der Begeisterung ein kalter Wasserstrahl. Die 3 anglikanischen Bischöfe Indiens, Milman von Calcutta, Gall von Madras und Douglas von Bombay, kamen in Nagpur zusammen; der Gegenstand ihrer Verhandlungen war die indische Mission, und die Frucht derselben? Zwei Synodalbriefe, der eine an die Erzbischöfe und Bischöfe der anglikanischen Kirche, der andere an die anglikanischen Prediger und Laien Indiens. Der erste Brief gibt die Antwort auf die glänzenden Schilderungen Freres und Napiers und auf das von Regierungswegen kommandierte Dankfest. Alle 3 Bischöfe haben den Brief unterzeichnet, er ist also der vollgiltige Ausdruck der ersten Glieder der anglikanischen Kirche Indiens. Die 3 Bischöfe gehören verschiedenen Richtungen in ihrer (der anglikanischen) Kirche an — ihr einstimmiges Urteil über die indische Mission ist also um so wertvoller. Dasselbe lautet wörtlich wie folgt: „Wir würden euch in Irrtum führen, wenn wir euch sagen wollten, daß ein tiefer Eindruck allgemein hervorgebracht sei, und daß Indiens Bekehrung nahe bevorstehe. . . . In der Tat, wenn wir unsere Augen auf die Arbeiten der Missionen, und insbesondere auf die Missionen unserer Kirche lenken, so müssen wir gestehen, daß sie im allgemeinen mehr in einem Zustande der Stagnation als des Fortschrittes begriffen sind. Es scheint, daß ihnen die Kraft mangelt, zu erbauen, und folglich auch die Kraft, zu bekehren. Die Bekehrten ihrerseits schreiten so wenig im christlichen Leben voran, daß sie durchaus nicht der Sauerteig sind, der geeignet wäre, die Masse ihrer Mitbürger an-

regend zu durchdringen. Ferner gewinnen die Missionen keine Männer von Bildung und Erziehung für Christus, selbst nicht aus denen, die in unseren Schulen unterrichtet worden sind. Die gebildeten Eingeborenen bleiben — und das ist die allgemeine Regel — der Wahrheit fern; sie verharren in einem Zustand geistiger Leere, in dem sie eine Zeitlang unentschieden schwanken zwischen einem Atheismus, der ihrer Vernunft widerstreitet, und einem Christentum, das unfähig ist, ihre Befürchtungen und Abneigungen zu überwinden und ihren Gehorsam zu erobern. Wir konstatieren diesen Sachverhalt, nicht um das, was geschehen ist, in Verruf zu bringen, und noch viel weniger, um auf die Anstrengungen, die man machen könnte, entmutigend einzuwirken, aber wir sind verpflichtet, Indien so darzustellen, wie es ist, und jede Täuschung zu zerstören, die an einen hervorragenden Erfolg glaubt, eine Täuschung die sich aus offiziellen Berichten und andern, von respektablen Männern ausgegangenen herschreibt."

Selbst protestantische Missionsgesellschaften sehen sich genötigt, die günstigen Erfolge auf dem Gebiet der katholischen Missionstätigkeit in Indien anzuerkennen. Der Rechenschaftsbericht der dritten Versammlung der Gesellschaft protestantischer Missionäre zu Batavia (auf der Insel Java) äußerte sich diesbezüglich wie folgt: „Man kann es nicht leugnen: Rom macht in Indien beunruhigende Fortschritte. Festgeschlossen wie die mazedonische Phalanx dringen die Katholiken vor und erkämpfen Sieg um Sieg. Als Kirche macht die römische Kirche einen günstigen Eindruck; denn sie bietet das Bild einer wahrhaft einigen Kirche dar. Sie hat nur Ein Bekenntnis, ihre Priester und Diener widersprechen sich nicht öffentlich, was der Eine als Glaubensartikel bekennt, leugnet der Andere nicht ab. In ihrer Einrichtung ist sie der unsrigen weit überlegen. Der Obere unseres höchsten Instituts wird von der Regierung bestellt und ist gewöhnlich

ein Staatsrat; an der Spize der römischen Missionäre aber steht ein Bischof, der vom Oberhaupt der katholischen Kirche ernannt ist und von der Regierung anerkannt wird. Dieser Bischof ist meistens im Lande, in der Mission ergraut, er besitzt eine wirkliche Autorität und regiert mit fester, achtunggebietender Hand. Die Selbstlosigkeit der Priester Roms ist wahrhaft bewunderungswürdig; man sieht sie, den Gehalt, den die Regierung einigen von ihnen bezahlt, brüderlich teilen. Die Missionen besizen in allen Städten Schulen, ihre Anstalten sind in mehr als einer Beziehung ausgezeichnet, alle Welt schätzt sie, und mancher Protestant schreckt nicht vor einer klösterlichen Erziehung seiner Kinder zurück. Die Klosterfrauen bilden die, ihrer Sorgfalt anvertrauten Mädchen mit wirklich großem Takte aus, und selten findet man eine ihrer Schülerinen, die nicht mit der größten Liebe von diesen Schwestern spricht. Der Eifer, womit die römischen Priester Spitäler und Gefängnisse besuchen, verdient alles Lob. Die Armen rühmen einstimmig ihre Herzensgüte und ihren Opfersinn. Daher rührt denn auch das günstige Urteil des Volkes und der Regierung über dieselben. Sie zeigen sich endlich überall voll Mut und Überzeugung." So berichtete das „Tiroler Volksblatt" in Nr. 5 vom 16. Januar 1889. Gewiß ein äußerst glänzendes Zeugnis, katholischen Missionären von protestantischen Geistlichen, auf Grund offenkundiger, statistisch nachgewiesener Tatsachen, freimütig und wahrheitsgetreu ausgestellt!

Welchem Schicksal oft sehr reich dotierte protestantische Missionsanstalten anheimfallen, davon legt das Bischofs-Colleg in Calcutta beredtes Zeugnis ab.

Das protestantische Blatt „Bombay Gazette" veröffentlichte, am 3. September 1878, folgenden, oben genanntes Colleg betreffenden Brief aus einer protestantischen Feder:

„Mein Herr! Da sie erst kürzlich eine Reihe von Artikeln

und Briefen über die Tätigkeit unserer protestantischen Missionäre veröffentlicht haben, so werden Sie mir wohl erlauben, daß ich die Aufmerksamkeit Ihrer Leser auf die oben genannte Missionsanstalt lenke. Sie erhebt sich am Gestade des Hugli, dem Garden Reach gegenüber, am östlichen Ende des botanischen Gartens. Fürwahr, ein hehrer Bau, dessen bloßer Anblick jedem Wanderer verkündet, daß er hier ein Werk glaubenstreuer und glaubenseifriger Männer vor sich hat. Aber wenn heutzutag die Schatten eines Middleton oder eines Mill, deren ersterer der Gründer, lezterer der erste Präsident dieser Anstalt war — aus dem Totenreiche wiederkehrten, so würden sie sehen, daß der Geist, der sie beseelte, längst entschwunden ist. Jezt scheint der Bau nur die Bestimmung zu haben, zu verkünden, daß es einst Männer gab, welche der sichere, klare Blick auf ein unsterbliches Leben begeisterte. Denn wo ist jezt die Begeisterung, wo der Glauben jener Männer, welche 50.000 Pfund Sterling (1,000.000 Mark) zeichneten, um dieses Colleg zu bauen und auszustatten? Außer dieser Summe sicherte die Missionsgesellschaft für Afrika und den Osten (Church Missionary Society to Africa and the East) der Anstalt einen jährlichen Beitrag von 1000 Pfund Sterling (20.000 Mark). Weitere 13.000 Pf. Sterling (260.000 Mark) wurden für die Stiftung von Freiplätzen bestimmt. Die Bibelgesellschaft bewilligte 5000 Pfund Sterling (100.000 Mark), um die Anfertigung und Verbreitung von Bibelübersezungen zu fördern. Ja, die obengenannte Missionsgesellschaft für Afrika und den Osten beschloß sogar, der Anstalt jährlich noch weitere 1000 Pfund Sterling (20.000 Mk.) zuzuwenden. Bischof Middleton gab 500 Pfund Sterling (10.000 Mark), eine Gabe, der seine Frau einen Abendmahls-Teller und andere, nicht näher bezeichnete Geschenke beifügte. Im Juni 1825 bestimmte das in Bombay residierende Comité der Gesellschaft für die Verbreitung des Evangeliums die

ganze erste Jahres-Einnahme für das Bischofs-Colleg in Calcutta. Dasselbe tat um jene Zeit das Diöcesan-Comité von Calcutta und im folgenden Jahre das Comité von Madras. Im Jahre 1832 stiftete James Jonny, ein reicher Kaufherr, eine Orgel in die Kapelle des Collegs. Herr James Tillard, in Street End, in Petham, in der Grafschaft Kent, vermachte der Anstalt 30.000 Pfund Sterling (600.000 Mk.) Der Bibliothek des Collegs hinterließ Bischof Middleton 500 Bände, welche der Präsident der Anstalt aus der bischöflichen Bibliothek auswählen sollte. Die Universität Oxford schenkte alle in ihrer Buchdruckerei, der Clarendon-Preß, gedruckten Bücher. Mehrere tausend Bände kamen der Bibliothek von dem Präsidenten Mill und andern Wohltätern in Indien und England zu. 1826 schickte der Senat der Universität Cambridge alle in der Universitäts-Druckerei veröffentlichten Werke. Dieses Geschenk wurde durch verschiedene Private um ein Bedeutendes vermehrt. Die Gesellschaft für die Verbreitung der christlichen Lehre gab 6000 Pfund Sterling (120.000 Mark) zur Stiftung von 6 Freiplätzen, welche nach Bischof Middleton benannt werden sollten. Dieselbe Gesellschaft schenkte beim Tode des Bischofs Heber, zu demselben Zweck, weitere 2000 Pfund Sterling (40.000 Mark). Die Missions-Gesellschaft für Afrika und den Osten spendete 3000 Pfund Sterling (60.000 Mark) mit derselben Bestimmung und Lord Powerscourt 1000 Pfund Sterling (20.000 Mark) für einen theologischen Freiplatz. 1830 hinterließ Herr Edward Dean aus London dem Colleg 700 Pfund Sterling (14.000 Mk.); 1836 vermachte Herr Richard Jackson aus der Grafschaft Armagh, in Irland, eine jährliche Rente von 400 Pfund Sterling (8000 Mark) zur Errichtung von 4 Freiplätzen. Außerdem bestanden noch am Colleg das Natt Syndic fellowship und das Mill scholarship, deren Betrag mir unbekannt ist. Im Jahre 1846 endlich stiftete Herr James

Alexander mit 500 Rupien (1000 Mark) den ‚Alexander-Preis‘.

Sollte man nun nach solcher, ich möchte fast sagen, fürstlichen Ausstattung, nicht erwarten, daß das Colleg eine blühende Pflanzstätte von Missionären geworden sein müßte? Aber was ist es jezt in der Wirklichkeit? Wenn heute Middleton, Heber, Mill auf den Schauplaz ihrer seeleneifrigen Arbeiten zurückkehrten, so würden sie in den Hallen des Collegs ein paar halbe Duzend Schüler finden, für welche **ein** Präsident und **ein** Professor angestellt sind, während die unbewohnten Räumlichkeiten von der Regierung als Depôt für Torpedos gebraucht, oder besser gesagt, mißbraucht werden. Von der ehemals blühenden, aus Eingeborenen bestehenden Christengemeinde sind, als traurige Ruinen, nur noch ein paar alte Weiber übrig, die eben nur ihr Alter und ihre Dürftigkeit in der Nähe des Hauses (Colleges) zurückhalten. Das brachte die wirklich unqualifizierbare Nachlässigkeit der mit der Leitung der Anstalt betrauten (protestantischen) Missionäre zustand. Man könnte vielleicht diesen Ausdruck zu stark finden, aber die Tatsachen rechtfertigen ihn vollständig. Was ist aus der großen Buchdruckerei geworden, welche sich einst neben dem Colleg befund? Kürzlich ging das Gerücht, der jezige Verwaltungsrat der Mission habe das Bischofs-Colleg einer Jute-Kompagnie zum Kaufe angeboten! O Schatten eines Middleton und Heber!

Wie mir erzählt wurde, soll der gegenwärtige Bischof von Calcutta bei dem ersten Besuch, den er dem Colleg abstattete, sich erkundigt haben, warum so viele Mitglieder der früheren, aus Eingeborenen bestehenden Gemeinde sich der katholischen Kirche angeschlossen hätten. Wenn Se. bischöfliche Gnaden die Hütten — denn Häuser kann man ihre Wohnungen nicht nennen — besucht hätten, welche nun die wenigen

Wittwen ehemaliger Katechisten und anderer Bediensteten des damals noch blühenden Collegs bewohnen, so wären sie wohl zur Einsicht gekommen, daß es zur Lösung dieses Rätsels keines Ödipus bedarf."

„Die katholischen Missionen" knüpften in Nr. 1 des Jahrganges 1879, Seite 18, an diese Schilderung des jämmerlichen Zustandes einer so reich dotierten Missions-Anstalt die Bemerkung: „Nach dem Berichte des Blattes (Bombay Gazette) hätte also das Bischofs-Colleg von Calcutta, wenn wir vom eigentlichen Gründungs- und Dotierungskapital ganz absehen und nur vierprozentige Zinsen von dem für den Unterhalt und die Freipläze hergegebenen Kapital rechnen, jährlich über etwa 100.000 Mark zu verfügen, was allerdings für einen Präsidenten, einen Professor und ein paar halbe Duzend' Studenten eine ganz nette Einnahme ist. — Die St. Marys-Institution in Bombay hatte im vorigen Jahre 220 Pensionäre und 180 auswärtige Schüler; für dieselben waren tätig: 9 Priester und 6 Laienbrüder der Gesellschaft Jesu, 3 weltliche Lehrer und etwa 20 Dienstboten. Die Gesammtausgaben für alle diese Personen beliefen sich für das ganze Jahr auf nicht ganz 60.000 Mark (natürlich die Zinsen des auf den Bau des Hauses verwendeten Kapitals und den Ertrag des Gartens nicht eingerechnet). Auch ein kleiner Beitrag zur protestantischen und katholischen Missionsstatistik." Ja, so verhält es sich in der Wirklichkeit mit dem fingierten, höheren Prozentsaz der, von protestantischen Missionären zum Christentum bekehrten Indier, und mit der kecken Behauptung: die Zukunft gehört dem durch die englische Landeskirche getragenen Protestantismus!

Der Brahmanismus ist während der IV. Periode seiner Entwicklung im ganzen und großen derselbe geblieben; denn blos die Sikhs und jene Brahmanen, die zu den Gebildeten gehören, die an den höheren englischen Lehranstalten studierten,

sowie eine Handvoll Hindu der mittleren Kasten, sind Deisten geworden, das eigentliche Volk, die niederen Kasten und die zahllose Legion der Brahminen halten unwandelbar am Brahmanismus, an der Vielgötterei, am Gözendienst und dem grassesten Aberglauben fest. Mit vollstem Recht sagt in dieser Beziehung E. Schlagintweit in seinem soeben angeführten Werke: „Indien in Wort und Bild", I. Seite 162: „Die Religion der Volksklassen ist kein Kultus der klassischen Gottheiten (besser gesagt: der alten, ursprünglichen Gottheiten) des Hindu-Götterhimmels mehr, sondern sie ist, im höheren Grade als andere Weltregionen, zu bezeichnen als eine in grassestem Aberglauben befangene, gläubige Verehrung jeder als Äußerung des göttlichen Willens genommenen Erscheinung, die als solche durch die Legende beglaubigt oder hiezu aus innerer Furcht des einzelnen Menschen vor Beschädigungen emporgehoben wurde, sei dies ein Gott der Theologen, ein verstorbener Held, ein Heiliger, eine unfaßbare Naturerscheinung oder ein Werkzeug, wie das Arbeitsgerät des Landmannes oder Handwerkers, dessen Besiz und Unversehrtheit zum Wohlergehen des Eigentümers erforderlich sind!"

Der geneigte Leser hat, anläßlich der Schilderung des Entwicklungsganges, den der Brahmanismus durchgemacht, wohl vieles, aber dennoch nur einen kleinen Teil desselben kennen gelernt; einen Gesammtüberblick und ein treues Bild desselben hat er durchaus noch nicht gewonnen, denn es war von gar vielem, was zur Charakteristik des Brahmanismus gehört, blos so nebenher, beiläufig und zufällig die Rede. Nun will ich aber, da das Titelblatt eine Beschreibung der Religion der Hindu ankündigt, kein Stückwerk, sondern eine ganze, vollständige Arbeit liefern. Freilich kann ich mich auch dabei ins Detail nicht einlassen, und überdieß darf ich, aus höheren Rücksichten, den Schleier von manchem nicht hinwegziehen

denn im ersten Fall müsste ich ein dickleibiges Buch blos über die Religion der Hindu schreiben, im zweiten aber würde ich schweres Ärgernis geben. Damit sich der Leser also ein möglichst vollständiges, wahres und klares Bild von der Religion der Hindu, dem Brahmanismus machen kann, muß ich noch von folgenden Gegenständen und Personen reden: vom fabelhaften Aberglauben und dem Gözendienste der Brahmanen; ferner vom Kastenwesen, das wesentlich zur Religion der Hindu gehört, da es angeblich göttlicher Einsezung ist und aufs innigste mit allen religiösen Einrichtungen zusammenhängt; ferner von den Brahminen und Büßern und endlich vom Charakter der Brahmanen, der ja wesentlich ein Produkt ihrer Religion ist, und von den Volksschulen Indiens.

1. Aberglauben der Hindu.

Unter den 330 Millionen Göttern ersten, zweiten und dritten Ranges, Halbgöttern, Genien, Dämonen, Apsarasen (Nymphen und Tänzerinen), Gandharwen (Sänger), Gottweisen, Heroën, Heiligen, Koboldben und Hexen, vergötterten Naturkräften, Tiergöttern, heiligen Steinen, Bergen und Schriften, gibt es auch heilige Pflanzen. Als solche werden in den „heiligen" Schriften oft genannt: die fünf Bäume, die im Paradiese stehen, der von den Buddhisten hoch verehrte Bodhibaum, unter welchem Buddha erleuchtet wurde und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangte, der Pippalas (Feigenbaum, ficus religiosa), der Dhatribaum (phyllanthus emblica), der Belbaum (crataeva marmelos), die Somapflanze (asclepias acida), die Tulasipflanze (ocymum sanctum), das Kusagras (poa cynosuroïdes) und das Durwagras (cynodon dactylon) sowie die Lotospflanze

(nymphaea caerulea). All diese Pflanzen werden sehr in Ehren gehalten, ja sie werden göttlich verehrt, und schreiben ihnen die Brahmanen wunderbare Kräfte zu. Der schon öfters erwähnte Krijajogasara sagt im XI. Kapitel von dem Feigenbaum, in dessen Stamm sich der indische Proteus (Wischnu) verwandelte: „Die Wischnuiten sollen im Monate Waisakha (April und Mai) den Feigenbaum, in dessen Stamm einst Wischnu wohnte, mit Wasser besprengen . . .; denn wer den Feigenbaum auch nur mit einem Mundvoll Wasser besprengt, der geht, von 10 Millionen Sünden befreit, zum erhabenen Ort (in Wischnus Himmel). Wer die Wurzel des heiligen Feigenbaumes mit einem Stein oder dergleichen befestiget, was bewilliget dem nicht der erhabene Gott, der einst die Gestalt eines Feigenbaumes angenommen hat? Wer einen heiligen Feigenbaum erblickt und anbetet, dem wird ein hohes Alter zu teil, und es vermehrt sich sein Glück. . . . Da, wo auch nur Ein Feigenbaum, der vortrefflichste aller Bäume, steht, befindet sich die Ganga (der Gangesfluß wurde als eine Göttin verehrt und angebetet) und alle anderen heiligen Gewässer. Wer den heiligen Feigenbaum verehrt, der verehrt auch den Haris (Wischnu), weil der Erhabene selbst die Gestalt des Feigenbaumes angenommen hat. Der Thor, der diesen Baum, obgleich er ihn kennt, umhaut, für den gibt es in der Welt keine Tat, durch deren Verrichtung er geläutert werden könnte. . . Demjenigen Frommen, der einen heiligen Feigenbaum sieht, berührt oder nur nennt, dem nimmt Haris jedes, dem Körper innewohnende Laster. Wer einen Menschen sieht, der irgend einen Feigenbaum umhaut, und ihm das, sofern er es vermag, nicht wehrt, dessen beide Augen werden von Yama (dem Gott des Todes) mit Angelhaken herausgerissen. Wer nicht ruft: O Thor, fälle den heiligen Feigenbaum nicht! dessen Zunge schneidet Bhaskaris (Yama) mit einem Messer ab. Wer

inen, auch noch so kleinen Zweig des heiligen Feigenbaumes abbricht, der zieht sich die Strafe eines zehnmillionenfachen Brahminenmordes zu. Eine ebenso große Sünde als die des Brahminenmordes . . . des Weintrinkens, des Diebstahls, der Pfandunterschlagung, des Kindermordes, des Frauenmordes, des Mordes an Schuzsuchenden, des Freundesmordes, des Ausplauderns von Geheimnissen, des Frevels an Nebenmenschen, der Verleumdung des Mitmenschen, des Essens an einem, dem Haris geweihten Tage begehen diejenigen, welche einen heiligen Feigenbaum fällen. Verbrecher, gleich denjenigen, welche schändlicherweise die Wischnugestalt des heiligen Feigenbaumes verlezen, gibt es nicht auf dem Erdenrunde . . . Wahrlich, Wischnu selbst ist der heilige Feigenbaum, aller Bäume König; den Menschen, der ihn verehrt, trifft nie ein Unheil. Dem Trefflichen, welcher aus Erkenntnis Wischnus den heiligen Feigenbaum verehrt, gewährt der Erhabenste voll Gnade den höchsten Aufenthaltsort, das Paradies."

Von der Tulasipflanze sagt das nämliche heilige Buch im XXIII. Kapitel: „Wo ein Tulasibaum sich ausbreitet, da wohnen Brahmâ, Wischnu, Schiwa und alle übrigen Götter. Kesawa (Wischnu) wohnt stets in der Mitte, Pradschapati (Brahmâ) auf der Spize und Schiwa im Stengel der Tulasiblätter.) Lakschmi (die Gemalin Wischnus), Saraswati (die Gemalin Brahmâs), Gajatri (die Göttin und Mutter der Weden), Tschandika (die Gemalin Schiwas), Satschi (die Gemalin Indras) und die andern Götterfrauen halten sich in den Tulasiblüten auf. Indra, Agni, 2c., kurz alle Götter, Göttinen, Halbgötter, Halbgöttinen, gute und böse Geister begeben sich in die Tulasihaine und wohnen stets daselbst. (Wer wohnt aber unterdessen in den verschiedenen Götterhimmeln?) Wo die, alle Götter enthaltende, dem Wischnu teuere Göttin Tulasi ist, da sind auch alle Götter zu finden. Die Ganga, Jamuna, Narmada, Saraswati, Godaweri,

Tschandrabhaga und alle andern Flüsse und heiligen Badestellen, so viele es deren auf Erden inmitten der zehn Millionen Welten gibt, gehen in den Tulasiwald und schlagen dort ihren Wohnsiz auf. Wer, von Andacht innig durchdrungen, die Tulasi verehrt, von dem sind auch Wischnu, Schiwa und alle übrigen Götter verehrt. Denjenigen, welche die, an den Wurzeln der Tulasi aufkeimenden Grashalme abschneiden, nimmt Haris sogleich die, an ihrem Körper haftenden Todsünden. Wer zur Sommerszeit die Tulasi mit duftendem, kühlem Wasser besprengt, erlangt die ewige Seligkeit. Wer, besonders bei großer Hize, einen Teppich oder Schirm über die Tulasi ausbreitet, der wird von allen Sünden gereinigt. (Reue, Vorsaz, Genugthuung, Buße und Bekehrung, sind also, um Verzeihung der Sünden zu erlangen, durchaus nicht nothwendig. Es läßt sich leicht ermessen, wie demoralisierend solcher Aberglauben wirken muß.) Diejenigen, welche im Monat Waisakha die Tulasi mit ununterbrochen rieselndem Wasser begießen, erlangen für immer den Lohn eines Roßopfers (das kostbarste und wirksamste Opfer. Wer hundert Pferde opferte, konnte dadurch sogar über die Götter Macht erlangen). Wer die Tulasi auch nur mit einigen Wassertropfen besprengt, der erlangt schon, von allen Sünden befreit, das Paradies. In dem Hause des Trefflichen, der die Tulasi einmal mit Milch begießt, wohnt die Glückseligkeit immerdar. Höre nun den Lohn desjenigen, der die Tulasiwurzel mit Kuhdünger salbt und einreibt! So viele Atome davon flüssig gemacht werden, o Dschaimini! (ein Gelehrter, der ein neues philosophisches System, die Wedanta-Philosophie, aufstellte) so viele tausend Kalpa (nach einigen ist ein Kalpa ein Zeitraum von 4,001.320 Jahren, nach andern aber ein solcher von 432 Millionen Jahren) genießt er bei Brahmâ Wonnen. Wer in der Dämmerung am Fuß der Tulasi eine Lampe aufstellt, der geht, von 10 Millionen

Verwandten umgeben, zum Palaste Wischnus. Wer die Tulasi vor Rindern, Ziegen, Kameelen, Eseln, jungen Büffeln und Kindern hütet, den hütet Kesawa selbst wieder. Wer aus Frömmigkeit eine Tulasi pflanzt, gelangt zweifelsohne, wenn er stirbt, zur höchsten Seligkeit. Der Edle, der die Tulasi morgens andächtig anblickt, erlangt den unvergänglichen Lohn der Anschauung Wischnus. Der fromme Mensch, der die Tulasi anbetet, dessen Lebenszeit, Kraft, Ruhm, Reichtum und Nachkommenschaft nehmen stets zu. Durch Nennung der Tulasi wird jede Sünde ausgelöscht; durch Berührung der Tulasi werden alle Qualen der Menschen getilgt. Wer ein schönes, alle Sünden tilgendes Blatt der Tulasi ißt, dessen Körper wird von allen Lastern befreit, die in demselben wohnen," u. s. w. u. s. w., denn in dieser schwülstigen, Thorheit auf Thorheit häufenden Weise geht es noch längere Zeit fort. Blos das am Schlusse der Tulasi-Lobhudelei angeführte Gebet zur Tulasi, die als eine Göttin gedacht wird (es ist beim Sammeln ihrer Blätter zu verrichten) will ich anführen, es heißt: „O Mutter Tulasi, die du dem Herzen Gowindas (Wischnus) Freude verursachst, ich sammle dich zum Gottesdienst für Narajana (Wischnu), Anbetung dir! Kesawa hat ohne dich keine Freude an Paridschatas (heilige Paradieses-Bäume) und anderen duftenden Blumen, daher pflücke ich dich, o Schöne! Ohne dich, o Glückselige, ist jedes Werk fruchtlos, daher, o Göttin Tulasi, pflücke ich dich, sei mir Gnade spendend! Weil die Sorge, dich zu pflücken, mir im Herzen ligt, darum sei mir gnädig, Weltmutter Tulasi! Ich bete dich an!"

Auf höchst abergläubige und thörichte Weise behandeln die Brahmanen die Götterbilder auf ihrem Hausaltar und die Brahminen jene in den Pagoden. Diese Behandlung ist in den Puranas und besonders im Krijajogasara, genau vorgeschrieben. Die Götterbilder sind jeden Tag sorgfältig

zu reinigen, zu schmücken, zu salben und vor Hize und Kälte zu schüzen. Es sind ihnen auch Speisen vorzusezen, z. B. Früchte, Konfekt, Honig u. s. w. Der Brahmane glaubt in allem Ernst, das Gözenbild seie von demjenigen Gotte bewohnt, den es vorstellt, und habe derselbe Empfindungsvermögen und ganz ähnliche Bedürfnisse wie der Mensch. Im Krijajogasara, IX. Kapitel, steht wörtlich: „Des Morgens früh bezeuge der Wischnuite, mit weißen Gewändern angetan und mit Geistessammlung, Wischnu seine Andacht. Er wasche den unvergänglichen Wischnu mit lauwarmem reinen Wasser und salbe dessen Körper, aber nicht mit zu schwachem Sandel (diese wohlriechende Salbe wird vom Sandelholz, pterocarpus santalinus und indicus gewonnen). Zur Verehrung des Weltherrn, des Götterfürsten, des Diskusschwingers, richte er gereinigte, aber wasserleere Opferschalen her. (Dem Wischnu wurden geopfert: von Sandel, Aloë und Bdelliumharz der amyris agallochum duftender Weihrauch, Betel mit Kampher oder Khajar, mimosa catechu, mit Anis oder Muskatblüte, geschmolzene Butter, Süßigkeiten, Mundspülwasser 2c.) Nachdem er den Weltenherrn mit lauwarmem Wasser gewaschen, trockne er dessen Leib sorgfältig mit kostbarem Linnen ab. Während der Dämmerung in der Frühe stelle er ein rauchloses, loderndes Feuer vor den Diskushalter. Er stelle das Bild des Haris morgens an einem sauberen und warmen Orte auf, so daß derselbe keiner empfindlichen Kälte ausgesezt werde. Bei einbrechender Nacht ist der auf seinem Lager ruhende Götterfürstenherr Kesawa an einen windstillen Ort zu verbringen; damit derselbe, der Weltenlehrer, sich nicht erkälte, möge ihn der Fromme mit weißen, reinen, herrlichen Gewändern umhüllen. Wie der Sterbliche sich selbst gegen die Kälte schüzt, so möge er auch den Weltenherrn vor der Kälte schirmen“ 2c. Man ersieht aus dieser Stelle, welch kindische, lächerliche

und bornierte Vorstellungen die Brahmanen von ihren Göttern haben, und daß sie den Anthropomorphismus (die Vermenschlichung) ihrer Götter auf die Spize treiben. Ja sie glauben sogar, daß die Götter auch krank werden und darum auch der Ärzte bedürfen.

Die indische Mythologie erzählt mit der größten Naivität: Nasadja und Dasra, auch Badawejau und Aswinau genannt, stammen von dem Gotte Surya (Sonnengott) und der Surja oder Sawarna ab und sind Götterärzte. Leider teilt uns die Mythologie weder mit, an welcher Universität dieselben Medizin studierten, noch nach welcher Methode sie die himmlische Bagage behandeln, ob nach der allopathischen oder homöopathischen. Soviel scheint aber mit Sicherheit angenommen werden zu dürfen, daß es ihnen weder an Praxis, noch an glänzender Bezahlung fehlt. Wenn sie gute Chirurgen sind, so kam ihnen diese Kunst von jeher sehr gut zu statten; denn die Götter zogen sehr leicht und oft vom Leder und hieben einander, als wärens Mohnkapseln, Köpfe ab, so daß es eine Art hatte.

Schiwa hieb z. B. dem obersten Gotte, Brahmâ, wegen beleidigten Ehrgefühls flugs einen Kopf ab, den der Verwundete auch nicht mehr erhielt, seis nun, daß Schiwa denselben als Trophäe nicht mehr herausgab, oder daß die Götterärzte auf der betreffenden Universität, wo sie Chirurgie studiert hatten, das Wiederaufsezen und Anheilen abgeschlagener Köpfe zu erlernen keine Gelegenheit hatten. Übrigens konnte Brahmâ den abgehauenen fünften Kopf leicht verschmerzen, da er immerhin noch 4 Köpfe besaß. Ich muß gestehen, daß es mich oft Wunder nahm, als ich mich durch den Augiasstall der indischen Götterlehre mit großer Selbstverleugnung und unter steter Bekämpfung eines mich fast übermannenden Ekels durcharbeitete, daß ich auf keine himmlische Polizei oder Gendarmerie gestoßen bin. Ich habe diese Be=

hörde mit großem Bedauern vermißt; denn sie hätte im indischen Olymp vollauf zu tun und könnte jahraus, jahrein, Tag und Nacht ihres Amtes walten; es wäre sogar durchaus nicht schade, wenn sie das ganze göttliche Lumpenpack arretieren und in ein Arbeits-, Zucht- oder Irrenhaus auf viele, viele Kalpas oder Manwantaras (ein Manwantara ist ein Zeitabschnitt von 3 Millionen Jahren) abführen würde.

Die genannten himmlischen Doktoren hatten jedenfalls und jederzeit sehr viele Rezepte zur Vertreibung des Katzenjammers zu schreiben; schade nur, daß uns die heiligen Bücher ihr Recipe in diesem Betreff nicht verraten haben, doch läßt es sich mit aller Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sie die Götter-Kater mit einer Portion saurer Nieren oder natron bicarbonicum kuriert haben und noch kurieren werden. Die Hindu-Götter waren nämlich von jeher enorme Kneipgenies, sie tranken Soma, Amrita (Ambrosia) und Nirdschara (Nektar) bis zu ihrer völligen Berauschung. Im Samaweda, II. und im Rigweda, VII. heißt es von Gott Indra: „Die Feinde bewältigt er im Rausche des Soma. Trinke von dem Tranke wie ein Weiser, des Meths dich freuend, zweckmäßig ist er zum Rausche. Indra, komme herab, du wahrlich ein Stier, und trink den Bauch voll, trink dir den, die Sinne betäubenden Rausch!" Eine recht erbauliche Sprache, die den Hindu-Göttern alle Ehre macht!

Ein Feld, auf dem der Aberglauben üppig und vielgestaltig emporwucherte, ist das Kranken- und Sterbebett sowie das Totenreich.

Alle Krankheiten sind, nach ächter Hindu-Anschauung, die Folge von Zauberei, Hexerei und Dämonenspuck, und darum werden vor allem übernatürliche Mittel: Beschwörungen und Bannsprüche in Anwendung gebracht. Helfen diese Mittel nicht, so greift man zu den kuriosesten und abgeschmacktesten Dingen. Unter ihnen nimmt der Urin und Kot

der Kühe, die als heilige Wesen verehrt werden, den ersten Rang ein, und zwar in ganz Indien. Es ist unglaublich, welche Quantitäten der genannten Arzneien alljährlich in Indien verbraucht werden, obgleich noch niemals irgend eine Person von irgend einer Krankheit durch Anwendung derselben geheilt worden ist. Bei den Gudscharati, einem sehr zahlreichen Volke, das nördlich von Bombay wohnt, ist eine sehr appetitliche Arznei so ziemlich als Universalmittel gegen alle innerlichen Krankheiten im Gebrauch. Es wird nämlich pulverisierter Eselsdung in einen Sack genäht und dieser während der Nacht in ein Gefäß, das mit Wasser gefüllt ist, gehängt. Des andern Tags hat die kranke Person diese ekelhafte Tinktur, diesen abscheulichen Extrakt viertelsliterweise zu trinken. Und wer verordnet den Hindu solche und ähnliche Heilmittel? Herumziehende Bettler, Quacksalber, Kurpfuscher und Schwindler. Auf Hochschulen gebildete Ärzte gibt es in Indien nur in großen Städten, in kleineren aber und auf dem Lande gibt es keine eigentlichen Ärzte. Wenn es aber auch in kleineren Städten und Dörfern Doktoren gäbe, so könnte das eigentliche Volk ihre Hilfe doch nicht in Anspruch nehmen, weil es dieselben nicht zu bezahlen vermöchte. Ein wissenschaftlich gebildeter Arzt verlangt für den ersten Besuch, nota bene am Orte seines Wohnsitzes, einen Goldmohur = 30 Mark, und für jeden nachfolgenden 14 Mark. Wie könnte also der in einer kleinen Stadt oder auf dem Lande wohnende Hindu, der in der Regel arm ist, solch ein Honorar bezahlen, geschweige denn, daß er den Arzt viele Stunden Wegs per Palankin auf seine Kosten herbeiholen und wieder zurücktragen lassen müsste! Von 1858 an errichtete die englische Regierung in der Hauptstadt einer jeden Provinz nach und nach Schulen für Ärzte, Chirurgen und Hebammen, und zwar mit gutem Erfolge, da dieselben von der Waidiya- oder Baidkaste (der Ärztekaste) zahlreich und eifrig besucht

werden. Zu gleicher Zeit hat die englische Regierung auch öffentliche Apotheken in jedem Verwaltungs-Bezirk errichtet. Diese Apotheken werden aus Provinzial- und Distrikts-Fonds, aus Kollektengeldern und Zuschlägen auf die Steuern erhalten, weßwegen der Arme die Arzneien unentgeltlich erhält! Mit den öffentlichen Apotheken sind regelmäßig vom Staat erhaltene Spitäler verbunden; beide Anstalten werden vom Volke sehr fleißig benützt, und läßt es sich hoffen, daß die Hindu nach und nach von ihrem Glauben an Zauberei, Hexerei und Dämonenspuck, wenigstens bezüglich der Krankheiten, geheilt werden, daß den Quacksalbern und Kurpfuschern das Handwerk gelegt wird, und der Kuh- und Eselsdung sowie der Kuhurin bei der Behandlung der Kranken nicht mehr in Anwendung kommen werden.

Fällt ein Hindu in die Züge, so versammeln sich die Weiber der Nachbarschaft im Hause der sterbenden Person und erheben ein, Mark und Bein durchdringendes Geschrei. Eine brennende Lampe wird in der Nähe des Kopfes der sterbenden Person aufgestellt; die Verwandten derselben bringen den Hausgöttern Opfer dar, und ein Brahmine flüstert den Spruch: „In Yamas überaus grausiger Halle fließt glühend der Baitarani-Fluß" (der Styx der Griechen, den die Seele zu überschreiten hat). Verwandte öffnen den Mund der sterbenden Person und füllen denselben mit einem Gerichte, das aus Milch, Buttermilch, Syrup und einer Banane besteht, weil sie glauben, diese Speise seie eine notwendige Wegzehrung auf die Reise in die Ewigkeit. Sehr oft ist die gewalttätige Eingebung des erwähnten Gerichtes die Ursache, daß die in der Agonie liegende Person erstickt, allein der religiöse Wahn ertötet die gesunde Vernunft und das Mitgefühl. Aber die lezte tragikomische Handlung, die mit dem Sterbenden vorgenommen wird, sezt dem heidnischen Aberglauben und Wahn die Krone auf. Es wird nämlich eine Kuh

herbeigebracht und vor das Sterbebett geführt. Der in den Zügen Liegende muß den Schweif derselben in die Hand nehmen und die Götter bitten, daß sie seine Seele glücklich über den Baitarani-Fluß gelangen lassen. Ist der Sterbende zu schwach, um diese Bitte aussprechen zu können, so verrichtet der anwesende Brahmine für denselben dieses Bittgebet. Die Kuhschweif-Zeremonie findet darin ihre Erklärung: die Brahmanen glauben, daß am diesseitigen Ufer des Baitarani-Flußes eine heilige Kuh der Seele des Verstorbenen behilflich ist, über den genannten Fluß zu kommen, und damit die Kuh in der Unterwelt um so gewißer und bereitwilliger der abgestorbenen Seele hilft, über den genannten Fluß zu kommen, muß der Sterbende schon diesseits den Kuhschweif als Rettungstau ergreifen.

Noch bevor der Sterbende seinen Geist aufgegeben, werden mit fieberhafter Hast alle Vorbereitungen zur Bestattung getroffen, denn erst nachdem diese vorüber ist, dürfen die Verwandten des Bestatteten Speise und Trank genießen. Hat der Sterbende endlich ausgerungen, dann wird sein Leichnam zuerst gewaschen und dann in reine, weiße Leinwand gewickelt.

Der Leichnam wird nach ganz kurzer Zeit verbrannt oder beerdiget oder ins Wasser geworfen, wenn ein heiliger Fluß in der Nähe ist. Da ich von der Verbrennung und Beerdigung schon weiter oben geredet; so will ich hier nur noch kurz erwähnen: In manchen Gegenden ist es Sitte, daß die Leidtragenden sogleich nach der Verbrennung oder Beerdigung ein Bad nehmen, weil sie sich durch die Berührung des Leichnams für verunreinigt halten. Sind die nächsten Verwandten in das Sterbehaus zurückgekehrt; so stellen sie dort, wo der Tod eintrat, eine brennende Lampe auf und unterhalten deren Licht 10—20 Tage. Sie verrichten für die verstorbene Person Gebete, damit Yama im Gericht gnädig mit ihr verfahre.

Reiche geben in dieser Meinung und Absicht Almosen. Die nicht verbrannten Gebeine werden von dem Sohne oder nächsten männlichen Verwandten gesammelt, mit Milch, Honig und Öl eingerieben, auf Pisangblätter gelegt, die mit Butter bestrichen sind, in ein Gefäß aus Thon gelegt und dann ins Wasser geworfen. Ist aber ein Fluß in der Nähe, so werden die nicht verbrannten Knochen ohneweiters in denselben geworfen. Der erste Leidtragende begibt sich dann entweder unter einen schattigen Baum oder ans Ufer eines Gewässers und stellt dort einen Stein auf, weil man glaubt, die Seele des Verstorbenen fahre in diesen Stein und habe dort so lange zu verweilen, bis Yama über ihn zu Gericht gesessen. Solches könne 10—20 Tage anstehen. Während dieser Zeit werden von den Verwandten vor dem Stein Gebete verrichtet und Speisen vor denselben gestellt. Am zehnten Tage wird der Stein ins Wasser geworfen.

Das Sterben ist, wie alle Welt weiß, ein Martyrium, aber sterben als Hindu, das ist ein Übermaß des Entsezlichen und Schauerlichen. Sterben, während die Klageweiber heulen, sterben mit zum Ersticken vollgestopften Mund, sterben mit Eselsdung, Kuhfladen und Kuhurin im Leib, sterben mit dem Kuhschweif in der zitternden Hand, sterben, während der Brahmine, statt Worte des Trostes, Worte der Verzweiflung in das Ohr flüstert, sterben, während mit wilder Hast alle Vorkehrungen zum Leichenbegängnis getroffen werden — ha — welche Leibes- und Seelenqual, die jeder Beschreibung spottet!

Yama, der Gott der Unterwelt, richtet die Toten, und infolge seines Urteils werden sie entweder der Seligkeit oder der Verdammung teilhaftig. Seligkeit und Verdammung schildern die heiligen Bücher der Brahmanen sehr sinnlich. Jeder Gott hat seinen eigenen Himmel, und je nachdem der Verstorbene diesem oder jenem Gotte treu gedient, kommt er in den Wischnulokas (Lokas heißt im Sanskrit Himmel),

Schiwalokas, Indralokas, Suryalokas u. s. w. Die Seligkeit besteht namentlich im Genuß des Soma-, Amrita- und Nirdscharatrankes und im Umgang mit den Gandharwen- und Apsarasenjungfrauen, die Gesänge vortragen und Tänze aufführen. (Ganz ähnlich ist die Vorstellung, die sich der Mohammedaner von der Seligkeit des Paradieses macht.)

Die Verdammung betreffend, sprechen die heiligen Bücher bald von 7, bald von 21 Höllen (Atalams). Die Zeit der Verdammung wird von denselben ebenfalls sehr verschieden angegeben. Im Schiwapurana ist diese Zeit auf mindestens 26 und höchstens 800 Millionen Kalpas, das sind 32,010,560,000.000, sage: 32 Billionen, Zehntausendfünfhundertsechzig Millionen Jahre normiert. Die Lebenden können übrigens den Verdammten dadurch zu Hilfe kommen, daß sie für dieselben beten, Opfer darbringen, Almosen spenden und stellvertretende Werke der Genugthuung verrichten. Eine ewige Verdammung kennt der Brahmane nicht. Die in den heiligen Schriften geschilderten Höllenstrafen sind unaussprechlich entsezlich. Die Verdammten werden auf alle denkbare Weise gepeinigt und gemartert.

Nachdem der Mensch gestorben ist, sendet Yama seine Diener, damit sie die Seele gleichsam arretieren und vor seinen Richterstuhl schleppen, gerade so, wie die löbliche Gendarmerie einen Verbrecher arretiert und ihn vor den Untersuchungsrichter stellt. Yamas Diener (so sagen die heiligen Bücher) ziehen die Seele aus dem Leichnam, binden sie mit Stricken und führen sie fort. Nur bei ganz frommen Menschen macht Yama selbst den Büttel, zieht die Seele auf manierliche Weise, doch stets mit einem Strick, aus dem Leichnam und führt sie ohne Daumenschrauben und Fußeisen vor seinen Richterstuhl. In dem berühmten Drama Mahabharata heißt es im V. Kapitel: „Dieser Gerechte, Schöne und Tugendhafte soll nicht von meinen Dienern ab-

geholt werden, deßhalb bin ich selbst erschienen. Darauf zog Yama mit Gewalt die mit einem Strick gebundene, folgsame, daumenlange Seele aus Satjawas Körper."

Oft streiten und reißen sich die Götter mit Yama um diese und jene Seele, wobei Yama in der Regel den Kürzeren zieht, d. h. seine Seelenschergen werden von den Hoflakaien Wischnus, Schiwas und anderer Götter durchgeprügelt, die geknebelte Seele wird ihnen entrissen und Yama um dieselbe geprellt. Im Krijajogasara, Kapitel XIV, ist eine höchst drollige Szene vorgeführt, die eine solche Seelenjagd veranschaulicht. Ich kann es mir nicht versagen, dieselbe dem wohlwollenden Leser vor Augen zu halten. Diese Szene gewährt einen tiefen Einblick in die indische Mythologie und Theologie. Also zur Sache!

Eine Frauensperson, die ein lockeres Leben führte, besaß einen Papagei, den sie den Namen „Rama" (eine Verkörperung Wischnus) auszusprechen gelehrt hatte. Nach dieser vorausgeschickten notwendigen Bemerkung lasse ich das heilige Buch reden: „Durch die bloße Nennung Ramas wurde jede, auch noch so schreckliche Sünde des Papageis und der Dirne vertilgt. Später, als sie, die Dirne und der Papagei, beide zu gleicher Zeit starben, schickte der Gerechtigkeitskönig (Yama) den Tschanda und seine andern Diener, um diese beiden, allen Sünden Ergebenen, zu holen. Da nahten, auf Befehl Yamas, alle seine Diener, Tschanda an der Spize, in großer Eile, Stricke und Hämmer in der Hand haltend. Nachdem die fürchterlichen Boten Yamas beide mit einem Riemen gebunden hatten, wollten sie, die Stäbetragenden, zu ihrer Behausung zurückkehren. Aber in diesem Augenblicke kamen auch die Boten Wischnus, Muschel, Speere und andere Waffen in den Händen tragend, die Wischnugewaltigen, um jene Beiden abzuholen. Als nun die Wischnudiener jene Beiden auf dem Wege, mit Stricken gebunden, sahen, sprachen sie zu den un-

seligen Boten Yamas also: ‚Wer seid ihr, unförmlich Gestaltete, mit Augen, gleich loderndem Feuer, und übermäßig langen Haaren, Langzähnige, mit Fellen Bekleidete? Warum führt ihr diese beiden Tugendhaften, deren Sünden sämmtlich getilgt sind, gebunden fort? Wessen Diener seid ihr?‘ Die Boten Yamas sprachen: ‚Wir sind die Untergebenen des Gottes Waiwaswata (Yama). Diese Beiden, die schreckliche Taten verübt haben, führen wir in Yamas Behausung.‘ Nachdem Wischnus Diener, deren Antliz blau war wie Lasurstein, diese Rede der Boten Yamas gehört hatten, lachten sie höhnisch aus vollem Halse und sprachen: ‚Die Rede, die wir von euch gehört haben, ist höchst sonderbar. Diese Beiden, die der Sohn der Sonne (Yama) bestrafen will, sind Verehrer Haris (Wischnus). Der Lebenswandel der Schlechten ist niemals erhaben, weil sie eifrig bemüht sind, den Guten Böses zuzufügen. Die Schlechten halten den Lebenswandel der Verbrecher für vortrefflich; das nicht Verbrecherische sehen sie aber in ihrer Meinung für etwas Schlechtes an. Die Guten halten die ganze Welt für sündelos, die Lasterhaften dagegen halten alles für schlecht. Die Gerechten freuen sich, wenn sie von der Tugend der Guten hören, die Schlechten aber freuen sich, wenn sie von den Lastern der Ruchlosen hören. So sehr sich jedoch die Schlechten freuen, wenn sie von einer Missetat hören, so freuen sie sich doch darüber auch wieder nicht, wenn sie Hunderte von Gold-Bhara erhalten. Groß ist die Täuschungskraft des hochgeistigen Wischnu, die Schlechtgeistigen üben das Laster, das ihnen selbst Qual bereitet.‘ Als die Boten Wischnus mit den ihren Herrn Verehrenden (der Dirne und dem Papagei) gesprochen hatten, lösten sie deren Stricke mit der Spize des Speeres. Dabei schleuderten die Abgesandten Yamas, die vor Zorn wie Kohlen glühten, Haufen von glühenden Kohlen auf jene. Nachdem Tschanda die Worte der Wischnudiener vernommen

hatte, geriet er in Wut und sprach zu den gewaltigen Boten Wischnus also: ‚Einen der Sünde ergebenen Papagei und eine lasterhafte Dirne zu holen, wurden wir abgesandt. Wenn ihr nun diese Beiden hinwegführen wollt, so müsst ihr zuvor mit uns kämpfen.‘ Als der starke, waffentragende Bote Yamas so gesprochen hatte, erfüllten die übermütigen Yamaboten alle Regionen mit Kriegsgeschrei; die großgeistigen Boten Wischnus aber, an deren Spize Suprakasa stand, ließen die Welt von lieblichen Muscheltönen wiederhallen. Darauf wurden die Wischnudiener von den gewaltigen Yamadienern in fürchterlichem Kampf mit bogenentsandten Pfeilen überschüttet. Einige schleuderten im Zorne Keulen, andere Lanzen, andere Streitäxte und wieder andere Wurfscheiben im schweren Streite. Die kriegerischen Wischnuboten zerbrachen aber alle von jenen geschleuderten Waffen. Da wurden von den Boten Bhagawans (Wischnus) einigen von den Yamadienern mit der Schärfe des Speeres die Füße, und andern die Arme abgeschlagen. Einige Yamadiener stürzten mit abgeschlagenen Häuptern, andere mit zerschmetterter Brust, mit Blut übergoßen, leblos dahin. Einige Yamaboten liefen mit einem abgehauenen Fuße, andere mit einer abgeschlagenen Hand kampfunfähig aus der Schlacht. Als Tschanda sah, daß seine Untergebenen die Flucht ergriffen, stürzte er sich, mit dem Bogen in der Hand, voll Zornes in den Kampf. Der erhabene Tschanda, der Vorzüglichste unter den Yamadienern, erschlug mit der Streitaxt die Diener Wischnus zu Hunderten. Da überschütteten die in Wut geratenen Boten Wischnus Tschanda, den Wutgewaltigen, mit einem Hagel scharfer Geschosse. Der von Blut überronnene Tschanda verwundete nun die Boten Wischnus der Reihe nach mit der Streitaxt. Die von Tschanda im Kampf verwundteten Boten Bhagawans verloren die Besinnung und flohen hinter Suprakasa. Jezt eilte der gewaltige Suprakasa, der einer Tschinarose ähnliche

Augen hatte, voll Zorn in den Kampf; er schwang eine Keule mit den Händen, um mit derselben zu fechten. Dieser riesige, dem Wischnu an Kraft gleiche Suprakasa schlug mit seiner Keule grimmig gegen die Streitaxt Tschandas. Aus der Streitaxt, die Tschanda in seinen Händen hielt, und die allen, die sie sahen, Furcht einflößte, stieg eine mächtige Flamme empor, der stinkender Dampf entquoll. Aus Suprakasas Keule aber entlud sich, nachdem Tschandas Streitaxt sie getroffen hatte, ein funkensprühender Feuerregen. Nun schlug Tschanda mit seiner Streitaxt wütend auf den gewaltigen Suprakasa los; dieser aber hieb, seinen Schmerz vergessend, ingrimmig auf Tschanda, den Diener Yamas, mit seiner Keule ein. Endlich sank Tschanda, von jenem schwer verwundet, blutumflossen und betäubt zu Boden. Da erhoben alle Yamadiener ein Wehgeschrei, rannten herbei, hoben den ohnmächtigen Tschanda empor und trugen ihn unter Verwünschungen vom Schlachtfelde. Die Wischnudiener bliesen aber triumphierend ihre Muscheln. Nun bestiegen jene beiden (die Dirne und der Papagei) den von Flamingos gezogenen Wagen, und alle gingen auf dem Aetherpfade zur Stadt Wischnus." Wer staunt nicht über diese Märchen und Fabeln, über diese faustdicken Lügen und kolossalen Bären, welche die indische Mythologie, die sogenannten heiligen Bücher, respektive die Brahminen, welche dieselben verfasst haben, dem hypergläubigen Hindu aufbanden. Wer diese Szene gelesen, wird sich nunmehr auch nicht mehr darüber wundern, daß es, laut Hindu-Lehre, in der andern Welt Doktoren gibt, nur, scheint es mir, sind 2 oder, wie mehrere mythologische Schriften berichten, 3 Doktoren (der dritte soll sich, wahrscheinlich auf seiner Visitenkarte, Dhanwantara oder Dhanwantaris geheißen haben) für ein so rauflustiges und versoffenes Gesindel von Brahmâ abwärts bis zu den erwähnten Janitscharen, Mameluken und Folterknechten Yamas, viel zu wenig.

Ich habe in der indischen Mythologie nur 2 Dinge gefunden, die mir konvenierten, denen ich mein Plazet erteilte, nämlich: 1. daß die Göttin Bhawani (auch Parwani, Kali, Durga ꝛc. genannt, die Schiwas Gemalin war,) gewöhnlich so dargestellt wird: sie sizt auf einem Wagen, der von Gänsen gezogen wird. Von dieser Darstellung mag sich der Gebrauch herdatieren, daß man eine eitle, aufgeblasene dummstolze Frauensperson sehr bezeichnend „dumme Gans" nennt. 2. Schiwa, der Hauptgott in der Götterstadt Benares, vertraute die Verproviantierung der ungeheuer großen Stadt und der zahllos dort zusammenströmenden Wallfahrer der Göttin Anapurna (auch Amaburna genannt) an. Diese Göttin besaß dortselbst einen großen Tempel mit sehr geräumigen Vorhöfen, in welchen, ihr zu Ehren und zur Bezeichnung ihres Amtes und Berufes, sehr viele Kühe gehalten wurden. Die Kuh war bekanntlich von jeher das Sinnbild der Ernährung. Aber man stattete Amaburna noch mit einem Sinnbilde aus, nämlich mit einem — Kochlöffel, sie wurde, einen Kochlöffel in der Rechten haltend, dargestellt — der Kochlöffel war das unübertreffliche Sinnbild ihres Berufes und ihrer Würde. Ich habe auch nirgends gelesen, daß Amaburna sich ihres Symbols geschämt, oder daß sie, was ihr, als einer Göttin, sehr leicht möglich gewesen wäre, ihr sehr passendes Sinnbild voll Entrüstung aus der Hand geschleudert hätte. Möchte doch das weibliche Geschlecht dessen eingedenk sein und bleiben, daß Gott, der wahre, allweise Gott, ihm die Führung des Hauswesens, namentlich die Wirtschaft in der Küche anvertraut und ihm, als sprechendes Sinnbild dieses Berufes, den Kochlöffel in die Hand gedrückt hat! Die Handhabung des Kochlöffels ehrt das weibliche Geschlecht unaussprechlich mehr als 100 Ordensbänder und 1000 von Diamanten strahlende Dekorationen. Sollten aber vielleicht einige Leserinen über diesen meinen Ausspruch die Nase

rümpfen und über die oben ausgesprochene Zumutung verächtlich die Achsel zucken, so sei ihnen hier aus der indischen Geschichte ein Beispiel, ein Muster und Vorbild von Fleisch und Blut vor die Augen gehalten, eine Kaiserin nämlich, die sich des Kochlöffels nicht schämte.

Nasir-ed-din, mohammedanischer Kaiser von Indien, war ein ausgezeichneter Regent und Familienvater. Er hatte nur Ein Weib und lebte sehr nüchtern und mäßig und führte eine über alle Maßen einfache, bürgerliche Hofhaltung. Seine Frau war von gleicher Denkungs- und Gemütsart und führte die kleine Haushaltung ganz allein ohne Mägde oder Dienstboten. Eines Tags verbrannte sich diese ausgezeichnete Kaiserin und vortreffliche Hausfrau mehrere Finger beim Brodbacken. Nun bat sie ihren Gemal, zu erlauben, daß sie eine Magd halten dürfe. Nasir-ed-din erwiderte ihr aber: „Ich bin nur der erste Regierungsbeamte und der oberste Verwalter des Staatsschazes, und darum darf ich demselben keine unnötigen Ausgaben aufbürden. Fahre also fort, mit verbundenen Fingern die Haushaltung zu führen, und Gott wird dich dafür belohnen.“ Und die folgsame Kaiserin fuhr fort, ohne Magd die Haushaltungs-Geschäfte zu besorgen. Wenn ich Geschichtschreiber wäre, würde ich, ohne alles Bedenken, diese Kaiserin „die Große“ nennen.

Da wir uns gerade vorhin im Geiste nach Benares begeben haben, so wollen wir uns noch einige Zeit alldort aufhalten, um den brahmanischen Aberglauben aus dem Fundament kennen zu lernen. Benares (Altindisch Waranasi genannt) ist nämlich ein wahres Brutnest des grassesten Aberglaubens. Benares wird kurzweg: „die heilige Stadt“ genannt, und sie verdient auch, vom Standpunkt des Brahmanismus betrachtet, diesen Titel.

Benares hat 1454 große und kleine Pagoden (Tempel), von denen cira 1000 dem Schiwa geweiht sind, und 272

Moscheen! Es ligt in einem heiligen Bezirk oder Kreis, dessen Durchmesser zehn englische Meilen breit und dessen Peripherie 50 englische Meilen lang ist. Dieser heilige Kreis, den eine Straße bezeichnet, heißt „Pantsch-Kosi-Straße" (Pantsch = 5, Kosi = Wegmaß von 2 englischen Meilen.) Jeder Wallfahrer muß diesen Weg von 50 englischen Meilen = 17 Stunden, innerhalb wenigstens 6 Tagen barfuß zurücklegen. Niemand darf während dieser Wallfahrt Betel kauen oder rauchen. Jeder Wallfahrer muß sich 15 Tage in Benares aufhalten und während dieser Zeit alle hervorragenden Heiligtümer besuchen. Wer innerhalb des heiligen Gürtels, der Benares umgibt, stirbt, wird unfehlbar selig, seie er nun Brahmane, Mohammedaner, Parsi, Jud, Buddhist oder Christ. Als ich anno 1872 Benares besuchte, zählte es 173.325 Einwohner, und von diesen waren nicht weniger als 25.000 Brahminen, denen 8000 Häuser gehörten. Bereits alle brahmanischen Fürsten besizen eigene Häuser in Benares und halten sich jährlich einige Zeit dort auf. Die Zahl der Wallfahrer, die jährlich Benares besuchen, beträgt mindestens ½ Million. Die Zahl der Bettler und Büßer ist Legion in Benares. Alle Gözen des Hindu-Pantheons werden in Benares verehrt, doch ragt unter allen Schiwa hervor, der auch Hauptpatron der Stadt, der Pagoden und der Pantsch-Kosi-Straße ist. Da ihm aber die Last dieses wichtigen Amtes zu schwer ist, so hat er einen Teil derselben dem Gotte Bheronat auf die Schultern gelegt. Bheronat ist gleichsam der Adjutant und Intendant Schiwas. Auch er besizt eine Pagode in Benares. Man opfert ihm besonders Zuckerwerk, das die Gestalt eines Hundes hat; denn Bheronat reitet auf einem Hund, dem Symbol der Treue, der Wachsamkeit und des Beistandes. Nachdem die Hindu Bheronat angebetet und ihm das erwähnte Opfer dargebracht haben, schlagen sie mit der flachen Hand auf die große Glocke, die

in der Vorhalle der Pagode hängt, um dadurch Bheronats Aufmerksamkeit auf die ihm dargebrachten Opfer zu lenken. Als ich diese Pagode verließ, schlug auch ich, obgleich ich weder Hindu war, noch geopfert hatte, kräftig auf die Glocke, was mir aber einen mißbilligenden, zornigen Blick der anwesenden Brahminen zuzog. Einer derselben erhob sogar drohend die Hand gegen mich und warf dem Gözenbild einen herausfordernden Blick zu, der, sprachlich ausgedrückt, offenbar sagen wollte: Bheronat muß und wird gewiß diesen Frevel rächen. Nun, bis dato ist nichts dergleichen geschehen. Schlimmer hätte es mir beim

Mankarnika-Brunnen ergehen können. Ich besuchte auch dieses Heiligtum der Brahmanen. Es befindet sich an einem engen, düsteren, unreinlichen Orte. Die Legende berichtet von diesem Brunnen: Wischnu selbst habe diesen Brunnen mit seinem Speere gegraben und dann mit seinem Schweiße gefüllt. Später habe Schiwa sich desselben bemächtiget, wobei ihm ein Ohrring (Mankarnik) in die Tiefe fiel. Das Wasser dieses Brunnens besizt die Kraft, alle Leiden des Körpers zu heilen und alle Sünden zu tilgen. Es ist aber keine Kleinigkeit von demselben zu trinken; denn es ist ganz trüb und dick und stinkt pestilenzialisch. Es werden nämlich, weil dem Wasser selbst göttliche Ehre erwiesen wird, täglich zahllose Blumen, Tulasi, Tschameli (eine Art Jasmin), orangegelbe Gendablumen, Sametblumen (tagetes) 2c. in denselben geworfen und gehen dann in demselben in Fäulnis über. Zahllose Sperlinge nisten in den Fugen der Quadersteine, mit denen der Brunnen aufgebaut ist; aller Unrat dieser Vögel fällt in das Wasser, und kommen überdieß viele junge Sperlinge, die sich zu früh aus dem Neste wagen und nicht bis zur Öffnung des Brunnens emporfliegen können, in dem Wasser um. Die Luft der nächsten Umgebung dieses scheußlichen Brunnens ist verpestet. Aber troz all dem besprengen sich

die Brahmanen mit dieser Pestilenz-Flüssigkeit, sie trinken dieselbe sogar, füllen damit Gefäße (Flaschen), nehmen sie als Universalmittel in ihre Heimat mit und gebrauchen sie dort gegen Leibes- und Seelenpresten.

Hart neben der Brunnenverschalung sitzt beständig ein Brahmine, der ein Aspergill (einen sogenannten Sprengwedel) in der Hand hält und denselben einem jeden Pilger darreicht, damit er sich mit „heiligem“ Mankarnika-Wasser besprengen kann. Nimmt ihm aber ein Pilger das Aspergill nicht aus der Hand, so vollzieht derselbe (der Brahmine) diese religiöse, alle Sünden tilgende Zeremonie an ihm: er besprengt den Pilger mit dem kostbaren Naß. Neben ihm steht ein Eimer, der Mankarnika-Wasser enthält, mit welchem das Aspergill befeuchtet wird. Aus eben demselben Gefäß schöpft der Brahmine den wunderbaren Trank, sofern ein Pilger den Wunsch äußert, von dem, alle Sünden tilgenden und alle Presten heilenden Wasser zu trinken. Hier werden auch die Gefäße gefüllt, in denen das wunderbare Elixier und die geheimnisvolle Panacee nach allen Himmelsgegenden hinausgetragen wird, um Segen über ganz Indien, vom Himalaya bis zum Kap Komorin und vom Indus bis zum bengalischen Meerbusen herabzuträufeln. Armes Indien! Nachdem ich mit großer Selbstverleugnung, aber auch mit ebenso großem Ekel in den etwa 6 Meter tiefen Brunnen hinabgeschaut, wobei mir eine Schar rätschender Sperlinge frech um den Kopf flog, und nachdem ich eine volle Ladung der aus der Tiefe aufsteigenden mephitischen Dünste eingeatmet, wandte ich mich gegen den Brahminen, der mir, in der Meinung, ich wolle mich mit dem verpesteten Wasser besprengen, das Aspergill darreichte. Ich nahm dasselbe auch in die Hand, doch selbstverständlich nicht in der Absicht, mich damit zu besprengen, sondern um mit allem courage daran zu riechen; ich wollte mich nämlich vergewißern, ob das Wasser in dem

Eimer wirklich aus dem Brunnen geschöpft worden sei, in welchen ich soeben hinabgeblickt hatte. Ich erreichte auch durch das vorgenommene Experiment meine Absicht: es war über jeden Zweifel erhaben, daß das Spreng- und Trinkwasser des Eimers dem Brunnen entnommen war. Freilich musste ich die mit der Nase angestellte chemische Untersuchung bitter büßen, da ein unaussprechlicher Ekel mich fieberhaft durchbebte und beängstigend würgte. Es war mir des Ekelhaften schon vieles unter die Nase gekommen, aber noch niemals ein derartiges Original-Patschuli. Der furchtbare Gestank erschütterte mein ganzes Nervensystem; es schlug mich so heftig zurück, daß ich taumelte und in die Worte ausbrach: Pfui Teufel! Der Brahmine verstand allerdings nicht deutsch, allein mein Gebärdenspiel und meine Gesten verdolmetschten ihm meine Worte bis zur Unmöglichkeit eines Mißverständnisses — er witterte die, seinem Gotte von mir angetane Schmach: Schiwas heiligem, wundertätigem Wasser mit den Worten „Pfui Teufel" ein schlechtes Prädikat, z. B. abscheulich, miserabel oder impertinent, beigelegt zu haben, und darum schnellte er empor, entriß mir hastig das Aspergill und verriet die Absicht, mir, zur Sühnung meines Frevels, entweder die volle Ladung der Pestilenz-Essenz ins Gesicht zu schleudern oder das wuchtige Aspergill um die Ohren zu schlagen; denn unheimlich funkelten seine Augen, Blitze sprühend durchbohrten sie mich; seine Augenbrauen zogen sich dräuend zusammen; seine Stirnader über dem Nasensattel schwoll blutstrozend auf; seine Lippen bebten, seine Hand umfasste krampfhaft das Aspergill — alles deutete auf Sturm. Nur Geistesgegenwart und Kühnheit konnten diesen Sturm beschwören und mich aus der fatalen Situation erlösen. Ich richtete mich darum auf, nahm eine militärisch-stramme Haltung an und sagte feierlich zu dem erbosten Brahminen: Hold! I am Padre Saheb at Secrole-Benares! das heißt: Halt! ich bin

Priester zu Sekrole-Benares! Die christlichen Priester heißen nämlich in Indien Padre Saheb, und Sekrole-Benares ist der Stadtteil, in welchem die Europäer, die Engländer, wohnen, wo sich die englischen Regierungs-Behörden und die Kasernen befinden. Meine Worte brachten den Brahminen zur Räson und flößten ihm Respekt und Furcht ein. Er ließ die mit dem Aspergill bewaffnete Hand sinken, verneigte sich demütig und sagte: «I beg your pardon!» d. h. Ich bitte Sie um Verzeihung. Ich war also der Justifizierung (Züchtigung) durch einen Brahminen entronnen, und das Mankarnika-Wasser musste das „Pfui Teufel!“ auf sich sitzen lassen. Es nimmt mich nur Wunder, daß nicht alle, die von dem in Fäulnis übergegangenen, stinkenden und ekelhaften Wasser des Mankarnika-Brunnens trinken, an bösartigen Fiebern, an Cholera, Dyssenterie und Blutvergiftung erkranken; solche Fälle kommen allerdings häufig vor, allein das bringt den Mankarnika-Brunnen keineswegs in üblen Ruf und schreckt die Brahmanen nicht vom Gebrauche seines Wassers ab, und zwar aus dem einfachen Grund, weil jeder, der in Benares stirbt, unfehlbar selig wird. Sie betrachten es deßwegen für eine ihnen von den Göttern erwiesene große Gunst und Gnade, sowie für ein großes Glück, in Benares von einer tödlichen Krankheit ergriffen zu werden und dort sterben zu dürfen. Der Brahmane fürchtet nur zwei Übel: ausgekastet zu werden und nach dem Tode durch zahllose Wesen wandern zu müssen. Von beiden Übeln befreit ihn der Tod in Benares; denn dort wird er von allen Sünden befreit, die möglicher Weise die Auskastung nach sich ziehen könnten, und zugleich wird er der Gefahr überhoben, nach dem Tod der Seelenwanderung überantwortet zu werden, da seine Seele, vom Leibe befreit, direkt in den Himmel eingehen darf.

Ein Glanzpunkt des brahmanischen Aberglaubens soll den würdigen Schluß dieses trostlosen Abschnittes bilden.

Der Gouverneur von Bombay hat in dem hochgelegenen Puna eine Sommerresidenz, vor der selbstverständlich Tag und Nacht eine Schildwache steht. Es hatte sich nun der Glaube verbreitet, verstorbene frühere Gouverneure giengen dort zu gewissen Stunden der Nacht, in Gestalt von Schakalen, Hunden und Kazen, als Geister in der Absicht um, die Ausführung der von ihnen gegebenen Befehle zu kontrolieren. Für die Native-Soldaten (eingeborene Soldaten, gewöhnlich Sipahis genannt) war es nun selbstverständlich, daß sie des Nachts, wenn sie vor der Residenz Schildwache standen, vor allen Schakalen, Hunden und Kazen, die an ihnen vorübergingen oder in ihre Nähe kamen, das Gewehr präsentierten. Solches war anfänglich ein nur von den Sipahis eigenmächtig eingeführter Gebrauch, allein er wurde bald vorschriftsmäßig geübt, da die Native-Offiziere der untern Rangklassen ebenso abergläubig wie die gemeinen Soldaten sind, und ihren Untergebenen befahlen, des Nachts vor den genannten Tieren das Gewehr zu präsentieren, da in deren Gestalt die früheren Gouverneure geisterten. Als das englische General-Kommando von diesem unsinnigen, aber ächt indischen Gebrauch Kenntnis erhielt, befahl es aufs strengste, diesen eingeschlichenen Unfug abzustellen; allein die Sipahis wollten die Sache besser als der Generalstab verstehen und präsentierten des Nachts nach wie vor das Gewehr vor jedem sich zeigenden Schakal und Hund sowie vor jeder promenierenden Kaze. Nun musste die vorgesezte Militärbehörde mit strengen Strafen einschreiten, um für ihre Befehle Gehorsam zu erzwingen. Ich bin aber fest überzeugt, daß die Sipahis noch heutzutag das Gewehr präsentieren, wenn die genannten Tiere in der Geisterstunde an ihnen vorbeigehen, sofern sie nämlich sicher sind, daß ihr Ungehorsam nicht zur Anzeige kommt.

2. Götzendienst und Gebet.

Wir Christen verstehen unter Gottesdienst: die regelmäßig wiederkehrende und gemeinschaftlich abgehaltene Gottesverehrung, bei den Brahmanen hat das Wort Gottesdienst aber eine andere Bedeutung; denn es gibt bei ihnen keinen regelmäßig wiederkehrenden Wochentag, an welchem die betreffende Gottheit gemeinschaftlich verehrt wird. Die Wischnuiten und Schiwaiten feiern während des Jahres gewisse Feste, wobei sie sich in den Vorhöfen oder Vorhallen der Pagoden versammeln, den Gesang der religiösen Hymnen anhören, den Tanz der Pagodentänzerinen, die Lasikas, Nartikas, Natis, Bajaderen oder Natsch-Mädchen, und wenn sie zugleich Sängerinen sind, Dewadasis heißen, ansehen, Opfer darbringen, z. B. Ziegen, Schafe, Öl, Früchte, Zuckerwerk, Blumen u. s. w., sich vor dem Götzenbild, das sich gewöhnlich in einer horizontalen Vertiefung oder großen Nische befindet, öfters verneigen und ihm ihr Gebet vortragen. Den Schluß des Götzendienstes oder Festes bildet in der Regel eine Prozession, bei der musiziert, gesungen und getanzt und das betreffende Götzenbild mit herumgetragen wird. Die Pagodentänzerinen rekrutieren sich auf folgende Weise: Eltern, die mehrere Mädchen haben, bestimmen eines oder zwei derselben zum Pagodendienst, sie übergeben sie den Brahminen, und diese lehren sie lesen, schreiben und singen und führen sie in den heiligen Dienst ein. Das Tanzen lehren sie die älteren Natschmädchen. Die Bajaderen führen ein sehr lockeres Leben, was ihnen aber in den Augen des Volkes keinen Abtrag tut; denn Zucht und Sitte, Schamhaftigkeit und Keuschheit sind bei den Hindu eine unbekannte Größe. Werden ja alle Götter durch Begehung unzüchtiger Handlungen verehrt! Sind doch die in den Pagoden sich befin-

denden Bilder in hohem Grade unanständig und sehr viele Lieder, die beim Gözendienst und bei den Prozessionen gesungen werden, höchst anstößig und frivol.

Die Opfer werden den Göttern fast ausschließlich in der Absicht dargebracht, dieselben gleichsam zu nötigen, zu zwingen, sich dem Opfernden dienstbar zu machen, d. h. seine Wünsche und Bitten zu erfüllen. Wenn alle bei der Darbringung von Opfern, namentlich bei Tieropfern, von den Brahminen zu beobachtenden Zeremonien vorgenommen werden, wenn das Opfer rituell ganz richtig, fehlerfrei und untadelhaft dargebracht worden ist, so ist der Göze gleichsam vertragsmäßig verpflichtet, auf das Anliegen des Opfernden einzugehen und dessen Bitte zu erfüllen. Das beim Opfer vom Brahminen zu beobachtende Zeremoniell und die dabei von eben demselben zu verrichtenden Gebete sind mit der minutiösesten Pedanterie (kleinlichen Schulfuchserei) vorgeschrieben und müssen mit der peinlichsten Akkuratesse (Genauigkeit) beobachtet werden. Fehlt dabei auch nur ein Jota, oder wird eine anscheinend sehr untergeordnete und willkürliche Vorschrift nicht beobachtet, so hat das Opfer keine Geltung und Wirkung — es muß darum wiederholt und in ganz mustergiltiger Form vollzogen werden.

Die Gebete, die bei Darbringung von Opfern verrichtet werden, sind ungemein hochtrabend, schwülstig und breit. Das ist aber auch bei allen andern Gebeten der Fall. Von kindlicher Einfalt, edler Würde und liebender Hingebung findet sich in den Hindu-Gebeten keine Spur. Alles ist Phrasengeklingel und theatralischer Pathos. Ich führe beispielshalber zwei derselben an. Im Krijajogasara, XXI. Kapitel, wird empfohlen, an Wischnu folgendes Gebet zu verrichten: „Dem auf einem goldenen Sessel Sizenden, dessen Busen mit der meerentsprossenen Göttin geschmückt ist, dessen Körper wie vom Glanz einer blizstrahlendurchglühten Wolke schimmert,

ihn, der stets mit den 4 großen goldenen Armspangen glänzt und Waffen in der Hand trägt, ihn, den Lotusäugigen, der den Lichtaufgang des Antlizes der Kris (seiner Gemalin) sieht, ihn verehre ich stets mit schüchternen Seitenblicken. (Hier hat eine kurze Meditation stattzufinden.) Komme, o erhabener Gott, o Gatte der Kris, begleitet vom Glücke! Bei diesem Gelübde für dich, ist dir stets Verehrung durch eigene Andacht zu erweisen. Verweile, o Weltenherr, mit der, alle Schönheit besizenden Lakschmi (ein anderer Name der Gemalin Wischnus) auf diesem Tronsessel, so lange ich dir meine Huldigung darbringe! (Nun ist Wischnus Bildnis, nachdem es vorher gebadet und gesalbt worden war, aufzustellen.) Erhabener Narajana (Wischnu), du, dessen Ruhm in allen Welten gefeiert wird, dir sei alle Ehre, Allwissender, von den höchsten Göttern Verehrter! Nimm dieses duftende Fußwaschwasser, das kühlende, reinigende, das den Staub von den Füßen abwascht, an, o Götterherr Narajana! Wischnu! Ich gebe dir Weihwasser mit Durwagrasblättern und ganzen Reiskörnern, o Lotusäugiger! Ich gebe dir dieses reinigende Mundspülwasser, nimm es an, o höchster Beseliger, du Erhöher der höchsten Wonnen! Mit dem von mir gespendeten Gewürz sei dein Körper verschönert, o Vernichter Dscharasandhas (eines indischen Fürsten, des Schwiegervaters des Königs von Mathura), Gatte Lakschmis! Nimm diese duftige, aufgeblühte Blume an, o Gott Haris, die in den blauen Gebirgen entsproßene, göttliche, o du mit göttlichen Edelsteinen Geschmückter! Diese einstens vom Weltschöpfer zur Erquickung aller Wesen geschaffene Opferspeise (Leckerbissen) gebe ich dir, o Wischnu und Lakschmi! Wiederum gebe ich dir zur Reinigung Mundspülwasser, du von den Menschenscharen Geehrter, Urschöpfer der Welten! Dieser Weihrauch wurde einst von Brahmâ zur Erhöhung der Wonne der Götter erschaffen, darum bringe ich dir denselben dar.

Diese, die Finsternisfülle vertreibende, mit Butter gefüllte Lampe sei dir genehm, Dschanardana (Wischnu), der du auf der Schlange Sescha ruhst. Dieses, die Hüften zierende Kleid nebst Obergewand und der heiligen Schnur gebe ich dir, o Götterfürst und Weltenherr! Vier Arten Reisspeise mit sechs süßen Saftarten werden dir mit Andacht dargebracht, nimm sie an, erhabenster Herrscher! Diesen, den üblen Geruch des Mundes vertreibenden, mit Safran und Khajar (wahrscheinlich cajanus) vermischten Betel nimm an, o Wischnu, Seligkeitspender, gemeinschaftlich mit Kris!"

Im X. Kapitel des genannten heiligen Buches heißt es:

„O Rama, Dunkelkörperiger, Wischnu, Narajana, Barmherziger, Dschanardana, Licht der Welt, nimm mir meine Sünden, Kesawa, du, gelbes Gewand Tragender, Unendlicher, Lotusnabeliger, Weltherr, Zwerg (die V. Verkörperung Wischnus), Tilger des Elends der andächtig Knieenden, sei mein Hort! Damodara (Strickumgürteter), bester der Jadu (ein König und Ahne Krischnas), heiliger Krischna, Meer des Erbarmens, Lotusäugiger, Götterfürst, Wasudewa (Wischnu war als Krischna-Verkörperung ein Sohn des Königs Wasudewa), schenke mir Gnade! Garudas (fabelhafte Vögel) im Banner Führender, Gowinda (d. h. Hirt, da Wischnu als Krischna auch Hirt war), Allerhalter, Keulenträger, eine Muschel in der einen und eine Lotusblume in der andern Hand Tragender, nimm mein Elend von mir! Du mit Lakschmi Kosender, Waikuntha (ein Beiname Wischnus), du mit emporwallendem Haar, bester der Götter, erhabenster der Geister, Feind Kansas und Kaitabhas (eines bösen Geistes, der aus dem Ohrenschmalze Wischnus entstanden war; es ist nämlich nichts so einfältig und sinnlos, daß es sich nicht einen Ehrenplaz in der indischen Mythologie erobert hätte), nimm mir die Furcht! O Gatte der Kris, Glückspender, Besizer der Kris, Glückseliger, Gemal der Kris,

Madhawa (der Süße), höchstes Wesen, höchstes Licht, sei meine Zuflucht, o Unsterblicher!" Dieses Gebet hat der Wischnuite zu verrichten, bevor er in der Pagode vor Wischnus Bild hintritt. Nachdem er dasselbe verrichtet, tritt er mit gefalteten, an die Stirne gelegten Händen vor das Götzenbild und betet: „Herr, Gatte der Kris, Krischna, Sohn Dewakis (einer königlichen Prinzessin, die Krischna geboren hatte), Erhabener! Erwache vom Schlaf, o Weltherr, der Tag ist angebrochen!" (Wie unaussprechlich fad und borniert — der Weltenherr schläft, er und seine Gemalin! Allein man wird einem Hindu eher begreiflich machen, daß 3 mal 4 = 13 ist, als daß seine Götter nicht schlafen, nicht Betel kauen und nicht essen und trinken.) Nun stelle sich der Fromme vor, der Sohn Dewakis und Lakschmi seien vom Schlafe erwacht und vom Lager aufgestanden, und darum bringe er dem Krischna eine herrliche, mit Wasser gefüllte, Mangoblättern ähnliche Schale zur Waschung des Gesichts und der andern Glieder dar. Hierauf lasse er durch den anwesenden Brahminen die Opferüberreste, das Nachtgewand und abgestandene Spezereien von Wischnus Schoß wegnehmen und reinige alsdann selbst den Tempel sorgsam mit einem neuen Besen. So viele Stäubchen dabei aus dem Tempel entfernt werden, so viele hundert Manwantara bleibt der Feger des Tempels in Wischnus Himmel. Wer den Tempel Wischnus säubert, und wäre er auch ein Gottesschänder, der geht zum höchsten Wohnsiz ein. Darauf bestreiche der Fromme das Haus Wischnus mit geriebenen Spezereien, Kuhdung und Wasser, den Narajana anrufend. Er wasche alsdann auf dem Vorhof seine Füße und gehe gereinigt in das Gotteshaus. Wer dasselbe mit ungewaschenen Füßen betritt, geht aller tugendhaften Werke, die er während eines Jahres verrichtet hat, verlustig. Doch damit genug, fast mehr als genug! Der Leser ist jezt wohl imstand, sich einen klaren Begriff vom

Götzendienst und Gebet der Hindu machen zu können. Bei der Beschreibung der Hindu-Feste muß ich ohnehin auf diesen Gegenstand zurückkommen. Ich will hier nur noch zwei von meinen indischen Erlebnissen anführen, die in diesen Abschnitt gehören.

Als ich mich in Bombay aufhielt, wünschte ich, von einem Mitglied der Brahminenkaste hohen Ranges ein kurzes Gebet an Wischnu oder Schiwa, an Indra oder Ganesa, an Yama oder Durga, kurz, an irgend eine hervorragende indische Gottheit in authentischer Weise gelehrt zu werden, d. h. ich wünschte, ein Mitglied der Brahminenkaste bete mir in der Sanskrit-Sprache ein kurzes Gebet vor und übersetze mir dann dasselbe möglichst getreu und wörtlich in die englische oder französische Sprache. Ich teilte meinen Wunsch dem ersten Minister im Jesuiten-Kollegium, wo ich wohnte, mit, und dieser hatte die Güte, nach Beendigung des Gymnasial-Unterrichtes, einen Schüler der obersten Klasse, der einer hohen Brahminenkaste angehörte, zu ersuchen, in mein Zimmer zu kommen, da ich eine Frage an ihn stellen wolle. Der Studiosus erschien, nach beendigtem Unterricht, auf meinem Zimmer und fragte, nachdem er sich vorher tief verneigt hatte, in französischer Sprache nach meinem Begehren. Er war von großer Statur, wohl genährt, nach indischer Weise sehr vornehm gekleidet und trug einen auffallend umfangreichen Turban, dessen Oberteil aber nicht rund war, sondern auf der rechten Seite eine starke Ausweitung hatte. Der Stoff, aus welchem der Turban gemacht war, schillerte in allen Farben und war verschwenderisch mit Goldfäden durchwoben. Die Hautfarbe des Studenten war hellbraun, seine Zähne vom Betelkauen dunkelrot und seine Fingernägel mit Sandelholz rot gefärbt. Er sprach sehr fließend und mit gutem Accent (Betonung) die französische Sprache. Seine Haltung war ungezwungen und sein Benehmen zeugte von Bildung und guten häuslichen Manieren. Nachdem ich demselben

meinen Wunsch vorgetragen, kam er sichtbar in Verlegenheit und zögerte kurze Zeit mit der Antwort, dann sagte er naiv lächelnd: „Den ersten Teil Ihres Wunsches kann und will ich recht gern erfüllen, aber die Übersezung des Gebetes stößt auf unüberwindliche Hindernisse.“ Da ich auf Grund dieser Worte vermutete, es möchte ihm etwa verboten sein, einem Christen, einem Europäer oder einem nicht-Brahminen ein Sanskrit-Gebet zu übesezen, fiel ich ihm in die Rede und sagte: Ihre Religion wird Ihnen wahrscheinlich verbieten, einem Christen ein Sanskrit-Gebet in irgend einer Übersezung mitzuteilen; sollte das der Fall sein, dann möchte ich Sie nicht dazu verleiten, etwas Ihnen Unerlaubtes zu tun. „Nein, nein,“ erwiderte er hierauf mit Eifer, „nicht das ists, was mich hindert, Ihnen ein Sanskrit-Gebet zu übersezen, sondern der Grund davon ist meine Unkenntnis der Sanskrit-Sprache. Bis jezt habe ich nämlich diese Sprache nicht gelernt, und ist es auch fraglich, ob ich dieselbe jemals lernen werde, da ich nicht beabsichtige, mich dem Priesterstande zu widmen. Ich habe längst gewünscht, die täglichen Gebete, die ich, bis vor einiger Zeit, gewissenhaft verrichtete, auch zu verstehen, weßwegen ich meinen Vater, der Priester ist, ersuchte, mir dieselben in die englische oder französische Sprache zu übersezen. Ich weiß nämlich bestimmt, daß mein Vater Sanskrit versteht und spricht. Allein meine diesbezügliche Bitte fand bei meinem Vater kein geneigtes Gehör. Er sagte kurz und bündig zu mir: ‚Schiwa und Bhawani verstehen die heilige Sprache der Veden sehr wohl. Es ist zur Erlangung ihrer Huld und Gnade nicht notwendig, daß du die Worte des Sanskrit-Gebetes verstehst. Du kannst auch ohne dieses Verständnis dasselbe mit Andacht verrichten‘. Wie wenig mich diese Antwort meines Vaters befriedigte, geht daraus hervor, daß ich von nun an die Sanskrit-Gebete mit Widerwillen verrichtete. Es empörte mich, in mir unverständlichen Worten

mit den Göttern reden zu sollen, und ich sagte zu mir: Wenn die Sanskrit-Gebete unserer Götter und vernünftiger Menschen würdig sind, warum soll ich denn nicht in ihr Verständnis eingeführt werden? Ich kann doch unmöglich ein mir unverständliches Gebet mit der Andacht und der Frömmigkeit, mit dem Glauben und Vertrauen verrichten, die mich beseelen würden, wenn mir das Verständnis der Worte aufgeschlossen wäre. Seit längerer Zeit nun verrichte ich überhaupt kein Sanskrit-Gebet mehr; denn ich bin aus vollster Überzeugung, mit Kopf nnd Herz, ein gläubiger Christ. Ich bedauere sehr, Ihren geäußerten Wunsch nicht erfüllen zu können." Tief ergriffen legte der Studiosus die rechte Hand an die Stirne, verneigte sich tief und verließ mein Zimmer. Ich erkundigte mich nun beim P. Rektor des Jesuiten-Kollegiums, Herrn Leiter, über die näheren Verhältnisse dieses merkwürdigen Hindu-Studenten und erhielt folgenden Aufschluß: „Der erwähnte Student, ein sehr talentvoller, fleißiger und braver Jüngling, ist der Sohn eines reichen und angesehenen Brahminen. Er lernte aus freiem Antrieb den katholischen Katechismus und die biblische Geschichte und ersuchte den Religionslehrer, ihn, gerade wie die katholischen Zöglinge, im Religionsunterricht examinieren zu wollen." Ich muß hier, behufs des Verständnisses des Nachfolgenden, erwähnen: Das Obergymnasium des Jesuitenkollegiums in Bombay wird von europäischen und eingeborenen Zöglingen besucht. Es befinden sich in jeder Klasse Christen, Katholiken und Protestanten, Brahmanen, Mohammedaner, Parsi und Juden, öfters auch Buddhisten, d. h., Anhänger der buddhistischen Dschaina-Sekte. Der Schulunterricht wird mit Gebet begonnen, bei welchem auch alle nicht-Christen stehen und eine ehrerbietige Haltung beobachten müssen. Es ist jedem nicht-christlichen Zögling freigestellt, sich am katholischen Religionsunterricht zu beteiligen und den Katechismus sammt

biblischer Geschichte zu lernen. Der erwähnte Hindu-Student lernte nun mit größtem Eifer Katechismus und biblische Geschichte und erhielt bei dem öffentlich abgehaltenen Examen stets eine sehr gute Note. Kurz bevor ich nach Bombay kam, hatte er bei der Religionsprüfung sogar den ersten Preis errungen. Daraufhin ließ P. Leiter, der Direktor des Gymnasiums, denselben auf sein Geschäfts-Zimmer kommen und sagte ihm: Es freue ihn sehr, daß er, obgleich Brahmane, den ersten Preis in der Kenntnis der christlichen Religion davon getragen habe. Er erlaube sich nun, bei dieser auffallenden Erscheinung, ihn zu fragen, ob er auch von der Wahrheit der christlichen Religion überzeugt sei? Auf diese Frage antwortete der Brahmine mit, vor Freude strahlendem Antliz: „Ich bin vollkommen vom Irrtum und Aberglauben des Brahmanismus und von der Wahrheit der christlichen Religion überzeugt! Ich gehöre nur noch äußerlich, infolge meiner Kaste und meiner Familienverhältnisse, dem Heidentum an, aber in meinem Innern, mit Geist und Herz, bin ich ein gläubiger, überzeugungstreuer Christ.“ Staunend vernahm P. Leiter dieses freimütige Bekenntnis und pries Gott im stillen, daß er diesen ausgezeichneten Jüngling erleuchtet hatte, damit er zur Erkenntnis der Wahrheit der christlichen Religion gelangen konnte. Selbstverständlich wollte P. Leiter nun auch wissen, ob der, dem Christentum anhängende Jüngling entschlossen seie, förmlich, öffentlich zum Christentum überzutreten? Er sagte daher zu demselben: Nachdem ihm Gott die große Gnade verliehen habe, das Heidentum als das zu erkennen, was es in Wirklichkeit ist, als Abfall von Gott, als Leugnung des wahren Gottes, als Thorheit, Verblendung und Aberglauben, als tiefste Versunkenheit in Unnatur, Laster und Greuel; wäre es offenbar Pflicht für ihn, auch äußerlich mit demselben zu brechen, d. h., ein Glied der christlichen Kirche zu werden. Nachdem

ihm Gott die erwähnte Gnade verliehen, verlange er gewiß auch, daß er sich über alle Vorurteile und Hindernisse hinwegseze, die seinem Übertritt zum Christentum sich entgegenstellen und denselben zu hintertreiben suchen. Der allmächtige und barmherzige Gott werde ihm auch hierin beistehen und helfen. Niedergeschlagen und traurig vernahm der Jüngling diese Worte und entgegnete seinem Vorgesezten: „Ich fühle und anerkenne die mir vorgehaltene Verpflichtung und würde mich freuen, in der Lage zu sein, ihr entsprechen zu können, allein die Ketten, die mich fesseln, sind zu stark, als daß ich sie sprengen könnte, und die Hindernisse, die sich vor meiner Konversion auftürmen, sind unübersteiglich. Wie Sie selbst recht wohl wissen, würde mein Übertritt zum Christentum die Ausschließung aus meiner Kaste nach sich ziehen. Ich würde mit Schimpf und Schande aus dem elterlichen Hause verstoßen, und Vater- und Mutterfluch würden mich treffen. Mein Weib und meine Kinder (der etwa einundzwanzigjährige Jüngling war nämlich schon verehelicht) würden mich verlassen, ich würde enterbt, heimatlos, verlassen, hilflos, verachtet nnd selbst von Tschandalas und Kulis gemieden und gehaßt. Mich über all Das hinwegzusezen, übersteigt meine Kraft, dieses Opfer ist gleichbedeutend mit Selbstvernichtung, mit moralischem, politischem, sozialem und finanziellem Tod. Ich bin überdieß der Ansicht, daß Gott dieses Opfer von mir nicht verlangt, denn sowohl die Bande, die den Sohn an das elterliche Haus, an Vater und Mutter knüpfen, als auch jene, die den Mann mit seinem Weib und den Vater mit seinen Kindern vereinigen, sind von Gott geknüpft, und ist es dem Menschen nicht erlaubt, dieselben aus einem scheinbar höheren Grunde zu lösen. Ich weiß wohl, daß Jesus Christus im Evangelium des heiligen Matthäus gesagt hat: ‚Wer Vater und Muter mehr liebt als mich ist meiner nicht wert, und wer den Sohn oder die Tochter mehr liebt als mich, ist

meiner nicht wert,' aber ich darf mit gutem Gewissen behaupten, daß ich Gott und seinen eingeborenen Sohn mehr liebe als Vater und Mutter, Weib und Kind. Und ebenso wenig ist mir unbekannt, daß der Heiland im Evangelium des heiligen Lukas den Ausspruch tat: ‚Wer seinen Vater und seine Mutter, Weib und Kinder, Brüder und Schwestern, ja sogar seine eigene Seele nicht haßet, der kann mein Jünger nicht sein', aber ebenso wenig ist mir unbekannt, daß der Heiland unter dem Haßen an dieser Stelle des Evangeliums offenbar nicht die Todsünde des Hasses, sondern den festen Willen verstanden hat, sich durch gar nichts in der religiösen Überzeugung und der Erkenntnis des wahren Gottes und seiner heiligen Religion irre und von der Liebe Gottes und der Beobachtung seiner Gebote abwendig machen zu lassen; und eben das tue ich nicht und werde es nie tun. Gott, der meine Verhältnisse kennt, Gott, der mein Herz durchschaut, weiß, daß ich durch den Glauben und die Begierdetaufe der christlichen Kirche angehöre, und ich lebe der Hoffnung, er werde von mir nicht verlangen, daß ich um den Preis meiner Existenz, um den Preis der Selbstvernichtung öffentlich zum Christentum übertrete. So oft ich zu Haus mit meinen Eltern und Geschwistern sowie mit meiner Frau und meinen Kindern die üblichen Gebete verrichte, wende ich mich nicht an die heidnischen Götter, sondern an die heilige Dreifaltigkeit, an Maria und die übrigen christlichen Heiligen und bringe ihnen das Opfer der Andacht und meines Herzens dar. Von dem heidnischen Gözendienst halte ich mich gänzlich fern und besuche öfters die christliche Kirche und wohne dem heiligen Meßopfer an. Sollte in meinen Familienverhältnissen eine Änderung eintreten, die es mir möglich macht, zum Christentum öffentlich überzutreten, so werde ich nicht versäumen, diesen Schritt zu tun. Einstweilen wird Gott meinen guten Willen für das Werk annehmen. Das Evangelium erzählt, daß

Joseph von Arimathäa und Nikodemus im geheimen Jünger Jesu gewesen, und daß sie des Nachts mit Jesu zusammengekommen seien. Jesus verlangte von ihnen nicht, daß sie öffentlich auf seine Seite treten und, wie die Apostel, vor der Welt ihm nachfolgten; sollte nun derselbe Heiland, dessen geheimer Jünger ich bin, von mir verlangen, daß ich mich öffentlich zu seiner Religion bekenne und dafür verstoßen, ausgekastet, verfehmt und gebrandmarkt werde? Ich glaube nicht. So Gott will, kommt die Zeit, und sie möge bald kommen, da ich ein vollberechtigtes Glied der heiligen, katholischen Kirche werden und mich all ihrer Gnaden und Segnungen teilhaftig machen kann." Der P. Rektor teilte diesen Wunsch und diese Hoffnung und gab dem für das Christentum hochbegeisterten Jüngling weise Lehren und Verhaltungsmaßregeln in betreff seiner schwierigen und verwickelten Verhältnisse.

Bald nach meiner Unterredung mit dem christgläubigen Studenten, begegnete ich demselben vor der Hauskapelle des Kollegiums. Es wurde gerade das hohe Weihnachtsfest gefeiert, und ich hatte um 7 Uhr die heilige Messe zu lesen. Als ich mich in die Kapelle begab, stand der Student vor der geöffneten Flügeltüre derselben; er hatte die Hände gefaltet und sah unverwandten Blickes auf den mit Blumen und Ziersträuchern reich geschmückten Altar. Auf seinem Antlitz tronte heilige Andacht, und strahlte jener Frieden, den die Engel auf Bethlehems Fluren allen Denjenigen verhießen, die guten Willens sind, aus seinen Gebärden. Als ich, nach dargebrachtem heiligen Meßopfer, die Kapelle wieder verließ, stand der Student noch vor derselben, und als er meiner ansichtig wurde, verneigte er sich tief und presste dann beide Hände auf seine Brust, womit er offenbar andeuten wollte, daß er das süße Jesuskind voll Verehrung und Liebe in seinem Herzen trage. Möchte die Stunde bald geschlagen

haben, in welcher ihm das unaussprechliche Glück zu teil wurde, in den Schoß der heiligen, katholischen Kirche aufgenommen zu werden und den, unter der Brodesgestalt wahrhaft, wirklich und wesentlich gegenwärtigen Heiland zu empfangen!

In Agra, einer Stadt von 149.000 Seelen, am Flusse Dschamana gelegen, begegneten mir, als ich eines Tags die Sehenswürdigkeiten der äußerst interessanten Stadt in Augenschein nahm, in der Nähe einer Pagode, vier Männer, die eine kranke Frau auf einer Bahre trugen. Dieselbe war ein Bild des Jammers, zum Skelette abgemagert und mit zitronengelber Haut überzogen. Ihre Physiognomie trug den Stempel völliger Entkräftung, eines langen hoffnungslosen Leidens und vieler ausgestandenen Schmerzen. Ich vermutete sogleich, die kranke Frau lasse sich in die Pagode tragen, um dort von dem betreffenden Gözen die Gesundheit zu erlangen und behufs dessen ein Opfer darzubringen, zu beten und beten zu lassen. Und was ich vermutet hatte, das traf auch ein: die Bahrträger gingen in die Pagode. Ich benüzte nun die mir sehr erwünschte und günstige Gelegenheit, den bei der Anrufung des Gözen und der Darbringung des Opfers üblichen Ritus, d. h. die religiösen Gebräuche und das Zeremoniell, kennen zu lernen. Ich ging also ebenfalls in die Pagode. Dieselbe stand in einem viereckigen Raum, der von allen Seiten mit einer sehr hohen Mauer umschlossen war. Innerhalb desselben waren breite, bedeckte Kolonnaden, die vor Regen und Sonnenstrahlen Schuz gewährten. Dem Eingang gegenüber erhob sich die eigentliche Pagode, aus einem sich nach oben verjüngenden Turme bestehend, der von außen mit zahllosen Figuren, Götter-, Menschen- und Tiergestalten, mit Arabesken und Schnörkeln, verziert war. Ein mit Marmorplatten belegter, breiter Weg führte zur Pagode. Über diesem Weg war ein Gerüst aufgestellt, das eine Welle

(Holzzylinder) trug, unterhalb welcher 10 große und kleine Glocken in der Weise aufgehängt waren, daß der größte Mann unterhalb derselben gehen konnte, ohne dieselben mit dem Kopf zu berühren. An Festtagen werden diese Glocken geläutet, und wird gleichzeitig eine schauerliche Musik mit Blasinstrumenten und Tamtam aufgeführt. Die eigentliche Pagode hat in der Regel folgende Größenverhältnisse: Die Basis bildet ein gleichseitiges Quadrat, die Länge einer Quadratseite verhält sich zur Höhe der turmähnlichen Pagode wie 1 zu 3; wenn also eine Seite der Basis 4 Meter mißt, so ist die Pagode 12 Meter hoch. Die Pagode zeigt zu ebener Erde, auf der dem Eingang zugekehrten Seite, einen offenen Raum, der mit einer tiefen Nische oder Muschelschale viele Ähnlichkeit hat, und dessen Hintergrund das Götzenbild einnimmt. Dieses ist in der Regel eine abscheuliche, ziegelrot oder dunkelblau angestrichene Fratze, die vier Arme und einen gewaltigen Schmerbauch hat. Der Götze Ganesa wird stets mit einem Elephantenkopf dargestellt, und ist das Bild der Göttin Durga der Inbegriff alles Häßlichen und Schauerlichen, das sich denken läßt. Ihre Hautfarbe ist schwarz, sie hat ingrimmige Augen, ein scheußlich verzerrtes Gesicht, aus dem Mund vorstehende, gekrümmte Zähne, s. g. Schweinshauer, von denen 2 aufwärts und 2 abwärts gerichtet sind; nicht selten trägt sie einen verwilderten Bart und eine Halskette aus Menschenschädeln, wirklichen oder nachgebildeten. Oft wird sie auch dargestellt mit einem abgeschlagenen Menschenschädel, aus dessen Hals sie Blut saugt, in der einen Hand, und mit der andern schwingt sie ein Schwert. Ja, ja, lieber Leser, 's ist schon recht, wenn es dich bei dieser Vorstellung der Göttin Durga ein wenig durchfröstelt und der grausige Ekel schüttelt, du dankst dann wahrscheinlich von ganzem Herzen und mit aufgehobenen Händen dem lieben Gott, daß du kein Hindu, kein Heide, kein Götzendiener, son=

dern ein Christ bist, der in einem würdigen, herrlichen Gotteshause betet: „Vater unser, der du bist im Himmel!“ und: „O gütige, o milde, o süße Jungfrau Maria, bitt für uns!“

Hinter der Götternische befindet sich noch ein Raum, eine Kammer oder ein Zimmer, wohin ich aber niemals vorgedrungen bin, da mich die Brahminen, wenn ich im Begriffe war oder nur den Willen verriet, jenen Raum zu betreten, mit aufgehobenen Händen und flehentlichen Gebärden baten, dieses Vorhaben nicht zur Ausführung zu bringen. Ein katholischer native-Priester, der mich eines Tags beim Besuche von Pagoden und Moscheen als Wegweiser begleitete, rief mir, als er mich vor dem Eingange des geheimnisvollen Gemaches zaudernd stehen sah, und während mich der Brahmine in der angegebenen Weise anflehte, dort nicht einzutreten, energisch zu: «Intra audacter, noli tardare, ne respicias istum servum diaboli!» d. h. Gehe kühn hinein, säume nicht, nimm keine Rücksicht auf jenen Teufels- (Götzen-) Sklaven! Aber trotz dessen ging ich nicht hinein, nicht weil mich Furcht davon abhielt, sondern weil ich das religiöse Gefühl des Brahminen und der anwesenden Hindu nicht verletzten wollte. Ich wußte ja ohnehin, welchen Zweck jenes Gemach mit dem „verbotenen Eingang“ hatte: es war das Schlafgemach des Götzen und seiner Dulzinea, ihr Bade- und Waschkabinet, ihr Boudoir und Toilettezimmer sowie das Magazin für Kultusgegenstände; ich wollte daher, um den Preis der Befriedigung meiner Neugierde, niemand beleidigen oder kränken.

Die erwähnte Frau ließ die Tragbahre mitten in dem breiten, mit Marmorplatten belegten Gange, gerade unter den Glocken und etwa 8 Schritte von dem Götzenbilde entfernt, niederstellen. Der Brahmine trat zu ihr hin und fragte sie nach ihrem Begehren. Mit schwacher, zitternder Stimme teilte sie ihm dasselbe mit und übergab ihm einen prachtvollen Blumenstrauß, Weihrauch, Betel und Bonbon für den

Gözen. Der Brahmine nahm diese Gegenstände in Empfang und legte sie vor dem Gözenbilde nieder, das ganz mit Blumen garniert war, aus denen blos der Kopf, der Hals und ein Teil der Brust des Idols hervorragten. Den Weihrauch legte der Brahmine auf die in der Nähe des Gözenbildes stehende Glutpfanne. Nun ließ sich die kranke Frau, die offenbar gichtkrank, leberleidend und mit der Abzehrung behaftet war, von zweien ihrer Träger etwas emporheben und sich ein Kissen unter den Kopf und die Schultern legen, damit sie das Gözenbild, das bereits zu ebener Erde stand, sehen konnte. Ich befand mich in ihrer unmittelbaren Nähe und beobachtete sie ganz genau. Sobald sie des Gözen ansichtig wurde, heftete sie ihre Augen mit hoher Verehrung, Andacht, Liebe und Vertrauen auf denselben. Dann berührte sie mit beiden Händen die Stirne, verneigte sich tief vor dem Gözen, presste die Hände auf die jammervolle Brust, faltete sie und streckte sie dann, flehentlich um Hilfe rufend, dem Gözenbilde entgegen, während sich ihre Lippen in halblautem Gebete bewegten. Ein reicher Strom von Tränen entquoll ihren Augen, ein tiefer Seufzer entrang sich von Zeit zu Zeit ihrer Brust, ihre Augen hingen mit Inbrunst, Sehnsucht und Hoffnung an dem Gözen, und bisweilen breitete sie die schauerlich abgemagerten, gänzlich fleischlosen Arme nach demselben aus, als wollte sie demselben mit Gewalt Mitleid einflößen und ihn zur Hilfeleistung bewegen. Diese Szene rührte mich bis zu Tränen, ich fühlte Mitleid und Erbarmen mit der armen, gequälten, hilfebedürftigen Person, es schmerzte mich heftig, daß sie den wahren Gott nicht kannte, daß sie in blindem Wahn und Aberglauben ihr Vertrauen auf ein lebloses, frazenhaftes Gözenbild sezte und ihre glühende Andacht, ihre innige Liebe und ihre sehnsüchtige Hoffnung an dasselbe vergeudete. Wahrlich, jenes heidnische Weib, von welchem uns das Evangelium Matthäi,

im XV. Kapitel, erzählt, sowie jene blutflüssige Israelitin, von welcher der nämliche Evangelist, im IX. Kapitel, berichtet, hatten keinen festeren Glauben an Jesus Christus und besaßen kein unerschütterlicheres Vertrauen zu ihm, als diese Hindu-Frau, davon legte ihr Aug, ihre Physiognomie und ihr ganzes Benehmen beredes Zeugnis ab — sie hätte wohl verdient, eine Christin zu sein und Erhörung zu finden. Tief ergriffen von Teilname und Wehmut, verrichtete ich für sie und an ihrer Statt ein, an Jesus Christus gerichtetes Gebet, das mir, ich sage es unumwunden, sehr von Herzen kam, ich empfahl das Marterbild seiner erbarmenden Liebe und bat den Heiland, ihr inbrünstiges und vertrauensvolles, an den Gözen gerichtetes Gebet, als an ihn selbst gerichtet, annehmen und erhören zu wollen.

Während ich meine sorgfältigen Beobachtungen anstellte, hatte ein Hindu eine Ziege herbeigeführt und dieselbe einem jungen, etwa 15jährigen Brahminenknaben übergeben, damit sie dem Gözen, nach dem Wunsch und Willen der kranken Frau, geopfert werde. Der Knabe band die Ziege vermittelst des Strickes, den sie um den Hals trug, an eine Säule der Vorhalle, und mit einem zweiten Strick, der um ihren Hinterleib geschlungen war und über den Rücken in der Richtung des Schweifes lief, an einen in der Erde befestigten Pflock, so daß sie sich nach keiner Seite bewegen konnte. Dann ergriff er ein etwa 25 Centimeter langes, sehr breites und scharfes Opfermesser und hieb der Ziege mit einem Streich den Kopf ab. Zwei große, herrenlose Hunde, wie sie im ganzen Orient sehr häufig angetroffen werden, leckten gierig und mit großem Wohlbehagen das aus dem Kopf und Rumpf der Ziege rießelnde Blut säuberlich auf. Von den geschlachteten Opfertieren wird stets ein Teil zu Ehren des Gözen verbrannt, der den Geruch des gebratenen Fleisches

sehr lieben soll, der andere aber gehört den Brahminen, die nur das Fleisch geopferter Tiere essen dürfen.

3. Kasten.

Es war in diesen Blättern schon öfters von den Kasten die Rede. Ich habe weiter oben auch schon erwähnt, daß, laut Hindu-Glauben, die Kasten ihre Entstehung dem Gotte Brahmâ verdanken, und daß sie durch die, Indien erobernden Arier dort eingeführt wurden, und zwar zuerst die Kriegerkaste und dann die Brahminenkaste. Nachdem diese zwei Kasten einmal vorhanden waren, bildete der Nachahmungstrieb, in Verbindung mit dem Eigennuz und der Selbstsucht, die Kaste der Waisya, und dann schufen diese drei Kasten aus Stolz und Hochmut die lezte Kaste: die Sudra. Wir wissen aus dem früher Mitgeteilten, daß der Buddhismus und manche innerhalb des Brahmanismus aufgetretenen Reformatoren das Kastenwesen bekämpften und rücksichtlich ihrer Anhänger wirklich abschafften. Wir wissen ferner, daß von den vier ursprünglichen Kasten drei, ihrem Namen nach, gänzlich verschwanden, die Kschatrya, Waisya und Suda, dagegen zahllose Kasten mit anderen Namen an ihre Stelle traten. An die Stelle der Kriegerkaste traten die Radschputs und an die Stelle der Waisyas und Sudras, so viele Kasten als es Gewerbe und Beschäftigungen gibt. Im Vasallenstaat Maissur zählt man nicht weniger als 486 Kasten, die gar keinen Verkehr miteinander haben, nicht miteinander essen oder trinken und noch viel weniger untereinander heiraten. Ja, selbst in jeder Kaste gibt es wieder viele Unterabteilungen, die streng von einander gesondert sind. Auf Grund der Volkszählung vom Jahre 1872 gab es in Madras unter 395.440 Einwohnern 200

Bettlerkasten! In Gudscharat, das zum größten Teil eine englische Provinz ist, zerfällt die Brahminenkaste in 160 Unterkasten! So unsinnig und lächerlich, so nachteilig und und ungerecht dieses Kastenunwesen auch ist, so fällt es im Ganzen und Großen den Hindu doch nicht ein, an dieser, durch die Religion eingeführten und durch sie geheiligten Einrichtung zu rütteln und diesen veralteten, lästigen und abscheulichen Zopf abzuschneiden. Selbst in den sehr zahlreichen untergeordneten Kasten, die am meisten durch das Kastenwesen benachteiligt werden, regt sich keine Opposition. Jede Kaste ist vielmehr bemüht und sezt alle Hebel an, in eine höhere Kaste emporzusteigen. Wurden doch die englischen Behörden schon oft von untergeordneten Kasten gebeten, ihre Aufnahme in die Brahminen- oder Radschputkaste durch Regierungsbeschluß auszusprechen! Ich will nun dem geneigten Leser zeigen, wie viele Widerwärtigkeiten, Nachteile, finanzielle Schädigungen und Gefahren das leidige Kastenwesen nach sich zieht.

Während ich im Jesuiten-Kollegium zu Bombay wohnte, holte ich mir oft Wasser, das sich auf demselben Gange befand, der in einige Schulzimmer führte. Das Wasser wurde vom Dienstpersonal aus dem laufenden Brunnen geschöpft, der sich vor der Eingangstüre des linken Seitenflügels des Kollegiums befand, in die Stockwerke hinaufgetragen und dort in große Krüge geschüttet, die auf Holzgestellen standen. Diese Krüge waren aus porösem Thon verfertigt und ließen das Wasser in untergestellte Gefäße sickern. Das in den Untertassen sich sammelnde Wasser war rein, hell und ziemlich kühl, da seine Temperatur durch schnelle Verdünstung um einige Grade herabsank. Zu diesem Zwecke waren die Gefäße dem Luftzuge ausgesezt. P. Rive, Minister des Kollegiums, überraschte mich nun eines Tages bei Verrichtung des Kuligeschäftes — des Wasserholens — und kapitelte mich deßwegen verdientermaßen ab. Er sagte in vollem Ernste:

„Das dürfen Sie in Zukunft durchaus nicht mehr tun, da unsere Hindu-Zöglinge daran Anstoß nehmen. Sie mögen für ihre Person sich darüber hinwegsezen, wir aber müssen diesen Kastenvorurteilen Rechnung tragen. Als Priester und Schriftsteller gehören Sie, nach der Ansicht unserer Hindu-Zöglinge, der Brahminenkaste an, wenn Sie aber von denselben beim Wasserholen gesehen werden, dann verlieren Sie in den Augen derselben Ihre Kaste und sinken tief hinab in jene der Parias, Pranguis oder Kulis; mit einem Kuli dürften wir aber, um unserer Zöglinge willen, keinen intimen Verkehr haben, d. h. weder essen noch trinken, noch spazieren gehen.“ Dagegen war nun in Indien gar nichts einzuwenden. Ich war also moralisch genötigt, mich von den Zöglingen des Obergymnasiums als Brahminen verzollen zu lassen und durfte kein Wasser mehr holen. Das Sprichwort sagt mit Recht: „Wer unter den Wölfen ist, muß auch mit ihnen heulen.“

Es gibt in Indien blos 4 eigentliche Universitäten, 3 alte und eine neue, nämlich: Madras, 1841 gegründet, Calcutta und Bombay, 1857 gegründet, und Lahor, erst 1877 gestiftet. Die Studenten der Universitäten wohnen nicht zerstreut in den genannten Städten, sondern gemeinschaftlich in einem Häuserkomplex, der zur Universität gehört. Studenten-Verbindungen, Burschenschaften, Kommerse, Kneipereien, Paukereien, Bummeln, Kollegschwänzen und ähnliche Gepflogenheiten deutscher, österreichischer ꝛc. Universitätsstudenten, kennt man in Indien absolut nicht. Dort heißt der akademische Bürger nicht Student vom Kneipen, Pauken, Bummeln und Pumpen, sondern vom ernsten, angestrengten Studieren. Jeder Student erhält sein eigenes Zimmer angewiesen. Konversations- und Rekreationssäle sind gemeinschaftlich. Die Speisesäle aber nach den Religionen getrennt, weil die Hindu nur mit den Genossen ihrer Kaste essen dürfen. Die Hindu-Studenten gleicher Kaste, Mutter-

sprache und Sekte bilden unter sich Vereine, behufs der Führung gemeinsamen Haushaltes, namentlich des Kochens, der Reinigung des Zimmers, der Kleider u. s. w. Zur Besorgung dieser Geschäfte stellt jeder Verein 5 bis 6 Kulis an. Die Hindu-Studenten, die fast ausschließlich der Bahminenkaste angehören, verrichten morgens, mittags und abends das vorgeschriebene Gebet, jeder auf seinem Zimmer, da es in diesen Universitäts-Konvikten keine Hauskapellen oder Kirchen gibt. Sie nehmen die vorgeschriebenen Waschungen vor und fasten an den festgesezten Tagen. Morgens um 9 Uhr wird ein Bad genommen, um 10 Uhr das Frühstück und um 6 Uhr abends die Hauptmahlzeit gehalten. Von 11—4 Uhr hören die Studenten die betreffenden Vorlesungen. Die allgemeinen Fächer, die an den indischen Universitäten gelehrt werden, sind: Geschichte, Algebra, Geometrie und Psychologie, die besondern: Rechtswissenschaft, Medizin und Ingenieurfach. Nach 2 Jahren wird der Student zum ersten und nach zwei weiteren Jahren zum zweiten Examen zugelassen. Besteht er das zweite Examen, so wird er baccalaureus artium (Bachelor of arts), und beginnt dann das Studium des eigentlichen Berufsfaches als Jurist, Arzt oder Ingenieur. Jeder Student hat das Recht, die Bibliothek, die naturhistorischen Sammlungen und das physikalische Kabinet der Universität zu benüzen.

Das Kastenwesen zwingt ferner jeden Europäer in Indien, statt blos einen, 5 — 6 Diener halten zu müssen, da ein jeder nur die, seiner Kaste zukommende Arbeit verrichtet.

Das Kastenwesen macht eine besondere Einrichtung in Kasernierung der Hindu-Soldaten notwendig. Jeder Hindu-Soldat ist verheiratet und wohnt mit seiner Familie, zu welcher sehr oft auch seine Eltern und Schwiegereltern gehören, in einem freistehenden Häuschen. Jede Familie, auch die

mohammedanische, kocht für sich. Es gibt also keine gemeinschaftliche Menage. Eine sogenannte Sipahis-Kaserne sieht daher wie ein großes, armseliges, aus Hütten bestehendes Dorf aus.

Im Kriege der Engländer gegen Afghanistan, 1839 bis 1842, ließ die englisch-ostindische Kompagnie mehrere Sipahis-Regimenter den Indus überschreiten und in Afghanistan einrücken. Mit Widerwillen befolgten sie diesen Befehl, durch den sie gezwungen wurden, außerhalb Indiens zu dienen, was durch ihre Religion verboten ist. Die Kompagnie ließ überdies Schaffelle unter die Soldaten verteilen, damit sie sich in dem rauhen Klima und während des Winters gegen die Kälte schüzen konnten — ein neuer, schwerer Verstoß gegen die brahmanische Religion, da der Hindu kein Tierfell berühren darf. Mit verbissenem Ingrimme nahmen die Soldaten die Schaffelle an und bekleideten sich auch damit, obgleich sie wussten, daß sie dadurch ihre Kaste verlieren würden. Überdieß konnten sie während des Feldzugs und wegen des kalten Klimas die von ihrer Religion vorgeschriebenen Bäder nicht nehmen. Nach beendigtem Feldzug überzeugten sich die Sipahis-Regimenter gar bald davon, daß sie von den Hindu als ausgekastet betrachtet und mit Verachtung behandelt, respektive gemieden wurden. Das erbitterte dieselben in hohem Grad, und sie warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, sich dafür an den Engländern zu rächen. Nach dem Krieg gegen die Afghanen errichtete die englisch-ostindische Kompagnie viele Militär-Lazarete, in welche Christen, Hindu und Mohammedaner, ohne Unterschied der Religion und Kaste, aufgenommen und gemeinschaftlich verpflegt wurden. Das war für Hindu und Mohammedaner ein entsezlicher Greuel. Der Hindu verlor durch den Aufenthalt in einem solchen Lazaret rettungslos und unwiederbringlich seine Kaste. Die mohammedanischen Soldaten waren überdieß durch den

Krieg gegen Afghanistan, in welchem sie gegen ihre Glaubensbrüder fechten mussten, tief gekränkt und erbittert und zeigten sich sehr geneigt, mit den Sipahis gemeinschaftliche Sache gegen die Engländer zu machen, d. h. zu meutern. Eine Anordnung der Armeeverwaltung bot endlich den mohammedanischen und Hindu-Soldaten Gelegenheit, sich gegen die Engländer zu empören. Es wurden nämlich 1856, mit tierischem Fett getränkte Patronen, für die neuen Enfield-Vorderlader eingeführt. Hindu und Mohammedaner weigerten sich nun, diese Patronen zu gebrauchen, weil sie durch die Berührung und namentlich durch das Abbeißen derselben sich verunreinigten, eine schwere Sünde begiengen und ihre Kaste verlören. Unter den Mohammedanern in Indien herrscht nämlich ein ähnlicher Kastengeist wie bei den Hindu. Im Januar des folgenden Jahres erklärte zwar der Höchstkommandierende, daß die Patronen nicht mit tierischem Fett, sondern mit Öl getränkt seien. Allein diese Erklärung kam zu spät. Die Flamme der Empörung züngelte in allen Garnisonen längs des Ganges empor, und kostete es den Engländern einen heißen, zweijährigen Kampf und viele Millionen Pfund Sterling, um des Aufstandes Herr zu werden. Der Kastengeist hatte die Revolution heraufbeschworen, und die Kompagnie durch unkluges, rücksichtsloses Benehmen Öl in die auflodernden Flammen derselben gegossen.

Der indische Kastengeist hat den Engländern oft arg mitgespielt. Anno 1807 verbot das Kommando des 37. Regimentes, das zu Vellor (westlich von Madras gelegen) in Garnison lag, den Hindu-Soldaten das Tragen des Kastenabzeichens auf der Stirn (Upanga) und schrieb ihnen den Bartschnitt vor. Dieses Antasten ihrer religiösen Überzeugung und Verpflichtung brachte die Sipahis dermaßen außer Rand und Band, daß sie meuterten, alle Offiziere

und europäischen Soldaten — im Ganzen 113 Mann — schauerlich niedermezelten.

Es ist bekannt, daß der Hindu weder kochen noch essen darf, wenn eine Person, die nicht zu seiner Kaste gehört, gegenwärtig oder nur in der Nähe ist oder ihm zusehen könnte. Aus diesem Grund darf der Hindu auf dem Meere, zu Schiff, weder selbst kochen, noch etwas Gekochtes genießen. Am strengsten ist ihm aber verboten: in Gegenwart eines Europäers zu kochen oder etwas Gekochtes zu essen. Es ist selbstverständlich, daß diese religiöse Vorschrift, dieses heillose Kastenvorurteil, in solchen Lebensverhältnissen und Umständen sehr widerwärtig und störend ist und alle Schranken der Ordnung niederreißt, in welchen ein Zusammenleben unvermeidlich ist, z. B. in Gefängnissen, Zucht- und Arbeitshäusern. Diese Anstalten machten der englisch-ostindischen Kompagnie schwere Sorgen, Kummer und Verdruß, da die Häft- und Sträflinge bald da, bald dort revoltierten. Die Kompagnie unternahm nämlich wiederholt, besonders zu Anfang der fünfziger Jahre, den Versuch, die Vorurteile der indischen Sträflinge zu bekämpfen und sie an strenge Zucht und Ordnung bezüglich gemeinschaftlicher Arbeiten und Mahlzeiten zu gewöhnen; allein jeder Versuch machte klägliches Fiasko, er scheiterte am Kastengeist und an der Stierköpfigkeit der, in religiösen Vorurteilen befangenen Hindu. In allen Gefängnissen, Zucht- und Arbeitshäusern brachen Empörungen aus, es floß Blut in Strömen und Militär musste mit Pulver und Blei die Ruhe herstellen. Die Kompagnie glaubte nun, die Hindu würden, durch Furcht eingeschüchtert und durch militärische Gewaltmaßregeln zu Paaren getrieben, gefügig geworden sein und sich bequemen, in Gemeinschaft, ohne Rücksicht auf Religion, Sekte und Kaste, zu arbeiten, zu essen und zu schlafen; doch sie täuschte sich sehr: die Hindu gaben nicht nach, sie beugten sich nicht und legten ihren

Troz nicht ab — sie wählten nämlich den Hungertod. Sie weigerten sich standhaft, irgend welche Nahrung zu sich zu nehmen und zu arbeiten. Endlich musste die Kompagnie, als der Hungertyphus arge Lücken in die Sträfling-Bataillone riß, nachgeben.

Eine sehr drollige Geschichte erzählt P. Kajetan, ehemals Missionär in Indien, die er zwischen Indor und Phopal erlebte. Er sagt, Seite 167 seines, mit vielem Humor geschriebenen Buches, das „Zwanglose Reisenotizen aus Indien" betitelt ist: „Das erste Bedürfnis, das sich uns aufdrängte (als sie unter freiem Himmel ein Nachtessen bereiten wollten), war jenes, nach Wasser. Unsere Fuhrleute bezeichneten uns die Richtung, wo man solches finde. Wir gingen in dieser Richtung eine Strecke Wegs und fanden richtig eine Art Weiher voll faulen Wassers, dessen ganze Oberfläche mit einer dicken, grünlichen Haut überzogen war und einen jauchigen Gestank verbreitete. Nicht ganz zufrieden mit diesem Funde, ließen wir unsere Augen in der Hoffnung umherschweifen, einen besseren Trank zu entdecken. Da erblickten wir in der Entfernung von etlichen hundert Schritten eine Hindu-Frau, die einen Krug, ohne Zweifel mit Wasser gefüllt, auf dem Kopfe ihrer nahen Hütte zutrug. In der Voraussezung, ihr Krug enthalte Wasser besserer Qualität, eilten wir derselben nach und erreichten sie im nämlichen Augenblick, als sie sich anschickte, wie ein Fuchs in seinem Bau, durch ein Loch in ihre Hütte zu kriechen. Sie hatte ihren Krug außerhalb desselben auf die Erde gestellt, um ihn, nachdem sie in ihr Nest geschlüpft war, zu ergreifen und an sich zu ziehen. Wie groß war ihr Schrecken und wie gellend der Schrei des Entsezens, als sie, ihre Hand nach dem Gefäße ausstreckend, dasselbe in unseren Händen erblickte! Ihre Augen sprühten Feuer und leuchteten uns aus der Oeffnung entgegen, wie die Augen einer Tigerkaze. Es war nicht so fast der überraschende

Anblick fremder Gestalten, der sie in solchen Allarm und Schrecken versezte, als vielmehr der Umstand, daß sie von ihrem Kruge keinen Gebrauch mehr machen durfte, da er durch unsere Berührung profaniert und verunreinigt worden war. Als wir uns überzeugt hatten, daß das Wasser aus derselben Pfüze geschöpft worden, deren Wohlgeschmack wir schon erprobt hatten, befreiten wir das geängstigte Weib von unserer Gegenwart, nachdem wir ihm zuvor einige Münzen überreicht hatten, die hinreichten, nicht blos einen, sondern mehrere Krüge dafür zu kaufen."

Etwas Ähnliches begegnete mir auf dem Wege von Agra nach dem Tadsch, 2 Kilometer von Agra entfernt. Der Tadsch ist wohl das schönste und berühmteste Baudenkmal, das Indien aufzuweisen hat. Es ist das Mausoleum (Grabdenkmal) des indischen Kaisers Dschehan und seiner Gemalin Muntaz Mahal. In Gesellschaft eines englischen Beamten machte ich mich eines Tages auf, dieses herrliche Gebäude zu besichtigen. Als wir in die Nähe desselben kamen, bereitete eine Hindu-Familie vor ihrer Hütte das frugale Mahl (Khana), aus Reis und Kurry bestehend. Als der Hindu uns erblickte, stieß er einen Schrei der Entrüstung aus, ergriff das Kochgeschirr und warf es zornig auf den Boden, wodurch es in hundert Scherben zersplitterte. Dann trat er vor uns hin und verlangte in hindostanischer Sprache so viel Geld, daß er ein neues Kochgeschirr kaufen könne. Doch bei dem Engländer, der Hindostani verstand, war er an den Unrechten geraten. Derselbe hob drohend seinen Bambusstock empor und befahl dem Hindu, sich augenblicklich aus dem Staube zu machen, sofern er nicht geprügelt zu werden wünsche. Diese Drohung übte, in Verbindung mit dem erhobenen Bambusrohr, eine überraschende Wirkung auf den Hindu aus. Er faltete die Hände, drückte sie auf die Stirne, verneigte sich tief vor uns und sagte: „Saheb Faringi, Salam!" Das

heißt: Herr Europäer, Frieden! Der Hindu erbarmte mich aber, denn ich wußte, daß er nur getan, was ihm seine Religion vorschrieb; und daß er von uns Bezahlung für das zerbrochene Geschirr und die unbrauchbar gewordene Speise verlangte, fand ich, im Hinblick auf die bekannte Geldgier und Bettelhaftigkeit der Orientalen, nicht befremdend. Ich wollte daher dem Hindu zur Entschädigung für seinen Verlust einige Annas (à 13 Pfennige) geben. Der englische Beamte verwehrte mir aber solches energisch, indem er sagte: „Mein Herr, keinen Penny! Diese Hindu sollen für ihre Narrenpossen und ihren Kastenwahn büßen! Diese Halunken hielten sich nicht für verunreinigt, als sie die Engländer, Frauen und Kinder, am 27. Juni 1857, in Kanhpur (Cawnpur), meuchelmörderisch niedermezelten und deren Leichen in einen Brunnen warfen; dadurch aber halten sich diese Bestien verunreinigt, wenn ein Europäer sie kochen oder essen sieht. Das Bambusrohr ist die beste Medizin, sie von ihrem Aberwiz zu heilen.“

Welch tiefe Wurzeln das Kastenwesen in allen Schichten der Hindu, selbst in jenen der sogenannten zivilisierten, gegebildeten Klassen, der Honoratioren, Optimaten und der „Intelligenz“, geschlagen hat, geht auf's Klarste aus einem höchst interessanten Ereignisse hervor, dessen die „katholischen Missionen“, im Jahrgang 1876, Nr. 1, Seite 11, Erwähnung tun. Ich kann es mir nicht versagen, jenes höchst merkwürdige Ereignis, mit den Worten des genannten Blattes, meinen Lesern mitzuteilen.

„Es unterligt keinem Zweifel, daß das Kastenwesen durch die neuen Zustände unter der englischen Regierung und namentlich durch den sich immer mehr verbreitenden europäischen Unterricht einen gewaltigen Stoß erhalten hat; indessen würde man sehr irren, wenn man glaubte, es werde in kurzer Zeit ganz verschwinden. Allerdings wird unter den Kaufleuten

und andern mehr oder weniger gebildeten Hindu das ganze Institut als ein Hindernis des Fortschrittes betrachtet, aber abgesehen davon, daß es auf dem Lande und in den nur mittelbar der englischen Regierung unterstehenden Reichen noch vor wie nach blüht, sind selbst unter den ‚Gebildeten' die Vorurteile noch so stark, daß an ein Sterben des Kastenwesens noch nicht zu denken ist. Ein Vorfall aus neuester Zeit mag beweisen, wie tiefe Wurzeln es noch hat.

Ein reicher Hindu Bombays lud mehrere seiner Freunde, die alle der **freieren, deistischen** Richtung im Brahmanismus huldigen **und als solche das Kastenwesen bekämpfen,** zu Tisch ein. Der Unterschied der Speisen, wie der Brahmanismus ihn vorschreibt, wurde streng gewahrt — aber siehe da, dem Mahle wohnte auch ein Hindu bei, der in Cambridge studiert hatte und dort Protestant geworden war. Einer der Gäste, ein gebildeter Mann, der sich an der englischen Universität von Bombay den Doktorhut erworben hat, Dr. Bhau Dadschi, wird aufmerksam gemacht, daß er mit einem Protestanten gespeist habe. Ganz betroffen eilt dieser voll Zerknirschung zum Vorsteher seiner Kaste und bekennt, was sich zugetragen. Der Kastenvorsteher legt darauf ihm und allen, die sich mit ihm gegen die Kastengeseze so schwer verfehlt haben, eine Buße auf, und diese besteht darin, daß sie als Mittel der Reinigung — **Kuh-Urin trinken sollen.** Der kühne Doktor unterwirft sich dieser Buße und ebenso alle übrigen, mit Ausnahme des Gastgebers selbst und eines Gastes, der ebenfalls Doktor der Bombay-Universität ist. Ein Dritter, welcher das Sanskrit am Elphinston-Colleg, der größten protestantisch-englischen Anstalt Bombays, lehrt, will sich anfangs auch dieser Buße entziehen, aber, von seinem erbitterten Vater gezwungen, unterwirft auch er sich. Man sagt nun zwar, daß, wenn diese Herrn dem Kastenvorsteher entschiedenen Widerstand geleistet

hätten, mehr als 70 Familien mit ihnen von der Kaste (vom Kastenwesen) sich losgesagt hätten, aber jedenfalls steht fest, daß die Vorurteile sogar unter den ‚Gebildeten‘ noch sehr entschieden für das Kastenwesen sind.“ Allerdings: wenn „aufgeklärte, starke Geister“, Deisten und Rationalisten, Doktoren und Professoren der Universität, wenn Männer, die erklärtermaßen, prinzipiell und statutarisch sich verpflichtet haben und verpflichtet sind, gegen das Kastenunwesen zu kämpfen, sich für verunreinigt halten, weil sie mit einem Protestanten aßen, wenn sie nur koschere Speisen genießen, bei und wegen Übertretung der Kastengeseze von einem panischen Schrecken befallen werden, sich sogleich hierüber vor ihrem Kastenvorsteher reumütig anklagen und sich eher einer unsinnigen, abergläubischen und ekelhaften Buße unterwerfen, als daß sie dem törichten, lächerlichen und den Menschen entwürdigenden Kastenunwesen entsagen; dann ist man nicht nur berechtigt, sondern geradezu genötigt, anzuerkennen, daß der Kastengeist ein zähes, mit der Unsterblichkeit verwandtes Leben hat. Leider wohnt eben dem Unverstand und Aberglauben sehr oft eine größere Widerstandsfähigkeit inne als vernünftigen Ansichten und anerzogenen religösen, christlichen Gewohnheiten. Wenn die indischen Koryphäen der Wissenschaft und die Avantgarde der Aufgeklärten den Mut nicht besizen, einem zweitausendjährigen Gespenst mit offenem Visir und schneidigen Waffen auf den Leib zu rücken; was läßt sich dann von der Hefe der Hindu erwarten, die in blindem Wahn Fetische anbetet, sich mit Kuh-Urin von Sünden reinigt und mit stumpfsinniger Resignation das schmachvolle Joch der Kastenchimäre trägt?

Viele Zeitungen berichteten zu anfang des Jahres 1888, daß Syadschi Rao, der Vasallenfürst (Radscha) von Baroda, der dem fünfzigjährigen Regierungs-Jubiläum der Königin von England und Kaiserin von Indien, im Jahre 1887, zu

London beigewohnt hatte, nach seiner Rückkehr, mit dem ganzen Gefolge ausgekastet wurde, und zwar aus dem Grund: „weil er und sein Gefolge das Brahmanengesez übertreten und durch den Aufenthalt in einem europäischen Lande und unter Christen verunreinigt worden seien." Fürst und Gefolge mussten sich sehr beschwerlichen und kostspieligen Bußübungen, Waschungen und Reinigungen unterziehen, die auf circa 2000 Pfund Sterling (40.000 Mark) zu stehen kamen, und wurden dann in ihre betreffende Kaste wieder aufgenommen. Das Kastenwesen wurzelt also, wie man aus diesem eklatanten Beispiele ersieht, noch sehr tief im Hindu-Volk und gewinnt durch solche hervorragende Ereignisse auf dem Gebiet der Kasten bedeutend an Widerstandsfähigkeit, Halt und Kraft.

Das unsinnige und heillose Kastenwesen ist auch die Ursache des Mädchenmordes innerhalb der Radschputskaste. Der Radschput heiratet kein Mädchen aus seiner Sippschaft (nahen Verwandtschaft), weil die solcher Ehe entsprossenden Kinder mit der Makel der Unehrlichkeit behaftet sind. Die Radschputs höherer, vornehmerer Kaste sind in kleineren Städten und großen Dörfern dünn gesät, und die vorhandenen mit einander verwandt. Die Väter haben daher keine Gelegenheit, ihre Töchter ebenbürtig zu verheiraten. An Radschputs geringerer Kaste wollen sie dieselben aber nicht verheiraten. Kommt ein Brautwerber gleicher Kaste von weiterher, so kostet die Aussteuer und Hochzeitsfeier dem Vater der Braut schweres Geld und stürzt ihn, wenn er viele Töchter hat, tief in Schulden. All diesen Uebelständen weicht nun der Radschput dadurch aus, daß er seine Töchter, sogleich nach deren Geburt, durch gedungene Mörder töten läßt. Dieser frevelhafte, alles menschliche Gefühl verleugnende Gebrauch hat sich unter den Radschputs so tief eingewurzelt und wird so allgemein geübt, daß sie mit der größten Kaltblütigkeit und ohne Gewissens-

skrupel regelmäßig alle ihre weiblichen Kinder, vielleicht bis auf eines, hinwürgen lassen. Anläßlich einer Volkszählung, die im Jahre 1840 vorgenommen wurde, stellte es sich heraus, daß in 73 Dörfern des Distriktes Allahabad nur 3 Mädchen unter 12 Jahren lebten. Und 3 Jahre später war in der ganzen Umgebung von Agra gar kein Mädchen unter 12 Jahren ausfindig zu machen! Es waren alle ermordet worden, kein einziges war verschont geblieben! Ist das nicht entsezlich und haarsträubend? Nun erst stellte die englisch-ostindische Kompagnie in dieser Beziehung genauere Nachforschungen an, und diese ergaben das traurige Resultat, daß in dem großen und dichtbevölkerten Landstrich des Doab, zwischen den Strömen Ganges und Dschamna gelegen, sowie in vielen andern Gebieten Indiens blos 1 Mädchen auf 3 Knaben traf. Nun konnte die Kompagnie nicht mehr länger durch die Finger sehen; sie traf einige polizeiliche Prohibitiv-Maßregeln, die aber, weil ohne Ernst gehandhabt, dem Übelstande nicht abhalfen. Erst im Jahre 1870 erließ die englische Regierung ein strenges Gesez gegen den Mädchenmord. Es wurde durch dieses Gesez namentlich befohlen, daß in solchen Gegenden, wo bei der Volkszählung blos 40 Mädchen auf 100 Knaben treffen, die Ortsvorsteher (Kotwals) jeden Geburtsfall bei der Polizei zu melden haben. Sollten aber in einem Landesteil sogar nur 25 Mädchen auf 100 Knaben treffen, so waren noch genauere und strengere Vorsichtsmaßregeln angeordnet. Die gute Wirkung dieses Gesezes zeigte sich in kurzer Zeit, denn bei der nächsten Volkszählung trafen schon 50 Mädchen auf 100 Knaben, und schien man nun zu der Annahme berechtigt zu sein, daß der verbrecherische Gebrauch bald ganz aussterben würde. Allein es zeigte sich nicht lange nachher, daß die Radschputs das Gesez auf arglistige Weise umgingen, sie töteten nämlich die Mädchen nicht mehr nach deren Geburt, sondern erst

dann, nachdem sie das zwölfte Lebensjahr zurückgelegt hatten — sie brachten ihnen ein langsam, aber sicher wirkendes Gift bei. Genaue statistische Nachweisungen haben ergeben, daß in jenen Gegenden, wo die Radschputs früher die Mädchen töteten, 25 % zwölfjähriger Mädchen sterben, wogegen an andern Orten nur 15 und weniger % sterben. Da ist man vollkommen berechtigt, statt von Kastengeist, Kastenwahn und Kastenaberglauben, vom Kastenteufel zu reden. Seit Jahrhunderten morden die Radschputs ihre Mädchen kaltblütig und herzlos, barbarisch und gewissenlos — blos aus Rücksicht auf ihre Kaste, im Interesse derselben. Ja die Kaste ist dem Hindu das Höchste, an ihr hängt er mit Leib und Seel, in ihr geht er ganz auf, für sie bringt er jedes Opfer, um ihretwillen verharrt er in einer Religion, die der Inbegriff der Albernheit, des Aberglaubens und der moralischen Verkommenheit ist, an sie knüpft er sein Los selbst in der Ewigkeit; denn bei ihm ist es feststehender Grundsaz: die Kaste verloren, den Himmel verloren! Der Kastengeist hat den Indiern auch das Joch der Fremdherrschaft aufgeladen. Indien war von jeher, d. h. seitdem es in der Geschichte auftritt, die Lockspeise und der Spielball kühner Eroberer, und es wird, obgleich 240 Millionen Köpfe zählend, so lange nicht im Stande sein, eine Handvoll geld- und beutegieriger Krämerseelen aus dem Lande zu jagen, bis es sich vom Kastengeiste emanzipiert hat.

Dieser heillose Kastengeist trägt auch die Hauptschuld, daß das Christentum so geringe Fortschritte in Indien macht. Bei weitem die meisten Bekehrungen kommen in den niederen Kasten vor; daß dagegen ein Brahmine oder ein Radschput sich bekehrt, ist eine erstaunliche Seltenheit. Seit den Zeiten des heiligen Franz Xaver, der von 1542—1545 in Indien das Evangelium predigte, und des Jesuiten-Paters Robert de Nobili, der von 1606—1648 als Missionär in Indien

wirkte, kamen dort keine massenhaften Bekehrungen mehr vor. Während eines einzigen Monates (im November 1544) bekehrte Franz Xaver 20.000 Hindu im Reiche Travankor und P. Nobili, namentlich zu Madura, mit 2 bis 3 Gehilfen, 100.000 Hindu, unter denen sich viele Brahminen und Mitglieder anderer hoher Kasten befanden. Seitdem kommen fast nur vereinzelte Bekehrungen vor. Blos zur Zeit einer Hungersnot bringen Hindu ihre kleinen Kinder in großer Zahl den Missionären und erhalten dafür Nahrungsmittel und Geld nach Verhältnis der vorhandenen Mittel.

Der heilige Franz Xaver duldete unter den bekehrten Hindu keine Kastenabsonderung und erlaubte ihnen nicht, den Dschaneo (die heilige Schnur), den Codhumbi (den über der Stirne getragenen, aufwärts gerichteten Zopf der Brahminen) und das Upanga, auch Tilakam genannt, (das Kasten- und Sektenzeichen) zu tragen.

Das erste und dritte Provinzial-Konzil zu Goa, 1567 und 1585 gehalten, verbot den Hindu-Christen das Tragen der genannten Kasten- und Sektenzeichen, P. Nobili aber gestattete dasselbe und errichtete für die 2 höheren Kasten eine, und für die niederen Kasten eine zweite Kirche, weil jene sich weigerten, mit diesen im Gotteshaus in Berührung zu kommen. Das gab Anlaß zu vielen Klagen und Streitigkeiten, zu Anschuldigungen und Verdächtigungen. Zur Beilegung des Streites wurden 2 Synoden gehalten, die eine zu Cochin, die andere zu Goa, allein die Ansichten und Meinungen darüber, bis zu welchem Grade eine Akkommodation bezüglich der religiös-bürgerlichen Gebräuche der Hindu erlaubt sei, gingen sehr weit auseinander, und darum wurde die Entscheidung dieser Streitfrage dem heiligen Vater anheimgestellt. Papst Gregor XV. erließ, nach sorgfältiger Untersuchung aller Streitfragen, am 31. Januar 1623 die Konstitution «Romanae sedis antistes», in welcher den Hindu-

Christen gestattet wurde: den Dschaneo, Codhumbi und das Upanga zu tragen und sich der üblichen Bäder zu bedienen, allein der Dschaneo und Codhumbi, diese Zeichen des politischen sozialen Adels und Amtes, durften weder in Gözentempeln noch von Gözendienern empfangen werden, sie mussten vielmehr von katholischen Priestern geweiht und von ihnen erteilt werden. Das Upanga durfte nur vermittelst Sandelholz-Farbe aufgetragen und blos zum Schmuck getragen werden. Der Bäder durften sich die Hindu-Christen nur aus Rücksichten der Gesundheit und der Reinlichkeit bedienen. Damit war der Akkommodationsstreit, der 13 Jahre gedauert und so viel Staub aufgewirbelt hatte, endlich beigelegt.

80 Jahre später erhob sich aber von neuem ein Akkommodationsstreit, und zwar in der französischen Besizung Pondischerri, gewöhnlich Pondichery geschrieben, die damals unter dem Bistum Meliapur stand. Dieser Streit machte damals sehr böses Blut und hatte viele ärgerliche Auftritte und Begebenheiten im Gefolge, die dem Ansehen der streitenden Parteien gewaltig Abbruch taten, der Missionstätigkeit schwere Hindernisse bereiteten, und selbst eine Spaltung der Christengemeinden herbeizuführen drohten, da leider auch die Laien in diesen leidenschaftlich geführten Streit hineingezogen wurden. Es handelte sich um 16 mehr oder minder erhebliche Punkte. Der vom Papst Klemens XI. zum Legatus a latere für China und Ostindien ernannte Patriarch von Antiochien, Thomas Maillard des Tournon, untersuchte, 1703, an Ort und Stelle die fraglichen Streitpunkte und sprach rücksichtlich aller ein verwerfendes Urteil aus. Diese Entscheidung führte aber nicht zur definitiven Erledigung der heikeln Angelegenheit, da die, durch die Verwerfung sich beschwert glaubenden Missionäre, die Jesuiten, gegen das ergangene Erkenntnis sich auflehnten. Endlich wurden alle strittigen Punkte Rom zur Entscheidung vorgelegt. Am

12. Dezember 1727 bestätigte Papst Benedikt XIII. durch das Breve «Ad aures nostras pervenit», das verwerfende Urteil des schon oben genannten Legaten. Man wäre nun berechtigt gewesen, zu erwarten, die indischen Streithähne würden, nachdem Rom gesprochen, sich diesem Spruche in Gehorsam unterworfen haben, allein das war nicht der Fall: die gegenseitigen Anklagen und Streitigkeiten hörten nicht auf; Papst Klemens XII. sah sich dadurch veranlaßt, den ganzen Prozeß nochmals von einer aus Kardinälen, Ordensgenerälen und Konsultoren bestehenden Kongregation untersuchen zu lassen. Das Resultat dieser Untersuchung bestand darin, daß der Papst durch das Breve «Compertum exploratumque», vom 24. August 1734, einige unwichtige Punkte der Entscheidung des Breves vom 12. Dezember 1727 abänderte. Doch auch damit nicht genug! Es bedurfte noch zweier Breven desselben Papstes und einer Bulle seines Nachfolgers, Benedikt des XIV., um diesen Akkommodationsstreit, der die Missionen zum Krebsgang verurteilt hatte, aus der Welt zu schaffen. Die erwähnte Bulle «Omnium sollicitudinum», vom 12. September 1744, ist für jeden Missionär in Indien von hoher Wichtigkeit, sie ist seine Richtschnur und sein Kompaß in seinem apostolischen Wirken, in seinem, den Kasten gegenüber zu beobachtenden Verhalten, und der Regulator seiner Pastoralklugheit. Der Akkommodationsstreit in Indien dauerte 54 Jahre und wurde sowohl mit großer Animosität (Leidenschaftlichkeit) als auch unter Aufbietung diplomatischer Finesse und eines erstaunlichen gelehrten Apparates geführt. Es wurde während desselben eine reiche, innerhalb 250 Jahren gesammelte Erfahrung, ein reiches theologisches Wissen und ein gründliches Verständnis der indischen Literatur ins Treffen geführt. Ein Hauptheld desselben war P. Nobili, einer fürstlichen Familie des Kirchenstaates entsprossen, der ein enormes Sprachentalent, einen eisernen Fleiß, unbeugsamen

Willen und einen unbesiegbaren Mut besaß. Er erlernte Sanskrit aus dem Fundamente und sprach dasselbe so korrekt und fließend wie seine Muttersprache. Er hatte alle heiligen Schriften des Brahmanismus gelesen und gründlich studiert. Er besaß einen solchen Scharfsinn, solche Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit, solche Beharrlichkeit und Geduld, daß er mit Leichtigkeit jeden Gegner, auch den raffiniertesten Sophisten, besiegte. Er hat mehrere, für die indischen Missionäre höchst wertvolle Schriften verfaßt, und starb, 80 Jahre alt, völlig erblindet, aber geistig unversehrt, zu Meliapur, am 16. Januar 1656, im Rufe eines Heiligen.

Im Akkommodationsstreit, der sich lediglich um das Kastenwesen drehte, zeigte es sich klar, welche Rolle dasselbe im Leben der Hindu und auf dem Gebiete der Mission spielt, und welches Gewicht und welche Bedeutung demselben beizumessen ist. Wer auf dem Missionsgebiet das Kastenwesen außer Rechnung läßt, wer dasselbe nicht Gramm für Gramm in die Wagschale legt und äußerst klug und vorsichtig mit den Mitgliedern der verschiedenen Kasten zu Werk geht, der wird sich ganz gewiß nuzlos abmühen und keinen Erfolg erzielen. So sehr auch das Hindu-Volk durch das Kastenwesen zerklüftet und in Atome zersplittert ist; so stellt es doch durch eben dasselbe dem Christentum eine geschlossene Phalanx und eiserne Mauer entgegen. Das in unzählige Kasten zerspaltene Volk bleibt durch den, alle Schichten der Hindu beseelenden Kastengeist den Missionären fast unnahbar und weist jede Belehrung, jede geistliche Hilfe, jeden religiösen Zuspruch und Trost hartnäckig zurück. Dazu gesellt sich noch die Abneigung und der Groll gegen jeden Prangui (Portugiesen) und Faringi (Europäer), gegen jeden Engländer und Christen, da die englisch-ostindische Kompagnie die Hindu knechtete und aussog. Wird in einem Dorf oder in einer Stadt eine untergeordnete, niedrige Kaste mit un-

säglicher Mühe und unter Darbringung schwerer pekuniärer Opfer dem Christentum gewonnen, so schließen sich die andern höheren Kasten um so sorgfältiger vor den ausgekasteten Hindu und den Missionären ab und vereiteln dadurch jede weitere Bekehrung. Der heilige Franz Xaver disputierte einst im Königreiche Travankor, nachdem er dort schon 20.000 Hindu niederer Kaste zum Christentum bekehrt hatte, in einer Pagode mit 200 Brahminen. Sie hörten ihn sehr aufmerksam an, suchten ihn zu widerlegen und trugen ihm ihre Anstände, Zweifel und Bedenken vor. Franz Xaver überzeugte schließlich alle von der Wahrheit des Christentums, auch nicht Einer widersprach ihm, was war aber der Erfolg dieses über die Brahminen errungenen Sieges? Sie blieben, was sie gewesen — Gözendiener. Blos Ein Brahminen-Jüngling bekehrte sich, 199 dagegen widerstrebten der erkannten christlichen Wahrheit. Und was war der Grund dieser traurigen Erscheinung? Das heillose Kastenwesen, der dem Hindu angeborene, in ihm groß gezogene, ihm ins Fleisch und Blut übergegangene, zur zweiten Natur gewordene und unbesiegbare Kastengeist.

Mehrere Autoren, die über Indien schrieben, z. B. Heeren im XII. Band seiner „Historische Werke", Rhode im II. Bande seines Werkes: „Über religiöse Bildung, Mythologie und Philosophie der Hindus", der Engländer Wilks in seinem „Sketches", im I. Bande, Bohlen in seinem Werke: „Das alte Indien", im II. Bande, Emil Schlagintweit im I. Bande seines Werkes: „Indien in Wort und Bild" u. s. w. schildern die Dorfverfassung (nicht jene der Städte) als eine fast republikanische und durchaus kastenmäßig gegliederte, sozialpolitische Einrichtung. Ich führe hier die Worte des Engländers Wilks an, er sagt in seinem genannten Werke, Seite 117: „Jedes indische Dorf ist, und scheint es immer gewesen zu sein, eine abgesonderte Gemeinde oder Republik

und gibt ein lebendiges Bild von dem Zustand der Dinge, wie ihn Theoretiker sich auf der ersten Stufe der Kultur vorstellen, wenn Menschen in Gemeinden sich sammeln und einander gegenseitig unterstützen. Folgende 12 Personen findet man in jedem Dorfe: den Richter (Potail oder Kotwal), den Registrator oder Einnehmer, zwei Wächter, einen für das Dorf, den andern für die Felder, den Vorsteher des Wassers, der dasselbe aus Flüssen und Teichen auf die verschiedenen Felder gleichmäßig verteilt, den Astrologen, der die Zeit der Aussaat und Ernte verkündigt und die glücklichen und unglücklichen Stunden für alle häuslichen und landwirtschaftlichen Geschäfte bestimmt. Ferner findet man den Schmied und Zimmermann, welcher die plumpen Hausgeräte und die noch plumperen Wohnungen der Landwirte verfertigt, den Töpfer, der den Bedarf des Dorfes an Thongefäßen liefert, den Wäscher, der die wenigen Kleider reinigt, die in den Familien selbst gesponnen, gewoben und verfertiget oder auf dem nächsten Markte gekauft worden sind, den Barbier und den Silberschmied, der den einfachen Schmuck verfertigt, welchen die Frauen und Mädchen tragen. Diese 12 in jeder Gemeinde angestellten offiziellen Personen erhalten den Lohn für ihre Dienstleistungen entweder durch Zuweisung von Allmend (Gemeindegut) oder durch Anweisung eines Gehaltes, der in einem bestimmten Anteil an der Ernte eines jeden Bauers (Zehnten) besteht. Zuweilen werden die Felder des Dorfes gemeinschaftlich bearbeitet, gewöhnlich aber bestellt jeder Bauer seine Felder selbst." Es fällt wohl jedem Leser auf, daß eines Dorfbrahminen keine Erwähnung geschieht, der öffentlichen Gottesdienst hält und von den Dorfinsassen besoldet wird, allein das findet darin seinen Grund: jede Kaste wird von eigenen Brahminen pastoriert, die für ihre religiösen Verrichtungen von den Mitgliedern der betreffenden Kaste entlohnt werden und gewöhnlich noch auf das Erträgnis der Pagodengüter

angewiesen sind. In Dörfern mit wohlhabenden Bewohnern sind die Brahminen sogenannte Purohitas (Haus- oder Privatpriester) für mehrere Familien und beziehen von denselben einen regelmäßigen Gehalt und Geschenke; in Dörfern aber mit unbemittelten Bewohnern treiben die Brahminen ein ehrbares Handwerk, das sie ernährt, z. B. Landwirtschaft, oder sie sind Ortsvorsteher, Richter oder Registratoren.

4. Brahminen.

Bisher sind wir in diesen Blättern öfters den Brahminen begegnet. Der Leser wird aus ihrer Schilderung ein naturgetreues Bild von ihnen gewonnen haben. Es erübrigt nur noch, einiges, was noch nicht zur Sprache gekommen ist, anzuführen.

Die Kaste der Brahminen ist sehr zahlreich. Nach der lezten Volkszählung im Jahre 1880 waren unter 140 Mill. Brahmanen 10,233.238 Brahminen, d. h. auf 100 Brahmanen treffen über 14 Brahminen. Unter allen Kasten haben sich die Brahminen am reinsten bewahrt, da Verheiratungen mit Gliedern anderer Kasten äußerst selten vorkamen. Alle Familien, die sich zu den altindischen zählen und keine Radschputs sind, werden zur Brahminenkaste gerechnet. Nicht alle männlichen Mitglieder der Brahminenkaste sind Hindu-Priester, sondern blos 15%, die übrigen 85% wählen andere Berufsarten. Viele studieren an den englischen Kolleges und werden dann im Staatsdienst verwendet. Auf den Büreaux sind zahllose Brahminen angestellt. Viele widmen sich dem Handelsstande, unter den Kleinhändlern sucht man aber vergebens Brahminen. Manche sind Professoren, Hauslehrer, Hausmeister, Banquiers und Grundbesizer, die aber keine Handarbeit verrichten. In der Armee dienen circa

10.000 Brahminen. Viele sind Schriftsteller, Zeitungsschreiber und Privatsekretäre; viele sind Bettler, Sannyasis, Gosains, Jogis, Einsiedler oder Munis und Vanaprastas. In Bombay waren, als ich mich 1872 dort aufhielt, unter der Legion Bettler 31% Brahminen. Nicht selten trifft man unter den Kutschern und Pferdewärtern Brahminen. Im allgemeinen sind die Brahminen nüchtern und sparsam; sie enthalten sich größtenteils der geistigen Getränke und gänzlich des Tabakrauchens. Alle Hindu-Priester müssen der Brahminenkaste angehören. Zu Priestern werden sie herangebildet entweder in den vorhandenen Brahminenschulen oder, was die Regel bildet, von ihren geistlichen Vätern, von amtierenden Priestern. Da die Hindu-Priester fast regelmäßig in Polygamie leben, d. h. mehrere Weiber und folglich auch viele Kinder haben, so bestimmen sie einen ihrer Söhne zum Priesterstande. Der Brahminenknabe lernt von seinem Vater Sanskrit, wird in das Verständnis der Weden eingeführt, sofern er einer der höheren Klassen der Brahminenkaste angehört, und mit den zum Kultus gehörenden Verrichtungen bekannt gemacht. Schließlich verwendet ihn der Vater als Gehilfen bei seinen Berufsgeschäften.

Die Hindupriester waschen, salben, bekleiden und schmücken in den Pagoden die Götzenbilder, bringen die gespendeten Opfer dar und verrichten die dabei vorgeschriebenen Gebete. Sie leiten alle Zeremonien bei Festen und Prozessionen und überwachen die Waschungen und Bäder bei heiligen Teichen und am Ufer heiliger Flüsse. Sie walten ihres Amtes, wenn ein Hindu-Jüngling den Dschaneo anlegt, wenn jemand sich verehelicht oder stirbt, sowie bei Verbrennung oder Beerdigung des Leichnams. Sie weissagen die Zukunft, bezeichnen die glücklichen und unglücklichen Tage, beschwören die Dämonen und schreiben wundertätige Sprüche auf Papierstreifen. Als Hauspriester (Purohitas) vornehmer, reicher Familien nehmen

sie dieselben religiösen Handlungen, die sonst in den Pagoden verrichtet werden, in den Privatwohnungen vor. Reiche Hindu halten jederzeit einen Purohita. Gelehrte, wissenschaftlich gebildete Brahminen gibt es sehr wenige, und Sanskrit verstehen nur jene der höheren Klassen; die Brahminen der unteren Volksschichten verrichten ihren Dienst rein handwerksmäßig um des lieben Brodes willen. Alle Brahminen stecken tief im grassesten Aberglauben, sie halten fest am scheußlichen Gözendienst und verschließen sich jeder Belehrung und Aufklärung. Sie haben im Lauf der Jahrhunderte für den Unterricht der Jugend und für die Bildung des Volkes im weiteren Sinne des Wortes rein gar nichts getan. Die englische Regierung, die 1858 in Indien die Staatszügel in die Hand genommen, und in löblichem Eifer überall Schulen errichtet, findet hierin bei den Brahminen entweder keine oder widerwillige Unterstüzung, da dieselben in allen Schulen, wo die englische Sprache gelehrt wird, eine Gefahr für den Brahmanismus und eine Vermischung der Kasten wittert, die nach und nach zur gänzlichen Beseitigung des Kastenwesens führen könnte. Dann wäre es ja um die Vorrechte und Privilegien der Brahminen geschehen — ein schrecklicher Gedanken für diese adelstolze, herrschsüchtige, ehrgeizige und grenzenlosem Egoismus verfallene Kaste!

Die Brahminen stehen durchschnittlich auf Seite der englischen Regierung, weil eine große Menge derselben an der Staatskrippe reichliches Futter findet, weil sie lieber das schwere Joch der Engländer als das unerträgliche eines mohammedanischen Sultans tragen, und weil sie von den Engländern in ihrer bevorzugten Stellung, in ihren Rechten und Privilegien beschüzt werden. Während des lezten Sipahis-Aufstandes, 1857/58, leisteten sie demselben keinen Vorschub, sondern verhalfen den Engländern teils heimlich, teils offen zum Siege über denselben. Es ist bekannt, daß die Brah-

minen den, beim Ausbruch des genannten Aufstandes in Delhi wohnenden Europäern, deren Leben im höchsten Grad bedroht war, zur Flucht verhalfen, damit will ich aber keineswegs in Abrede stellen, daß sich vereinzelte Brahminen an jener Revolution beteiligten.

5. Büßer und Bettler.

Es ist ein, das ganze Brahmanentum beherrschendes Axiom (Grundsaz) und ein unantastbares Dogma: die Menschen sind, aus Brahmă hervorgegangen, oder, wie es gewöhnlich heißt, von Brahmâ erschaffen, weßwegen er auch Urvater (Pitamaha), Herr der Schöpfung (Pradschapati), Schöpfer (Dhata), Weltbildner (Lokakarta) und Urvater der Welten (Lokapitamahas) in den Weden genannt wird. Von einem pantheistischen Grundprinzip, dem Brahmă oder Brahm, weiß das Volk absolut nichts, es hielt sich vielmehr seit 3 Jahrtausenden an den persönlichen Brahmâ. In der Schöpfungsperiode wurden, wie die Hindu glauben, sogleich **alle** Seelen ins Dasein gerufen, und diese Millionen Seelen sind seit ihrer Erschaffung in einem ewigen Kreislauf begriffen. Alle sind von Brahmâ ausgegangen, und alle müssen zu Brahmâ zurückkehren. Dieses Zurückkehren findet bei sehr vielen auf einem großen Umwege statt und dauert oft Jahrhunderte und selbst Jahrtausende. Wenn der Hindu ein rechtgläubiger Brahmane war und alle Vorschriften seiner Religion aufs gewissenhafteste befolgte, wenn er die Brahminen hoch verehrte und auf seinem Todbett einen Kuhschweif vertrauensvoll in der Hand hielt; so besteht er unfehlbar im Gerichte vor Yama und kehrt zurück in den Schoß Brahmâs. Aber auch im Himmel darf er nicht ewig, sondern blos so und so viele Kalpas oder Manwantaras

verbleiben, nach deren Verlauf er wieder auf der Erde erscheinen muß. — Hat ein gläubiger Hindu gesündiget, aber seine Schuld bereut und für dieselbe hinlänglich gebüßt, so wird er nach seinem Tode auch vor Yamas Richterstuhl bestehen und zu Brahmâ, oder besser gesagt, zu Wischnu oder Schiwa, je nachdem er den Einen oder den Andern besonders verehrte, zurückkehren. Hat der Hindu aber seine Sünden nicht genug auf Erden abgebüßt, oder hat er überhaupt für dieselben nicht gebüßt, so verfährt Yama furchtbar streng mit ihm, er verurteilt ihn auf so und so viele Jahre zur Höllenqual, und nachdem er diese überstanden, muß er wieder auf Erden erscheinen und, nach Maßgabe seiner Unvollkommenheit, Bosheit und Schuld, eine, vielleicht Jahrtausende in Anspruch nehmende Seelenwanderung durchmachen. Die büßende und sich läuternde Seele muß vielleicht durch alle Formen des Daseins hindurchwandern, dadurch alles Sündhafte abstreifen, sich von Tugend zu Tugend emporschwingen und der Seligkeit würdig machen. Die auf- und abwärts steigende Stufenleiter der Seelenwanderung ist in den heiligen Büchern genau angegeben. Ein mit vielen und schweren Sünden Behafteter, der noch keine Buße getan, muß zuerst durch Steine, Pflanzen und Tiere, dann durch verworfene Kastenmitglieder, Tschandalas, Kulis, Schauspieler, Dämonen (Rakschasas), Apsarasen, Gandharven, Brahminen, Aszeten, Sannyasis, Jogis, Munis und Rischis wandern. Unterwirft sich der Sünder willig und demütig den Bußübungen, so befreit er sich dadurch von den für seine Sünden verdienten Strafen, er erstickt in seinem Leib und in seiner Seele die sündhaften Neigungen, Triebe, Reize und Leidenschaften und verläßt bei seinem Tod gereinigt und geläutert den Leib. Der Hindu hat eine martialische Furcht vor der Seelenwanderung, er zittert und bebt, wenn er daran denkt, daß er von Yama dazu könnte verurteilt werden, während

vieler Kalpas und Manwantaras in der Hölle gequält zu werden und dann, nach endlicher Erlösung aus derselben, durch Tiere und verworfene Kasten wandern zu müssen. Um dieser drohenden Gefahr auszuweichen, unterwirft er sich auf Erden den unglaublichsten und schmerzlichsten Bußübungen, während deren er sich stets seinen geringen Lebensunterhalt erbettelt. In Indien ist jeder Büßer auch ein Bettler, aber nicht jeder Bettler ist ein Büßer. Der Büßer hofft durch Selbstpeinigung die Gerechtigkeit Gottes zu versöhnen und ihr Genugtuung zu leisten, er hofft, durch freiwillige Übernahme schmerzlicher Kasteiungen Gottes Barmherzigkeit zu erlangen, seine Seelenwanderung entweder abzukürzen oder, für die Zukunft, abermaliger Seelenwanderung überhoben zu werden. Viele Büßer ziehen sich in Einöden zurück, leben dort von Wurzeln und Kräutern, schlafen auf dem Erdboden, sind mit Lumpen bedeckt und lassen sich vom Ungeziefer quälen! Sind ihre Lumpen verfault und vom Leib gefallen, so betteln sie sich ein anderes zerrissenes Kleid. Andere sezen sich in einen hohlen Baum, durch den von allen Seiten Nägel getrieben sind, die ihre Spize nach innen kehren, so daß die Büßer sich nicht anlehnen können, ohne verwundet zu werden. Andere stehen jahrelang aufrecht und halten die Arme empor, so daß nach und nach der ganze Leib erstarrt. Andere halten die Hände so lange geschlossen, bis die Fingernägel durch das Fleisch hervorwachsen. Andere graben eine Vertiefung in die Erde, sezen sich in dieselbe, bedecken ihren Körper mit Erde und lassen nur den Kopf frei, um atmen zu können. Wieder andere sezen sich in die Sonne und starren den Himmel so lange an, bis sie erblindet sind. Wieder andere sezen sich zwischen 4 Feuer und lassen sich langsam rösten. Wieder andere tragen ein schweres, eisernes Gitter, das in der Mitte eine Öffnung hat, durch welches ihr Kopf hervorragt, auf den Schultern und legen dasselbe bis zu ihrem

Tode niemals ab. Mit diesem Gitter auf den Schultern gehen sie in den Straßen der Städte und Dörfer umher und betteln.

Als ich mich in Bombay aufhielt, hatte ich Gelegenheit, 2 Büßer in nächster Nähe zu beobachten. So oft ich vom Franz Xaver-Kollegium über die Esplanade in das Fort ging, wo die Europäer und Parsi wohnen, sah ich, blos 3—4 Meter vom Wege entfernt, einen Büßer auf dem Boden sizen. Er war schon alt, hatte einen weißen Bart und trug nie eine Kopfbedeckung. Er starrte beständig mit erblindeten Augen gen Himmel, hielt einen Rosenkranz in den Händen und murmelte Gebete. Am frühen Morgen ließ er sich an diesen, von ihm auserwählten Plaz führen, sezte sich mit unterschlagenen Beinen auf den Boden und drehte sich stets in der Weise, daß ihm die Sonne ins Gesicht schien. Durch das tägliche Umdrehen war im Boden eine Vertiefung entstanden, und duftete die den Büßer umgebende Atmosphäre von Schweiß und Unrat ganz ähnlich wie ein Stall, in welchem sich ein Mutterschwein mit Ferkeln befindet. Gewöhnlich saßen rings um ihn Hindu, die sich bei ihm Rats erholten, sich in sein Gebet empfahlen und ihm Almosen spendeten. Er nahm während des ganzen Tages weder Speise noch Trank zu sich.

In der Nähe des erwähnten Kollegiums war jeden Abend ein Büßer zu sehen, der hart neben der Straße auf dem Rücken lag, mit der Faust so wuchtig auf die Brust schlug, daß es dumpf dröhnte, und zwischen jeden Schlag sehr laut einige Worte sprach, die ich aber nicht verstand. Eine Weibsperson, wahrscheinlich des Büßers Frau, war stets bei ihm und bat alle Vorübergehenden um ein Almosen. Es wunderte mich sehr, daß dieser Büßer, da er an jedem Abend wohl hundertmal mit der Faust auf seine Brust schlug, nicht von einem Blutsturz oder einer Lungen-

entzündung befallen wurde. Als ich im Kollegium nach dem Beweggrund fragte, der den Büßer veranlaßt haben dürfte, sich einer so sonderbaren Selbstpeinigung zu unterziehen, erhielt ich die Antwort: „Der fragliche Büßer hat sich jedenfalls ein schweres Vergehen zu Schulden kommen lassen, und wurde ihm deßwegen von dem betreffenden Brahminen zur Strafe auferlegt, öffentlich auf die erwähnte Weise Buße zu tun.“

Eine eigentümliche Buße haben jene zu verrichten, die von ungefähr oder durch Fahrlässigkeit eine Kuh ums Leben gebracht haben. Sie müssen alle Haare des Hauptes abscheeren, sich in das Fell der getöteten Kuh kleiden und 3 Monate lang unter einer Kuhheerde auf der Weide aufhalten. Dort haben sie die Kühe respektvoll zu grüßen, sie zu bedienen und gegen wilde Tiere zu schüzen. Sie müssen sich mit Kuhharn waschen und ihren Leib mit Kuhdung bestreichen — also eine eigentliche, wahre Kuhbuße! Ob sie während ihrer dreimonatlichen Bußzeit sich auch des Kuhfutters bedienen müssen, konnte ich leider nicht in Erfahrung bringen.

6. Charakter der Hindu.

Wer die Religion, die politischen und sozialen Verhältnisse, das Familienleben, die Bildungsanstalten und die Bildungsstufe eines Volkes kennt, der kennt damit auch den Charakter desselben; denn der Charakter bildet sich nach Maßgabe und unter dem Einfluß der genannten Faktoren, er ist das Werk der genannten, auf das Volk einwirkenden Mächte, er trägt ihr Gepräge und Bild an sich. Dieser allgemein giltige Grundsaz bewährt sich ganz besonders an den Hindu — ihr Charakter ist das treue Abbild, das unverfälschte Produkt

ihrer Religion, ihrer politischen und sozialen Verhältnisse, ihres Familienlebens, ihrer Bildungsanstalten, an Orten nämlich, wo überhaupt Schulen existieren, und der Bildungsstufe, die sie in der menschlichen Gesellschaft einnehmen. Da wir einen guten Teil von all Dem kennen lernten, so können wir uns, unter Berücksichtigung aller uns bekannten Faktoren und Mächte, sehr leicht ein richtiges Bild vom Charakter der Hindu entwerfen. Ein Volk, das eine von Fabeln, Wahn und Aberglauben strozende Religion hat, das eine Unmasse von Göttern verehrt, die allen Leidenschaften und Lüsten fröhnen und eine Musterkarte der 7 Todsünden sind, ein Volk, das die Götter auf ärgerliche und schamlose Weise verehrt, das in den Pagoden die schandbarsten Bilder und Handlungen sieht, das über 3 Jahrtausende unter dem höchst nachteiligen Einfluß des Kastenwesens, das von jeher unter dem Sklavenjoch despotischer und allen Lastern ergebener Tyrannen seufzte, das im elterlichen Haus ohne Zucht, Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit aufwuchs und größtenteils aller Schulbildung entbehrte, ein solches Volk, sag ich, kann nur einen schlechten Charakter haben. So gewiß bei uns ein Mensch, der keine Religion hat, ein Mensch, dessen Erziehung vernachlässigt wurde, und der einer schlechten Kameradschaft in die Hände fiel, einen schlechten Charakter haben wird und muß; ebenso gewiß der Hindu; denn die ihn umgebenden Verhältnisse, in denen er heranwuchs und sich stets bewegte, sind die für die Bildung eines soliden Charakters denkbar ungünstigsten und feindseligsten.

Der erste Faktor, der einen ehrwürdigen, soliden Charakter bildet, ist die Religion, nämlich: die wahre Religion, die wahre Religion ist aber ausschließlich die christliche. Sie bringt uns die erhabensten, würdigsten Begriffe von Gott bei, sie entsündigt und heiligt uns im Sakrament der Taufe und bietet uns alle Mittel dar, der gefallenen, sünd-

haften Natur und der aufkeimenden bösen Lüste und Begierden Herr und Meister zu werden. Sie klärt uns vollständig auf über unsere Bestimmung, unser Ziel und Ende sowie über das unser wartende Schicksal in der Ewigkeit. Sie belehrt uns über alle unsere Pflichten gegen Gott, uns selbst und unsere Mitmenschen. Sie schreibt uns die, Gottes und unserer selbst würdigste Art und Weise vor, das höchste Wesen zu verehren. Sie hält uns durch das Leben der Heiligen die erhabensten Beispiele aller Tugenden vor Augen und begeistert uns zu ihrer Nachfolge. Sie ermahnt und warnt uns in allen Gefahren und Versuchungen; sie erteilt uns Rat in allen Zweifeln, tröstet uns im Leiden, stärkt uns im Kampf gegen Satan, Welt und Fleisch, hilft uns nach dem Fall in die Sünde, uns gründlich zu bekehren, sie begleitet uns fürsorglich und treu durch alle Wechselfälle des Lebens und drückt uns im Sterben den Kuß der Versöhnung und des Friedens auf die erblassenden Lippen. Die Religion erleuchtet unseren Geist, veredelt unser Herz und stählt unsern Willen. Und durch all Das bildet sie in uns einen edlen, soliden Charakter. Ohne Religion gibt es nur äußerliche Politur, Firniß und Schliff, andressierte Manieren und pharisäische Scheinheiligkeit. Ohne Religion läßt sich der Mensch nur durch Interesse, durch die Hoffnung auf Belohnung oder die Furcht vor Bestrafung beherrschen.

Der zweite Faktor, der einen makellosen Charakter bildet, ist die sorgfältige, gewissenhafte und weise Erziehung in einer wahrhaft christlichen Familie, in welcher die Eltern ihren Kindern in jeder Tugend voranleuchten.

Der dritte Faktor, der einen exemplarischen Charakter bildet, ist eine, nach christlichen Grundsäzen bildende und erziehende Schule. Diese 3 Faktoren fehlen aber vollständig bei den Hindu, und daher ihr schlechter Charakter, ihre Verwahrlosung und Verkommenheit. Die schamlose Mythologie,

die unzüchtigen Bilder in den Pagoden, die frivolen Gesänge und greuelhaften Szenen beim Götzendienst und der Feier der Feste, die, alles Schamgefühl verlezenden Tänze der Bajaderen, das raffinierte Laster, das allenthalben paradiert, demoralisieren und verwildern das Hindu-Volk vollständig. Das Familienleben ist tief gesunken und gänzlich verkommen. Die Frauen, die Mütter der Kinder sind mißachtet und stehen mit den Sklavinen auf einer Stufe. Dem Vater ist in puncto VI. alles erlaubt; die Polygamie und Polyandrie ist das Grab der Sittlichkeit und des häuslichen Friedens, der Zucht und Ordnung. Es ist nämlich dem Hindu erlaubt, mehrere Weiber zu haben, und in einigen Provinzen, z. B. bei den Telugus, Reddis, Tottiyars, Nairs, Mapillas und Singhalsen auf Ceylon herrscht der abscheuliche Gebrauch, daß mehrere Männer nur Eine Frau haben. Wie wäre es denn möglich, daß unter solchen schauerlichen Verhältnissen ein Hindu einen edlen, soliden Charakter haben könnte! Des Hindu Sprichwort: „Für den Bauch spielt man jede Rolle“ ist die beste Charakteristik desselben. Schon der heilige Franz Xaver hat sich in einem Brief, geschrieben zu Cochim, am 14. Januar 1549, über den erbärmlichen Charakter der Hindu bitter beklagt. Der ausgezeichnete und vielerfahrene Missionär P. Balthassar da Costa versicherte: „Alle Beschwerden und Leiden eines Missionärs in Madura (im Süden Indiens) sind nicht zu vergleichen mit dem Leben unter einem Volke, das die häßlichste (lasterhafteste) Rasse ist, die sich denken läßt“, so erzählt Bertrand in seinem vortrefflichen Werke: «La mission du Madure», im dritten Band, Seite 5.

Ein schwer wiegender Grund des häßlichen Charakters der Hindu ist, außer den schon angeführten, die leichte Art und Weise, wie sie sich von Sünden reinigen. Ein Bad in einem heiligen Teich oder Fluß, das Trinken eines kleinen

Quantums Gangeswassers oder Kuhharnes tilgt unfehlbar alle, auch die schwersten Sünden. Wird Wischnu oder Schiwa Betel zum Kauen gereicht, begießt man die heilige Tulasipflanze, oder reinigt man die Füße eines Brahminen, so werden alle Sünden nachgelassen. Von einer eigentlichen Reue, Sinnesänderung und Bekehrung ist also keine Rede, dieser bedarf es nicht. Der Hindu verkennt also vollständig das Wesen der Sünde und der Leidenschaften, er hält dieselben für eine, dem Leib anhaftende Unreinigkeit, die, wie Staub oder Schmuz, abgewaschen werden kann, oder die durch ein äußerlich, mechanisch vollbrachtes Werk getilgt und vernichtet werden kann. Es wird also die Axt nicht an die Wurzel gelegt, Sünden und Leidenschaften werden nicht durch Selbstverleugnung, Selbstbeherrschung und Überwindung mit der Wurzel ausgerissen und an deren Stelle die ihnen entgegengesezten Tugenden ins Herz gepflanzt; nicht durch Kampf, Wachsamkeit, Flucht vor der Gefahr, Gebet und Gnade werden Sünden und Leidenschaften vernichtet, und der Sünder hat der Gnade der Götter nicht mitzuwirken, sondern das Waschen mit heiligem Wasser, der Hokuspokus religiöser Zeremonien und die Verrichtung abergläubischer Gebräuche soll eine Umwandlung und geistige Wiedergeburt des Sinnes und Herzens hervorbringen. Auch die Selbstpeinigung der Büßer, ihr gegen die sündhaften Regungen und Neigungen in Anwendung gebrachtes Sengen und Brennen vernichtet die Leidenschaften nicht, sie sind vielmehr ein täuschendes Flittergold und ein Verkleistern der tief eingewurzelten Schäden der Seele.

Ich will zuerst die **guten** Eigenschaften des Charakters der Hindu und dann die Schattenseiten desselben anführen.

Daß die Indier von jeher durch und durch religiös und fromm waren, daß sie alles auf die Religion bezogen und mit den Göttern in Zusammenhang brachten, ersieht man

ganz besonders aus den Namen der Wochentage, die sämmtlich Gottheiten geweiht sind. Die Wochentage heißen und sind geweiht:

Der Sonntag «aditjavaram» oder «suryavaram» und ist dem Sonnengotte Suryas geweiht,

der Mondtag «tschandravaram» oder «somavaram» und ist dem Mondgotte Tschandra geweiht,

der Dienstag «mangalavaram» und ist dem Planetengotte Mars geweiht,

der Mittwoch «buddhavaram» und ist dem Planetengotte Merkur geweiht,

der Donnerstag «vrihaspativaram» und ist dem Planetengotte Jupiter geweiht,

der Freitag «sukravaram» und ist dem Planetengotte Venus (bei den Indiern keine Göttin, sondern ein Gott) geweiht, und

der Samstag «sanivaram» und ist dem Planetengotte Saturn geweiht. Auch bei andern heidnischen Völkern trugen die Wochentage Götternamen, so z. B. bei den Chaldäern, Ägyptern, Griechen, Römern und Deutschen.

Der Hindu ist tief religiös. Er glaubt steif und fest all die Fabeln der brahmanischen Mythologie. Mögen dieselben auch noch so ungereimt, lächerlich und unvernünftig sein, so nimmt er sie dennoch als bare Münze hin. Er untersucht nicht, prüft nicht, zweifelt nicht, was, bei seiner Überzeugung von der Wahrheit des Brahmanismus, als gute Eigenschaft bezeichnet werden kann. Er verrichtet pünktlich und gewissenhaft die vorgeschriebenen Gebete und religiösen Gebräuche.

Er lebt im allgemeinen nüchtern und mäßig.

Er ist bei Leiden, Widerwärtigkeiten und Heimsuchungen geduldig und fügt sich resigniert in das Unvermeidliche.

Er ist endlich, denn die guten Eigenschaften des Hindu

gehen schon jezt zu Ende, pünktlich und gehorsam, aber immerhin bedarf er, gleichviel, ob im Staats- oder Privatdienst oder beim Militär verwendet, einer strengen Kontrole.

Die **schlimmen** Eigenschaften des Charakters der Hindu sind, leider, sehr zahlreich und mannigfaltig, und bilden eine reiche Musterkarte von häßlichen Auswüchsen, Abnormitäten und Defekten. Um aber bei ihrer Aufzählung und Schilderung streng bei der Wahrheit zu bleiben und gerecht zu sein, muß stets erwähnt werden, welche Schichten der Bevölkerung mit den betreffenden schlimmen Eigenschaften behaftet sind. Wer alle Hindu in Einen Topf werfen oder über Einen Kamm scheeren würde, der hätte sich dadurch an der Wahrheit und Gerechtigkeit versündigt. Es gibt jedoch auch Charakterfehler, die sich, wie es den Anschein hat, in allen Kasten vom Vater auf den Sohn vererben, und von diesen soll zuerst die Rede sein.

Den Hindu brandmarkt eine enorme Verlogenheit, Heuchelei, Falschheit, Verstellung und Treulosigkeit. Ein Thor, wer einem Hindu Glauben schenkt und seinen schönen Worten, Versprechungen, Beteuerungen und Schwüren traut! Treulosigkeit, Verlogenheit, Arglist und Verräterei sind bekanntlich ein Angebinde fast aller Asiaten. Der Hindu besizt eine große Findigkeit, Gewandtheit und Virtuosität in der Verstellungskunst, in der Heuchelei und im Lügen. Die ganze bodenlose Verlogenheit der indischen Mythologie scheint sich in ihm verkörpert zu haben. Der Druck, den die despotischen Herrscher, Hindu wie Mohammedaner, Portugiesen wie Engländer, auf alle Schichten der Bevölkerung ausgeübt, hat dem Hindu eine sklavische Gesinnung beigebracht. Jeder Druck von oben nach unten ruft eine Reaktion von unten nach oben hervor, die vor allem darin besteht, daß sie Ergebenheit und Unterwürfigkeit heuchelt. Despotie und Tyrannei haben jederzeit sklavische Gesinnung, Heuchelei und Falschheit

in den Untertanen wach gerufen und groß gezogen. Die Engländer z. B. umgarnten die Radschas und Nawabs mit Lug, Heuchelei, Schmeichelei und Arglist, und diese wähnten, sich dadurch aus der Schlinge ziehen zu können, daß sie die Engländer auf die ausstudierteste und raffinierteste Weise an Intriguen, Verschlagenheit und List zu überbieten suchten. Musste denn eine so verruchte Taktik, wie sie Jahrhunderte lang von Hindufürsten, Mohammedanern, Portugiesen, Franzosen und Engländern geübt wurde, nicht nach und nach das ganze Hindu-Volk korrumpieren und ihm den Stempel der Lüge, der Heuchelei, der Falschheit und der Treulosigkeit aufdrücken? Wer, wie die Brahminen, für sich abgöttische Ehren von seinen Mitmenschen in Anspruch nimmt, der zieht an ihnen Schmeichler, Speichellecker und Heuchler heran. Wer seine Untergebenen bedrückt, aussaugt und bis auf den lezten Pfennig berauben will, der nötigt dieselben, sich zu verstellen, zu lügen und zu heucheln; das war in Indien aber von jeher der Fall. Wenn man beim Hindu überhaupt von Schamröte sprechen könnte, so müßte man sagen: „Der Hindu wird nur dann schamrot, wenn er bisweilen unversehens und aus Übereilung die Wahrheit gesprochen hat.“

Der abscheulichste Schandfleck, der dem Charakter des Hindu anklebt, ist die Unkeuschheit, die Wollust, die Unzucht. Im Hinblick auf das, was ich in betreff dieses Lasters bisher schon angeführt und anläßlich der Beschreibung der Hindu-Feste noch anführen muß, gehe ich auf diesen heikeln und ärgerlichen Gegenstand gar nicht ein; ich sage nur: wer alle Verhältnisse in Indien in Betracht zieht; der wird der Überzeugung sein, daß es unter den Hindu einen schamhaften, keuschen Menschen nicht geben kann. Eine Sünde der Unkeuschheit kennt der Hindu nicht, und eine Tugend der Unschuld, der Jungfräulichkeit und Keuschheit übersteigt weit alle seine Begriffe und Vorstellungen. Das Weib, und nur

das Weib, ist zur Treue gegen ihren Mann verpflichtet, verfehlt es sich gegen diese Pflicht, so hat es sich nicht gegen die Pflicht der Keuschheit, die der Hindu nicht kennt, sondern nur gegen die Pflicht der Treue verfehlt. Wer bedenkt, daß selbst den Kindern die anstößigsten Abenteuer der Götter erzählt werden, z. B. von dem Gotte Indra, der von einem solchen Abenteuer den schändlichen Beinamen Sayonis und Netrayonis erhielt, die anstandshalber nicht übersezt werden können, den wird es gewiß nicht wundern, daß die Hindu aller Ehrbarkeit, Zucht und Sitte bar und ledig sind und dafür auch niemals empfänglich gemacht werden können. Nur wenn das Hindu-Kind in frühester Jugend in eine christliche Familie, in ein christliches Institut oder Kloster kommt und streng religiös erzogen wird, dann erstirbt in ihm die Hindu-Erbsünde der Verlogenheit und Unzucht, und die duftende Lilie der Wahrhaftigkeit und Keuschheit sproßt aus seinem Herzen empor.

Der dritte Grundzug des Hindu-Charakters ist die Geldgier. Dieses Laster scheint allen Asiaten angeboren zu sein, aber es wurde bei den Indiern noch bedeutend gesteigert durch das schlechte Beispiel, das ihnen die Parsi, die Mohammedaner und die Europäer gaben. Die Parsi, die Feueranbeter, spielen in Indien dieselbe Rolle, welche die Juden mit einer, von keinem andern Volk der Erde erreichten Virtuosität unter allen Nationen spielen. Die Parsi sind Großhändler und beherrschen den Geldmarkt mit solcher Klugheit, Um- und Vorsicht wie der Jud die Börse in Europa. Daß der Mohammedaner äußerst geldgierig ist, bedarf wohl keines Beweises. Er teilt mit dem Juden dieselbe Ansicht, daß ihm alle Schäze der Erde von rechtswegen gehören, und darum sucht er sich per fas et nefas, mit Recht und Unrecht, durch List und Gewalt, alles anzueignen, was ihm erreichbar ist. Die auri sacra fames, der

Golddurst, hat alle Europäer und alle Eroberer an das Gestade von Indien und über den Indus und Ganges geführt. Wen wird es da Wunder nehmen, daß der Hindu auf Kupfer- und Silbermünzen Jagd macht, da er sieht, wie sich die Fremdlinge in seinem Vaterlande mit Gold beladen? Der reine Gewinn, den die Engländer 1880/81 blos aus dem Opium-Monopol erzielten, betrug, nach Abzug aller Unkosten (43 Millionen Mark) 188 Millionen. Der Steueraufschlag auf das exportierte Opium steigerte sich von 250 Mark für eine Kiste Opium, im Gewicht von 140 Pfund, im Jahre 1843, auf 1900 Mark im Jahre 1878! Der arme Hindu aber, der den Mohn pflanzen und das Opium bereiten muß, erhält für seine aufreibende Arbeit nur so viel, daß er nicht gerade verhungert und seine Blöße bedecken kann. Die Grund-, Häuser- und Gewerbesteuer ist enorm hoch, und erpressen die Steuererheber den Hindu überdieß unter allen möglichen Vorwänden Geld.

Der vierte Grundzug des Hindu-Charakters ist Trägheit und das Haschen nach mühelosem Gewinn. Das heiße Klima erschlafft allerdings den Körper und stellt den Fleiß auf eine schwere Probe. Die europäische Beamtenwelt gibt den Hindu, das «Dolce far niente», das „süße Nichtstun“, betreffend, ein sehr schlimmes Beispiel, da sie die heiße Jahreszeit in den Sommerfrischorten, klimatischen Kurorten und Gesundheitsstationen beschäftigungslos und blos dem Vergnügen lebend, zubringt. Die berühmtesten Sommerfrischorte Indiens sind: Dardschiling und Simla auf dem Himalayagebirge, Matheran, Puna und Mahabaleschwar auf den Westghats, Kunar und Utakarmand auf dem Nilgirisgebirge. Ist es dem Europäer erlaubt, monatelang alle Geschäfte an den Nagel zu hängen, blos dem Vergnügen zu leben und das reiche Einkommen, das er aus der Staatskasse bezieht, d. h. das Erträgnis der Steuern, Abgaben und Monopole zu ver-

zehren, warum soll denn der Hindu, bei seiner magern Kost und unter dem glühenden Himmel, sich nicht in den Schatten eines Mango-Baumes legen und vom Paradiese Wischnus und Schiwas träumen?

Der fünfte Grundzug des Hindu-Charakters ist Rachsucht und Tücke. Die Blutrache, die sich bei manchen Völkern eingebürgert hat, ist bei den Hindu nicht im Brauch. Der Hindu rächt sich an seinem Widersacher, Gegner und Feind auch nicht mit offenem Visier, sondern heimtückisch durch Ränkesucht und Verleumdung, durch Verwünschungen und Anwendung abergläubischer Mittel, namentlich durch Zauberei und Hexerei sucht er seinem Widerpart zu schaden, ihn zu verderben und zu Grund zu richten. Verzeihung, Versöhnung, und Großmut kennt er kaum dem Namen nach. Doch gibt es vereinzelte Beispiele von Edelmut und Hochherzigkeit unter den Hindu. Ich will ein solches aus dem Buche des Missionärs, P. Kleibers, das den Titel trägt: „Zehn Jahre in Indien" anführen. Es heißt im II. Band, Seite 216,: „Unter dem Lärm und Getöse des Aufstandes in Delhi vergaß eine Mutter ihre beiden Kinder, von welchen das eine 3, das andere 6 Jahre alt war, mitzunehmen, als sie eilends flüchtete. Beide Kinder hatten sich, in der Nähe Delhis, unter einer Brücke verborgen, wo sie aber ein Sannyasi (P. Kleiber nennt dieselben irrtümlich stets Fakir. Fakir ist aber ein mohammedanischer Büßer oder Heiliger. Da der hier in Frage stehende Büßer jedoch ein Hindu war, so will ich denselben mit seinem richtigen Namen bezeichnen.), welcher über die Brücke ging, bemerkte. Er nahte sich den beiden Kindern und erkannte an ihrer Hautfarbe und Kleidung, daß sie einer europäischen Familie angehörten. Er nahm das eine derselben auf seinen Arm, führte das andere an der Hand und begab sich mit denselben nach Agra, 140 englische Meilen (fast 47 Stunden) von Delhi entfernt. Dort hoffte

er Europäer zu finden, die sich dieser verlassenen Kinder annehmen würden. In Agra angekommen, erfuhr er, daß sich alle Europäer in die Festung zurückgezogen hätten; dahin zu gelangen war aber für einen Eingeborenen eine schwierige Aufgabe. Mit größter Lebensgefahr wagt er es, mit beiden Kindern bis in die Nähe der Wache vorzudringen. Von derselben angerufen, gibt er seine Absicht kund, die beiden Kinder ihren Eltern zu übergeben, sofern sie sich in der Festung befinden sollten. Hierauf wurde der Sannyasi festgenommen und zur Rechenschaft gezogen, wie diese Kinder in seine Hände gekommen seien. Er erzählte den ganzen Hergang, aber niemand glaubte ihm, er wurde vielmehr als Spion erklärt und ins Gefängnis geworfen. Während er gefangen saß, fanden die Kinder ihre Eltern in der Festung und erzählten ihnen von dem guten Hindu, der sie unter der Brücke gefunden, durch die aufständischen Sipahis geführt, bei Tag und Nacht verpflegt, in Delhi aber von den gereizten Soldaten ins Gefängnis geworfen worden sei und noch in demselben schmachte. Hierauf eilten die Eltern mit ihren Kindern zum Gouverneur von Agra und erzählten ihm die edelmütige Tat des Sannyasi. Sogleich ließ derselbe den Menschenfreund aus dem Gefängnisse holen und stellte folgende Frage an ihn: „Was verlangst du, mein lieber Alter, für die großmütige Tat, welche du an diesen Kindern verrichtet hast?“ — „Eine solche Tat kann von Menschen nicht belohnt werden“, erwiderte der Sannyasi. „Sechsunddreißigtausend Rupien stehen dir zu Gebot“, entgegnete ihm der Gouverneur; der Sannyasi aber antwortete: „So reich du auch sein magst, so kannst du dennoch solch eine Tat nicht belohnen.“ Nunmehr drang aber der Guverneur in ihn, wenigstens einen Teil der ihm angebotenen Summe als ein Andenken an seine edle Tat anzunehmen, und darauf sprach sich der Sannyasi dahin aus: „Weil du mir ein

Andenken an meine Handlungsweise geben willst, so bitte ich dich: Laß in der Nähe meiner Wohnung einen Brunnen graben und um denselben Bäume pflanzen, damit der müde Wanderer in ihrem Schatten ausruhen und wie ich handeln möge."

Der sechste Grundzug des Hindu=Charakters sind: Wankelmut, Unbeständigkeit und Unzuverlässigkeit. Es ist sehr leicht begreiflich, daß der Hindu, der so entsezlich abergläubig ist, der sich von einer Unzahl Götter und Dämonen, Hexen und Zauberer, von guten und bösen Zeichen, Vorbedeutungen und Prophezeiungen abhängig glaubt und weiß, wankelmütig, unbeständig und unzuverlässig sein muß. Der Hindu fühlt sich nie selbstständig und frei in seinen Entschlüssen, er ist nie sein eigener Herr, er ist lediglich der Spielball höherer Mächte, guter und böser Geister, deren Willen ihm die Wahrsager, Zauberer und Brahminen offenbaren, und deren Befehlen, Eingebungen und Impulsen er unbedingt zu folgen hat. Er steht unter Mächten, denen er sich nicht entziehen und denen er nicht trozen kann, unter Einflüssen, die unüberwindlich sind, und in Zauberkreisen, aus denen es für ihn kein Entrinnen gibt. Einbildung, Aberglauben, Trug und Wahn erniedrigen ihn zu einem Schilfrohr, das sich vor jeder Welle beugt, und zu einer Wetterfahne, die jeder Wind dreht.

Ich gehe nun zur Schilderung des Charakters einzelner Kasten über.

Die höheren Kasten sind von Stolz, Hochmut, Willkür, Herrschsucht und Anmaßung besessen. Sie schauen voll souveräner Verachtung herab auf die tief unter ihnen stehenden Kasten. Sie können sich unmöglich zu dem Bewußtsein erheben, daß die Mitglieder der sogenannten verworfenen Kasten gleichen Wesens und gleicher Natur mit ihnen seien, geschweige denn, daß sie ebenbürtige und gleich=

berechtigte Mitmenschen, Mitbrüder sein sollten. Sie wähnen, daß jene keine Menschenwürde besizen — bewahre! Menschenwürde, Seelenadel und Rechte haben blos sie, die zweimal Geborenen, die mit dem Dschaneo Umgürteten und zum Lesen oder Anhören der Weden Berechtigten. Für Demut, Herablassung, Menschenfreundlichkeit und Menschenliebe ohne Ansehen der Person, der Geburt, des Standes und der Kaste haben sie keinen Sinn, kein Verständnis und keine Empfänglichkeit.

Vom Stolz, von der Anmaßung und Herrschsucht der Brahminen war bisher wiederholt die Rede, und werden wir im dritten Abschnitt dieses Buches nochmals mit denselben zusammentreffen, weßwegen ich hier über dieselben kein Wort mehr verlieren will.

Was die Vasallenfürsten und die unter ihnen stehenden Aftervasallen sowie die Radschputs betrifft, so besizen dieselben eine sehr hohe Meinung von ihrer Würde und Macht. Ihre Würde und Macht steht aber mit ihrem Stolz und Hochmut in umgekehrtem Verhältnis: je mehr ihre Würde und Macht von den Engländern beschnitten wird, desto mehr schießt ihre Meinung von denselben, von ihrer Würde und Macht nämlich, ins Kraut, wahrscheinlich suchen sie das, was ihnen an Würde und Macht abgeht, durch Stolz und Hochmut zu ersezen. Es grenzt ans Lächerliche, was sie sich an Geld und Bestechung, für Kabale und Umtriebe, kosten lassen, um einen Titel, eine höhere Rangstufe, einen Orden oder 2—3 Salutschüsse von der Regierung zu Calcutta zu erbetteln. Es ist wiederholt vorgekommen, daß Radschas in der Absicht nach London reisten, um beim Ministerium oder der Kaiserin von Indien über Zurücksezung Beschwerde gegen den Vize-König von Indien oder die Gouverneure von Bombay oder Madras zu erheben. Namentlich spielt der unsäglich kindische und läppische Wunsch, so

und so viel Salutschüsse mehr verwilligt zu erhalten, eine große Rolle bei ihren Bittgängen nach London.

An kleinlicher Eitelkeit, Putzsucht, pfauenmäßigem Radschlagen und mädchenhafter Ziererei übertreffen sie jede Evastochter der Welt und finden nicht ihresgleichen. Es ist äußerst interessant, indische Radschas und Nawabs in ihrem Gala-Kostüm zu sehen. Dieser Anblick wurde mir in Calcutta zutheil. Der Zufall fügte es, daß ich meinen Einzug in die Hauptstadt Indiens gleichzeitig mit dem König von Siam hielt. Des andern Tags war Galavorstellung im vizeköniglichen Palaste. Erzbischof Steins erbot sich, mich als seinen Hauskaplan zur Aufwartung bei Hof mitzunehmen. Ich lehnte aber diese Gunstbezeugung mit der Entschuldigung ab, daß ich der englischen Sprache nicht in dem Grade mächtig sei, um bei der Vorstellung meiner proletariatsmäßigen Persönlichkeit an den Vizekönig von Indien oder den König von Siam, namens Somtetsch Tschausa Chulalonkorn, der damals 20 Jahre alt war, einige Worte richten zu können. Ich fuhr aber mit dem Erzbischof zum vizeköniglichen Palaste, stieg dort aus, stellte mich unter die Zuschauer und ließ die Großen des Reiches vor mir Revüe passieren. Welcher Reichtum, welche Pracht, welche Kostüme kamen mir damals zu Gesicht! An den indischen Radschas glänzte, flimmerte und blizte alles von Gold, Silber, Diamanten und Perlen. Kein Fleck ihres Anzuges war ohne Schmuck und Zierat. Der Anzug aller Radschas repräsentierte jedenfalls viele Millionen. Ein ähnliches Schauspiel sah ich blos in Preßburg, als im Spätjahr 1853 die wieder aufgefundene ungarische Stephanskrone durch den Palatin von Ungarn, den Erzherzog Josef, von Buda-Pest nach Preßburg übertragen wurde. Sehr viele ungarische Magnaten befanden sich im Gefolge des Palatins, und strozte ihr National-Kostüm von Gold und Edelsteinen.

Als die Königin von England, am 1. Januar 1876, in Gegenwart des englischen Tronfolgers, des Prinzen von Wales, in Delhi als Kaiserin von Indien proklamiert wurde, hielt es die englische Regierung für ihre Pflicht, mehrere indische Radschas und Nawabs von dieser Feierlichkeit fern zu halten, d. h. ihnen zu verbieten, dabei zu erscheinen, und zwar aus dem Grund, weil sie wußte, daß die betreffenden Fürsten tief verschuldet, aber dennoch sehr prunkliebend waren, sie wollte also deren magere Börse vor der galopierenden Schwindsucht bewahren.

Als der Kronprinz von England in dem schon erwähnten Jahre Indien bereiste, hatte er auch dem Maharadscha von Gwalior, namens Dschiadschi Rao Sindia, einen Besuch zugedacht. Rao Sindia, der viele und prachtvolle Paläste besizt, hielt keinen für würdig, den Tronfolger Englands zu beherbergen, er ließ daher in aller Eile ein wahrhaftiges Feenschloß durch 7000 Arbeiter, Handwerker und Künstler herstellen, das die Kleinigkeit von 3,500.000 Mark kostete. So hoch treiben es indische Vasallenfürsten. Es herrscht an ihren Höfen ein wahrhaft sybaritisch-sardanapalisches Leben in Prunk, Schwelgerei und Ausschweifung, und wird dem armen Hindu die lezte Pice (eine indische Kupfermünze im Werthe von circa 4 Pfennig) zur Bestreitung des wahnsinnigsten Luxus abgepresst.

Als ich auf einem Dampfboot von Madras nach Calcutta fuhr, bestieg in False-Point, dem lezten Landungsplaz vor Calcutta, ein alter Radscha mit seinem etwa zwanzigjährigen Sohn das nämliche Dampfboot, auf dem ich mich befand. Beide waren im Begriff, nach Calcutta zu reisen, um dort an den Festlichkeiten teilzunehmen, die zu Ehren des Königs von Siam veranstaltet wurden. Der alte Radscha hatte zu Gunsten seines Sohnes auf die Regierung verzichtet und begleitete denselben gegenwärtig als Mentor, als Führer

und Ratgeber, nach Calcutta, und das hatte der jugendliche Radscha sehr nötig. Sein Betragen und Benehmen war höchst linkisch, läppisch und tölpelhaft. Es war an ihm auch nicht eine Spur von konventioneller Gepflogenheit, von Anstand, Bildung, Gesittung und feinen Manieren zu entdecken. Das Musterbild, das E. Schlagintweit in dem, von mir wiederholt angeführten Werke: „Indien in Wort und Bild", II. 86, von den indischen Vasallenfürsten und namentlich von den Kronprinzen derselben entwirft, war ihm akkurat auf den Leib geschnitten. Es heißt dort: „Ihre Lebensweise von der Geburt bis zum Tode ist ihrer hohen Stellung durchaus unwürdig. Schon ihre Lebensfähigkeit kann geradezu ein physiologisches Rätsel genannt werden. Der junge Prinz ist fast regelmäßig der Sohn eines vorzeitig gealterten Vaters; als Schwächling erblickt er die Welt . . . Der Säugling wird einer Sippe alter, in Vorurteilen ergrauter Pflegerinen überantwortet und bleibt im Frauengemach, dem Zanana Khana, ihrer Obhut bis zum 12. Lebensjahre anvertraut. Als eigensinniger, launischer, dünkelhafter Jüngling wird er dann sogenannten Gelehrten übergeben, deren Familien die Befugnis der Unterweisung des jeweiligen Kronprinzen in etwas Schreiben und Lesen seit vielen Generationen als Recht beanspruchen. Dem jungen Prinzen wird gegen alles, was Fortschritt heißt, Widerwillen und Haß eingeprägt, aus gefälschten, seine Familie verherrlichenden Werken dagegen der Glaube beigebracht, sein Geschlecht sei das vollkommenste und geehrteste unter der Sonne. Mit zwanzig Jahren oder kurz hernach besteigt der Jüngling den Tron, denn ein hohes Alter ist bei (den indischen) Fürsten nicht die Regel. In den ersten Jahren greift der Fürst noch tätig ein, horcht, wenn auch widerstrebend, auf den Rat des ihm zur Überwachung seiner Regierungsweise beigegebenen englischen Beamten (Residenten), aber wenige Jahre später macht sich der Einfluß

früher geschlechtlicher Ausschweifungen bemerkbar; es wird dem Genusse von Opium und von noch schlimmeren narkotischen Genußmitteln gefröhnt, die Regierung aber einer Clique selbstsüchtiger, habgieriger Würdenträger überlassen, und nach wenigen Jahren tönt der Palast, dann das Land wieder von Klagen über Akte des Wahnsinns und der Bedrückung." Das Gesagte trifft leider weitaus bei den meisten in Indien noch vorhandenen 343 Vasallen-Fürsten ein, die mehr oder weniger von 5/10—9/10, unter englischer Vormundschaft und strengster Kontrole stehen. Sie sind körperlich und geistig tief herabgekommen, entnervt, entkräftet, ausgemergelt und verweichlicht. Sie haben durch maßlose Ausschweifung ihre Familien auf den Aussterbeetat gesezt. Obgleich, oder besser gesagt, gerade weil sie viele Weiber haben, sind sie arm an Kindern. Ram Sing, Radscha von Dschaipur z. B. hatte 7 Weiber und hinterließ gar keine Kinder. Die uns bekannnten indischen Verhältnisse tragen die Schuld, daß sich der sogenannte Kindersegen der Ehen rapid vermindert. In den Ländern Mitteleuropas treffen auf 100 Ehen 450 Kinder, in Indien dagegen notdürftig 280. In den fürstlichen Familien stellt sich aber noch ein armseligeres Verhältnis heraus. Die englische Regierung hat daher, um nicht in den Verdacht zu kommen, sie begünstige das Aussterben der indischen Fürstenfamilien, und um der mißlichen Verlegenheit überhoben zu werden: Siechenhäuser für ihre Vasallen und Aftervasallen errichten zu müssen, einige Erziehungs-Institute für indische Prinzen gegründet und gesezlich bestimmt, daß Fürstensöhne, die minderjährig zur Tronfolge gelangen, vorher in den von ihr errichteten Instituten gebildet und erzogen werden. Solche Anstalten, die Radschkumara-Kollegs heißen, sind: in Indor und Naugong für Zentral-Indien, in Adschmir für Radschputana und in Radschkot für die Halbinsel Gudscharat. Es dürfte die Zeit nicht sehr

fern sein, daß sich die englische Regierung bemüssigt sehen wird, für jeden indischen Kronprinzen eine gründlich in ihrem Fach gebildete Amme aus London kommen und dieselben, die Kronprinzen nämlich, hauptsächlich mit Liebigs Fleisch-Extrakt und revalenta arabica aufziehen zu lassen; denn das an und für sich vortreffliche Gesez gegen die Vielweiberei, das die englische Regierung als dritte Akte im Jahre 1872 erließ, scheint mehr um der Übertretung als der Beobachtung willen gegeben worden zu sein, wenigstens kräht bei den Hindu, Mohammedanern und Parsi kein Hahn darnach. Das Gesez gegen die Vielweiberei ist namentlich aus diesen zwei Gründen undurchführbar: 1. gestattet der Islam und die Hindu-Religion die Vielweiberei, und 2. können und dürfen weder das Zenana (auch Zenanah geschrieben) noch der Harem einer Revision durch die Behörden unterworfen werden — beide Gemächer sind nämlich unnahbar, unverlezbar, nur der Ehemann, dessen Weiber sich dort befinden, darf sie betreten. Wehe demjenigen, der in ein Zenana oder in einen Harem eindringen würde — er wäre ein Kind des Todes, denn dem Eigentümer desselben steht das Recht zu, ihn auf der Stelle zu töten.

Der jugendliche Radscha auf unserem Schiff, ein kleiner Knirps, der höchstens 1½ Meter groß war, hatte jedenfalls weder eine der obengenannten Fürstenschulen, noch irgend ein Institut besucht, noch eine ordentliche Erziehung genossen, denn er betrug sich gerade wie ein Harlekin oder Bajazzo. Er trug weiße Atlashosen, eine Weste von Goldbrokat, einen großen reichgeschmückten Turban, bunte Pantoffeln mit hohen Schnäbeln und ohne Kappen, und war in ein buntfärbiges, mit Gold- und Silberfäden durchwirktes Tuch gehüllt. Bald las er buchstabierend in einem Buch, bald rauchte er eine Cigarre, bald tänzelte er auf dem Deck hin und her, bald stolzierte er so gravitätisch oder kokett oder theatralisch auf

und ab, als wäre er zu Hause in seinem Darbar (Empfangs-, Audienz- und Gerichtssaal). Er schnitt beständig die verwunderlichsten Grimassen und bearbeitete mit größter Sorgfalt sein Flaumschnäuzerchen nebst Knebelbärtchen vermittelst einer Haarbürste, wobei er einen Handspiegel vors Gesicht hielt. Sein Antliz trug das Gepräge großer Dünkelhaftigkeit, burschikosen Übermutes und im Übermaß genossener Lüste. An seiner ganzen Persönlichkeit war auch nicht ein Zug von Ernst, Würde und Bildung zu entdecken. Er ließ sich öfters von einer Kammerzofe, die wahrscheinlich eine Sklavin war, bedienen. Ihr Dienst bewegte sich aber offenbar nicht in den Grenzen des sittlich Erlaubten, was man aus ihrer und ihres Herrn Physiognomie deutlich lesen konnte. Sie war unstreitig, wie man so oft in den Zeitungen angekündigt lesen kann, ein Mädchen „für alles". Sardonisch (krampfhaft) lachend, bombardierte er öfters diese Kammerzofe mit der dicken Haut geschälter Bananen oder mit Orangenschalen. Kurz und gut: der absonderliche indische Fürst spielte eine jämmerliche Rolle und schien den Beweis liefern zu wollen, daß man es in den Tölpel- und Flegeljahren sehr weit bringen könne. Der Vater beobachtete mißvergnügt das läppische Benehmen seines Sohnes und warf ihm bisweilen einen ernsten, strafenden Blick zu, den dieser aber in brüsker (frecher) Weise und durch neues Possenspiel erwiderte. Ich sprach wiederholt mit dem alten Radscha, der sich sehr ernst und würdevoll benahm. Er trug einen schneeweißen Vollbart, der ihn als hochbetagten Greis erscheinen ließ; ich erfuhr aber von ihm selbst, daß er erst 54 Jahre zählte. Er hatte ungemein verwitterte Gesichtszüge und sah sehr abgehärmt und leidend aus.

Als unser Dampfer, morgens 8 Uhr, in die Mündung des Hugli einfuhr, der hier 5 Kilometer breit ist, begab sich der junge Radscha unter Deck und kam erst nach

einer Stunde wieder zum Vorschein. Er hatte das buntgewirkte Tuch, das mit einem Pluviale der katholischen Priester sehr viele Ähnlichkeit hatte, abgelegt und sich in ein Gewand gekleidet, das mit Gold- und Silberstickerei überladen und einer Dalmatika, wie sie von den Diakonen bei einem Hochamte getragen wird, nicht unähnlich war. Er trug einen mächtig ausgeweiteten, reich verzierten Turban, eine goldene Kette um den Hals, von Diamanten blizende Fingerringe und an der Seite ein langes Schwert, das ihm vom Boden bis an den Hals reichte. Stolz und Größenwahn tronten auf seiner Stirne und leuchteten aus seinen Augen. Seine Herrschermine schien zu befehlen: „Auf die Kniee vor mir, dem Allgewaltigen, dem Herrscher von ‚Krähwinkel'", seze ich eigenmächtig bei, denn eine komischere Figur ist mir nie in meinem Leben vorgekommen. Shakespeares Falstaff stand leibhaftig vor mir, es fehlte dieser indischen Kopie nichts als die Korpulenz. Wir alle: der Schiffskapitän und Lieutenant, die Passagiere I. und II. Klasse: ein englischer Oberst und ein Major, beide in Uniform, ein englischer Militärarzt, ein Ingenieur, eine englische Dame und meine Wenigkeit umringten den prachtvoll kostümierten Knirps und nahmen all seine Herrlichkeiten in Augenschein, besonders sein großes Schwert, das einen mit Diamanten besezten Griff hatte und in einer metallenen, ächt vergoldeten Scheide stack und dem Däumling gerade bis unter das Kinn reichte. Welch ein martialisch-drolliger Popanz! Am schreiendsten kontrastierten die nackten Fußknöchel und Fersen mit der herrlichen Dalmatik und dem blizenden Hünenschwert. Barmherziger Himmel! Welch ein originelles Schauspiel hätte es gewährt, wenn der saft- und kraftlose Junge das Riesenschwert hätte ziehen müssen und einen Hieb hätte führen sollen! Ich behaupte ohneweiters, daß ich in diesem Fall den furchtbar Bewaffneten mit einem gewöhnlichen Kanzlei-

lineal kampfunfähig und in die Flucht geschlagen hätte. Der von Gold und Diamanten umstrahlte Radscha und tapfere Feldherr seiner ihm höchst wahrscheinlich ähnlichen Landmiliz hatte keine Ahnung von dem unsäglich lächerlichen Bild, das er uns darbot. Er hielt es für eine ihm dargebrachte Huldigung und eine seiner Würde und Macht geltende Bewunderung, daß wir seinen Schmuck und seine urkomische Figur betrachteten — das verriet der triumphierende Blick seiner Augen und seine von Glückseligkeit strahlenden Geberden, allein sehr bald und noch überdieß durch ein jähes Sturzbad sollte er aus seinem süßen Wahn aufgeschreckt werden. Der englische Major sagte mit tragikomischem Ernst zu dem schwertumgürteten Jüngling: „Wahrhaft, wie schade, daß es dem Vizekönig Lord Mayo entgangen ist, daß sich unter den Radschas solch ein kriegerisches Talent befindet; er hätte sonst gewiß, da neulich die Stelle eines Höchstkommandierenden zu besezen war, sein Auge auf Sie, fürstliche Hoheit, geworfen, und hätten Sie sich wohl als indischer Generalissimus vorteilhafter gestellt, denn als Radscha von —r. Übrigens ist heute noch nicht aller Tage Abend." Das hieß man denn doch die Farben so grell und dick auftragen, daß selbst der burleske Däumling die Lunte roch. Tief entrüstet machte er daher vor dem satyrischen Major eine spöttische Verneigung und sagte: «I thank you!» Dann verkroch er sich unter das Deck und ließ sich erst wieder blicken, als der Dampfer, nachmittags 3 Uhr, in Calcutta landete. Aber lange, sehr lange hörten wir ihn mit seinem Schwerte unter Deck rasseln, womit er offenbar seiner empörten Gemütsstimmung über die Faringis einen beredten, aber, Gott sei Dank, für uns ungefährlichen Ausdruck verleihen wollte und wirklich verliehen hat, denn wir verstanden die Bedeutung des unterirdischen Waffenklirrens sehr wohl.

Dieser indische Radscha präsentierte sich, troz aller seiner

Komik und Lächerlichkeit, immerhin noch weit vorteilhafter als der indische Kriegsgott Kartikeya. Der indische Mars, ein Sohn des Schiwa und der Bhawani, wird mit denselben Merkmalen, die ein eitles Mädchen kennzeichnen, dargestellt: er trägt nämlich mächtige Ohrringe, goldene Halskette, Braceletten am Oberarm und Handgelenk, Schnäbelpantoffeln und gebrannte Locken! In einer Hand hält er einen Bogen und in der andern einen Pfeil und reitet — du vermutest mit Recht: auf einem mutigen Schlachtroß — weit gefehlt, lieber Leser, sondern er reitet ganz gemütlich und allerliebst auf einem — Pfau! Schwert, Schild und Helm werden ihm bei dem heißen Klima ohnehin zu unbequem gewesen sein.

Diejenigen Kasten, welche dem Range nach auf die Radschas, Nawabs und Radschputs folgen, stehen diesen verhältnismäßig an Stolz, Hochmut, Herrschsucht und Luxus durchaus nicht nach. Sie ziehen alle Stränge an, um ihre Kaste um eine Stufe zu erhöhen oder in jene der Radschputs oder Brahminen empor zu klettern. Ein in dieser Beziehung bewährtes und häufig angewendetes Mittel besteht darin, daß sie ihre Töchter Brahminen anbieten, die einer hohen Rangstufe ihrer Kaste angehören. Wenn ein Brahmine nämlich ein Mädchen aus einer vornehmen Kaste der zweimal Geborenen heiratet, so zieht er ihre Familie mit sich in die Brahminenkaste empor, d. h. die Familie der Braut wird dem Brahminen ebenbürtig. Mancher ehrgeizige Emporkömmling, Streber und Fant bietet deßwegen seine Tochter einem hocharistokratischen Brahminen an und macht sich verbindlich, für die Erziehung und Versorgung der Kinder einzustehen, alle Kosten der Verehelichung auf sich zu nehmen und die Braut mit einer reichen Mitgift auszustatten — alles, zum Zweck der Erhöhung seiner Kaste, d. h. zur Befriedigung von Stolz, Hochmut und Dünkelhaftigkeit. Es

gibt Brahminen, die infolge solcher Kastenspekulation, die aber von ihrer Seite eine reine Geldspekulation ist, 30 bis 40 Weiber heirateten, und dadurch zu großem Reichtum kamen.

Daß es unter den Nawabs und Radschputs auch ehrenwerte, rühmliche Ausnahmen gibt, die weder stolz, noch anmaßend, noch geldgierig sind, wird aus folgendem Beispiele hervorgehen. Eines Tages äußerte ich dem hochwürdigen Erzbischof Steins in Calcutta den Wunsch, das Innere eines Hauses, das einem Hindu vornehmer, hoher Kaste angehört, zu besichtigen. Der menschenfreundliche Erzbischof erklärte sich bereit, meinen Wunsch zu erfüllen. Wir fuhren sogleich in seiner Kalesche (Kutsche) zum palastähnlichen Hause eines reichen Radschputs. Der Eingang führte durch eine Art Wachstube, in welcher sich wenigstens ein Duzend militärisch kostümierter Diener (Kawassen) befanden. Alle sprangen, als sie unserer ansichtig wurden, hurtig auf die Beine und grüßten auf indische Weise, indem sie sich tief verneigten und mit der rechten Hand die Stirne berührten. An allen Wänden der Wachstube hingen Waffen der verschiedensten Art: indische und europäische, antike und moderne, für Infanterie und Kavallerie. Manches Pferdgeschirr und mancher krumme Säbel zeigte eine kunstreiche, geschmackvolle Arbeit.

Der innere Hofraum war von 3 Seiten mit einer prächtigen Säulenhalle umgeben. Ein Blumengarten, der die Mitte des Hofraumes einnahm, atmete balsamische Düfte aus und erfreute das Aug durch die Farbenpracht und den wunderbaren Bau tropischer Pflanzen. Ein Springbrunnen verbreitete angenehme, erfrischende Kühle und rieselte einen Sprühregen von Diamanten und Perlen auf die üppig prangende Flora herab. In der mittleren Kolonnade stand ein großes Gestell, dessen Bestimmung ich mir nicht erklären konnte. Auf einer elliptisch gekrümmten Basis erhoben sich 6

Säulen, die mit korinthischen Kapitälen geschmückt waren und einen Baldachin trugen. Basis, Säulen und Baldachin waren von Silber und repräsentierten, da das Gestell 2 Meter hoch war, einen hohen Wert. Ich fragte den Herrn Erzbischof nach dem Zwecke dieses kostbaren Gestelles. Er antwortete: „Es ist der Hausaltar, auf welchen bei Festen die Götzenbilder gestellt werden.“ Ich konnte mich nicht enthalten, darauf die weitere Frage zu stellen: „Ist der Eigentümer dieses Palastes also ein Brahmane, ein Wischnuit oder Schiwait mit allem, was d'rum und d'ran hängt?“ Der Erzbischof antwortete mir: „Wohl ist der Hausherr Schiwait und hält am Brahmanismus fest, allein er ist innerhalb seiner Religion Eklektiker, d. h. er bedauert, daß der Brahmanismus durch verschiedene abergläubische Gebräuche und Auswüchse entstellt worden ist, wozu er namentlich die unzüchtigen Fabeln der indischen Mythologie rechnet. Seine 2 Söhne aber, die unser (das Jesuiten-) Gymnasium absolvierten, sind Deisten, die jedoch, aus Rücksicht für ihren Vater, die Gebräuche des Brahmanismus äußerlich mitmachen. Es ist sehr zu beklagen, daß dieser Radschput, der eine durch und durch ehrliche Seele ist und einen nobeln Charakter, viel Talent und schöne Kenntnisse besizt, der viele christliche Bücher gelesen und äußerst tolerant ist, sich nicht zur Erkenntnis der Wahrheit unserer heiligen Religion emporschwingen konnte. Er ist unermüdlich im Almosengeben und in der finanziellen Förderung gemeinnüziger Zwecke. Wie oft habe ich selbst nicht bei ihm angeklopft, und stets hat er aufs bereitwilligste und großmütigste zur Errichtung von Schulen, Waisenhäusern, Kirchen, Spitälern und Klöstern namhafte Summen gespendet, ja, er hat mich von freien Stücken aufgefordert, jederzeit und unbedenklich für religiöse, pädagogische und Wohltätigkeits-Zwecke seine Kasse in Anspruch zu nehmen, und ohne Zweifel wird er, sobald er

meiner ansichtig geworden, vermuten, ich seie schon wieder auf einer Bettelreise begriffen.“ Kaum hatte der Erzbischof diese Worte gesprochen, so vernahmen wir wenige Schritte hinter uns ein Geräusch, und als wir uns rasch umwandten, stand der Radschput vor uns. Er war eine majestätische, imponierende Persönlichkeit mit sehr freundlichen und herablassenden Gesichtszügen. Sein Benehmen zeugte von persönlicher Würde und Seelenadel. Er verneigte sich tief vor uns und sprach: „Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches? Womit kann ich Ihnen dienen?“ Erzbischof Steins sezte nun den menschenfreundlichen Radschput von meinem Wunsche in Kenntnis, worauf sich derselbe sogleich herzlich bereit zeigte, mir sein Haus und dessen Einrichtung zu zeigen. Unterdessen hatten sich auch die 2 erwachsenen und verheirateten Söhne des Radschputs zu uns gesellt, nachdem sie zuvor den Herrn Erzbischof herzlich begrüßt und uns willkommen geheißen hatten. Ich beschränke mich, betreffs der Einrichtung des Radschputpalastes, auf die Beschreibung eines großen Saales, in welchem uns der Hausherr Kaffee, Konfekt und Hukkas anbot. Vom Plafond hingen mächtige Pankas herab, die von Dienern, welche sich außerhalb des Saales befanden, vermittelst Schnüren in Bewegung gesezt wurden. (Ein Panka ist ein großer Fächer, der dazu dient, durch Erzeugung von Luftwellen die schwüle Zimmerluft abzukühlen. Er besteht aus einer großen Holzrahme, die mit Tuch überzogen ist, und von der ein beträchtliches Stück Tuch unaufgespannt herabhängt. Die nach oben gekehrte Seite des Panka ist am Plafond mit Schnüren befestigt, während von dessen unterer Seite Schnüre durch die einander gegenüber liegenden Wände laufen. Zwei außerhalb des Zimmers oder Saales sich befindende Diener ziehen den Panka hin und her, wodurch die Luft in Bewegung gesezt und eine angenehme Kühle in dem Gemache verbreitet wird — eine für heiße Länder sehr prak-

tische Einrichtung.) Der Saal, in welchem wir uns niedergelassen hatten, war mit Möbeln, Bildern, Nippsachen und Galanteriewaren überfüllt. Aber nirgends zeigte sich Verständnis und feiner Geschmack. An den Wänden hingen Ölgemälde, Stahl- und Kupferstiche, Aquarelle und Photographien, Lithographien und selbst englische Pennybilder. Und was stellten diese Bilder dar? Ein Quodlibet von Landschaften, Portraits, Schlachten, Heiligen, Göttern, symbolischen Darstellungen, christlichen und heidnischen Tempeln. Neben einem Porträt Napoleons I. hing ein schönes, von Engeln umgebenes Christusbild, neben der Kaiserin Viktoria die allerseligste Jungfrau Maria, neben dem Vize-König Lord Mayo eine büßende Magdalena, neben dem Parthenon von Athen der Dom zu Köln, neben einem Tierstück der heilige Apostel Paulus, wie er im Areopag zu Athen den Philosophen das Evangelium predigte. Auf Grund dieses Sammelsuriums der heterogensten (ungleichartigsten) Personen und Gegenstände mag sich der geneigte Leser eine Vorstellung davon machen, in welchem chaotischen Zustande sich die Registratur des Kopfes und Herzens des Radschputs und seiner Söhne befunden haben mag. Der Hausherr verriet im Gespräch eine große Belesenheit, er sprach über Schiller und Shakespeare, Voltaire und Humboldt. Auch auf die Religion kamen wir zu sprechen. Der Radschput äußerte sich diesbezüglich also: „Ohne Religion ist der Mensch einem Schiff zu vergleichen, das ohne Kompaß und Steuerruder von Winden und Wellen hin- und hergeworfen wird und endlich rettungslos zu Grund geht. Und was aus einem Volk und Land wird, das Gott und die Religion proskribiert, das lehrt uns Frankreich zur Zeit der ersten Revolution. In einem Land ohne Gott regiert die Willkür, die rohe Gewalt, der Terrorismus und die Guillotine. Frankreich war damals ein Narrenhaus, eine Folterkammer, eine Räuberhöhle

und Schlachtbank. Jede Religion birgt einen wahren, guten Kern in sich, der aber von dem menschlichen Beiwerk losgeschält werden muß. Rechtschaffenheit und Tugend, denen unser Herz und unser Gewissen beipflichten, sind des Menschen Kompaß und Steuerruder, sie verleihen ihm Würde und Wert." Der arme Hindu hielt also alle Religionen, dem Wesen nach, für wahr und gut und wähnte, daß Rechtschaffenheit und Tugend dem Irrtum und Aberglauben entsprossen könnten. Dieser Hindu war nicht durch seine heidnische Religion ein ehrenhafter und nach Tugend ringender Mensch geworden, nicht der Brahmanismus und die Hindu-Mythologie hatten die Demut und Nächstenliebe, die Wahrhaftigkeit und Treue, die Mäßigkeit und Keuschheit (er verabscheute nämlich ein genußsüchtiges und ausschweifendes Leben) in sein Herz gepflanzt, sondern sein für alles Gute empfängliches Gemüt, seine hohe Geistesbildung und sein, auch unter den ungünstigsten äußeren Verhältnissen, rein und rege erhaltenes Gewissen. Auch unter den heidnischen Griechen und Römern hat es, aus diesen angeführten Gründen, edle Charakter und tugendhafte Menschen gegeben, allein es waren eben nur äußerst selten vorkommende Ausnahmen, solche Ausnahmen bestätigen aber die Regel — «exceptio firmat regulam». Der hochwürdige Erzbischof führte diese Einwendungen auch ins Treffen, allein der Hindu entgegnete ihm, verbindlich lächelnd: „Mit der in Ihnen verkörperten Theologie kann ich mich allerdings in keinen gelehrten Streit einlassen." Was ohne die erwähnten günstigen Voraussezungen aus den Hindu wird, haben wir zur Genüge aus dem weiter oben Angeführten kennen gelernt.

Bevor wir uns von dem Radschput verabschiedeten, zeigte er uns seinen Marstall, in welchem sich einige edle Vollblut-Pferde befanden, und seine Kutschenremise, wo mehrere

elegante Reisewagen, Kabriolets, Phaëtons, amerikanische Buggies 2c. untergebracht waren.

Indem wir uns zum Marstalle begaben, mussten wir an dem Zanana, einem eigenen, durch gedeckte Gänge mit dem Palast in Verbindung stehenden Gebäude vorüber. Die Frauen, Kinder und weiblichen Dienstboten der beiden Söhne des Radschputs befanden sich in dem zweiten und dritten Stockwerke dieses Gebäudes. Er selbst war verwittwet und hatte nach dem Tode seiner Frauen nicht mehr geheiratet. Alle Kreuzstöcke waren durch Jalousien verwahrt, hinter denen sich die Insassen oder Häftlinge des Zananas befanden, die uns neugierig musterten und kritisierten. Wir hörten sie deutlich kichern und ihre Verwunderung und ihr Staunen durch ah, oh, ih und ähnliche Ausrufungen an den Tag legen. Die beiden Söhne des Radschputs sahen zu den, hinter den Jalousien verborgenen vorwitzigen, vorlauten und schäckernden Evastöchtern und Kindern, von denen eines ein naturwüchsiges, selbstkomponiertes Baby-Konzert in lauter Dissonanzen zum Besten gab, verweisenden, strafenden Blickes empor und drohten mit aufgehobenem Finger. Diese nicht leicht mißzuverstehenden Depeschen hatten aber hinter den Jalousien nicht die gewünschte Wirkung — ein deutliches Zeichen, daß es 1. in diesem Zanana an der nötigen Disziplin und Subordination fehlte, und 2. daß die Zungen der heidnischen Indierinen ebenso schwer im Zaum zu halten sind wie jene der christlichen Europäerinen. Übrigens muß ich zur Entschuldigung der indischen Damen, groß und klein, jung und alt, in dem Zanana des Radschputs wahrheitsgetreu erwähnen, daß die Gruppe vor dem Marstall eine interessante Szene zu einem Genrebild für einen Maler dargeboten hätte, und daß dieselbe allerdings sehr geeignet war, einen verführerischen Reiz auf die Lachmuskeln der Zanana-Zwänglinge auszuüben. Die Gruppe bestand aus 9 Personen, aus dem Herrn Erz-

bischof, dem Radschput, seinen 2 Söhnen, mir, 2, mit Säbeln bewaffneten Kawassen, von denen der Eine einen mächtigen ausgespannten Sonnenschirm, dessen Stock wenigstens 3 Meter hoch war, und dessen Dach in allen Farben des Regenbogens prangte, über den Erzbischof hielt, um ihn vor den sengenden Sonnenstrahlen zu schüzen, der Andere aber einen Tambourmajors-Stock in den Händen hielt, ferner aus dem Stallmeister und einem Pferdewärter. Jeder der Hindu trug seine Nationaltracht, der Herr Erzbischof, der einen stattlichen Vollbart hatte, die kirchlich vorgeschriebene Kleidung und einen breitkrämpigen Hut, meine Wenigkeit aber, auch mit Vollbart versehen, weltliche Kleidung à la commis voyageur. 5 Personen waren Asiaten, 2 Europäer und 2 Afrikaner, Neger.

Stolz und Hochmut der höheren Hindu-Kasten äußern sich beim weiblichen Geschlecht als Eitelkeit, Puzsucht und Koketterie. Daß die Hindu-Mädchen und Weiber, die eine ganz schlechte Erziehung erhielten, keine Schule besuchten, ohne jede Bildung des Geistes und Herzens heranwuchsen und von nichts Anderem wissen und nie etwas Anderes gehört haben, als daß das weibliche Geschlecht der Spielball des männlichen seie, eitel, puzsüchtig und kokett sein müssen, läßt sich nicht anders denken; denn je leerer und schmuckloser Geist und Herz, desto gezierter und überladener der Leib. Eitelkeit und Ziererei beim weiblichen und männlichen Geschlecht lassen stets mit vollem Recht und mit größter Sicherheit darauf schließen, daß der Kopf der eitlen Person ein Heu- und Strohmagazin und ihr Herz ein Spital, ein Siechenhaus ist. An etwas müssen eben Geist und Gemüt des Menschen sich hinhängen, bildet nicht Gott den Mittelpunkt ihres Denkens und Fühlens, so wird irgend eine Leidenschaft der Göze, vor dem sie anbetend niederfallen. Ringt und strebt der Mensch nicht nach wahrer Weisheit, nach Tugend

und Vollkommenheit, so fällt er dem geschäftigen Müssiggang, der Eitelkeit, der Tändelei und Thorheit anheim. Bisweilen ist die Eitelkeit mit Geschmack und Kunstsinn gepaart, in Indien dagegen ist solches niemals der Fall; die indische Eitelkeit ist in hohem Grad geschmacklos, lächerlich und selbst ekelhaft. Die Hindu-Mädchen und Frauen lieben im Schmuck das Schreiende, das Außerordentliche und die Überladung. Es ist bei ihnen allgemein Sitte, in einem Nasenflügel einen großen Ring zu tragen. Dieser häßliche, abscheuliche Ring ist oft so groß, daß er über die Unterlippe und nicht selten über das Kinn herabreicht. Er entstellt und schändet, selbst wenn er aus Gold besteht und mit Diamanten und Perlen besezt ist, jedes, auch das an und für sich schönste Antliz. Man denke nur an die Eventualität des Schneuzens, wobei der Ring in die Höhe gehoben werden muß! Viele Frauenspersonen haben geschlizte Nasenflügel, weil ihnen entweder der schwere Ring die innere und äußere Haut zerriß, oder weil sie bei Streit und Zank um denselben kamen. Selbstverständlich tragen alle Frauenspersonen Ohrringe, und zwar große, schwere Ohrringe. An jedem Hand- und am untern Fußgelenk haben sie ebenfalls Ringe; sind sie arm, so haben sie blos am Hand- und Fußgelenk einen Ring, sind sie aber reich, so haben sie auch am Oberarm und an den großen und kleinen Zehen Ringe. Bei den Armen bestehen die Ringe aus Messing, bei den Reichen dagegen aus Gold. Reiche Frauenspersonen tragen sechs- bis zwanzigfach um den Hals geschlungene Ketten, an jedem Finger, mit Ausnahme des Daumens, wenigstens einen Ring, am Zeigefinger aber gewöhnlich 3, am Oberarm 3—4 und am unteren Fußgelenk ebenso viele Ringe. Wenn das nicht schreiend, außerordentlich, überladen, geschmacklos und lächerlich ist, dann sind Geschmack und Takt ein Wahngebilde, und mag die Ästhetik und Kunst nach Afrika auswandern und sich durch die

Betrachtung der Mangadscha-, Ubudscha-, Bongo- und Dinkafrauen reformieren und bekehren lassen.

Als ich mich in Agra aufhielt, bot sich mir Gelegenheit dar, die Tracht eines Hindu-Mädchens aus hoher Kaste durch genommenen Augenschein kennen zu lernen. Diese Gelegenheit bietet sich einem Europäer in Indien sehr selten dar. Der früher schon erwähnte englische Beamte, hatte in Agra einen Freund, der ein verheirateter, aufgeklärter Hindu war. Er lud mich eines Tages ein, demselben in seiner Gesellschaft einen Besuch zu machen. Selbstverständlich nahm ich diese Einladung sehr gerne an. Der Hindu empfing uns sehr herablassend und kordial, führte uns in einen, halb in europäischem, halb in indischem Geschmack eingerichteten Saal, rief dann seiner etwa fünfzehnjährigen Tochter und befahl ihr, uns Hukkas (Tabakspfeifen) und Kaffee zu bringen — ein schwerer Verstoß gegen den Kastengebrauch! Nachdem das Mädchen uns sehr freundlich begrüßt hatte, hüpfte es davon, um den Befehl seines Vaters zu vollziehen. Im Verlauf des angeknüpften Gesprächs, das sich lediglich um indische Verhältnisse drehte, fragte ich den Hindu, ob er seine Tochter nicht in ein, nach europäischer Art und Weise eingerichtetes Institut zur Ausbildung geschickt habe? „Bewahre mich der Himmel davor!“ sagte er rasch und mit einer energisch abwehrenden Handbewegung. „So lange“, fuhr er fort, „unsere sozialen Verhältnisse sich in statu quo (in ihrem bisherigen Zustand) befinden, taugt die europäische Erziehung absolut nicht für unsere Töchter. Sie kennen diese Verhältnisse selbst zu genau, als daß ich nötig hätte, Sie erst mit denselben bekannt zu machen. Ein Mädchen aus guter Kaste, das ein europäisches Institut besuchte, muß, in das Elternhaus zurückgekehrt und namentlich verehelicht, sich in hohem Grade unglücklich fühlen, denn es gerät durch die erlangte europäische Bildung und Gesittung

in heftigen Konflikt mit den verrotteten sozialen Verhältnissen Indiens. Es grollt denselben, es verwünscht und verflucht sie, es fühlt sich durch dieselben erniedrigt, entehrt und entwürdigt; es will die Schranken durchbrechen, die sich vor seinen Wünschen, seinem Ringen und Streben mächtig auftürmen, und da es stets gegen dieselben ankämpft, aber auch stets ohnmächtig zurückgeschleudert wird, geht es endlich im Abgrunde der Verzweiflung unter. Die Hindu-Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten vertragen sich absolut nicht mit der europäischen Kultur, mit der modernen Aufklärung und den christlichen Anschauungen und Gebräuchen. Die europäische Bildung und Erziehung sprengt den Hinduismus in die Luft und verwandelt alle seine Einrichtungen in einen Trümmerhaufen. Nun denken Sie sich solch ein armes Geschöpf, das in einem englischen Institut gebildet und erzogen wurde, eingekerkert, gleichsam lebendig begraben, in einem Zanana, verstoßen unter Geschöpfe, die mit Neid und Eifersucht erfüllt sind, die keine andere Kunst verstehen, als Intriguen zu spinnen und einer grenzenlosen, nicht näher zu schildernden Genußsucht zu fröhnen, ich frage Sie: Ist die Existenz eines solchen Geschöpfes nicht beweinenswert? Ein Europäer, der eine gute Anstellung hat oder in glücklichen finanziellen Verhältnissen lebt, heiratet nie ein Hindu-Mädchen, und wäre es auch aus der besten Kaste, und hätte es auch ein Fräulein-Institut besucht und eine glänzende Mitgift zu hoffen, und ich behaupte: er tut gut daran, denn die Kluft, die zwischen ihm und ihr besteht, ist zu tief, als daß sie durch einen heroischen Willensakt, durch Toleranz- und Humanitäts-Geflunker überbrückt werden könnte. Sollte aber in jedem Dezennium eine solche Ehe geschlossen werden, so teilt sie gewöhnlich das Schicksal derjenigen, die s. Z. Kapitän Smith mit Pocahontas, der Tochter des Indianer-Häuptlinges Powhatan in Virginien schloß. Ich liebe Sakututala, meine

Tochter, gewiß und wünschte sehnlich, es möchte mir vergönnt sein, sie der europäischen Bildung teilhaft werden zu lassen, allein der berechnende Verstand sagte zu mir: Nachdem deine Tochter sich an die freie Bewegung in gebildeten, geselligen Kreisen gewöhnt haben und mit den modernen Ideen von Menschenwürde und Menschenrechten und namentlich vom Beruf und der Stellung des Weibes in der menschlichen Gesellschaft sowie mit den englischen, deutschen und französischen Klassikern bekannt geworden sein würde, wäre es ein wahres Verbrechen, sie zum Sklavenleben in einen Zanana zu verurteilen. Ein Mädchen, das Geschichtsunterricht genossen und Milton, Shakespeare, Addison, Young, Dickens und derlei Schriftsteller gelesen, vergräbt sich nicht in einen Zanana und heiratet keinen Hindu, solchem Schicksal zieht sie tausendmal den Tod vor; wie hätte ich es also über mein Herz bringen können, Sakuntala einem europäischen Institute zu übergeben, d. h. sie grenzenlos unglücklich zu machen! Meine Tochter ist ein unverdorbenes Naturkind, dem die Welt mit ihrem Leben und Treiben ein versiegeltes Buch ist; sie ist wie eine Wiesenblume aufgeblüht und weder von der großstädtischen Kultur, noch von den Ammenmärchen des Hinduismus beleckt, sie verehrt, sowie auch ich, den Einen, wahren Gott, aber ohne Bind und Bandage. Doch da kommt sie ja! Höre Sakuntala: jener Herr aus Deutschland, der Schriftsteller, ist, möchte dich in deinem vollen Schmucke sehen, damit er seinen Landsleuten berichten kann, wie sich ein Hindu-Mädchen in voller Gala präsentiert. Zeig dich also diesem Herrn in vollem Staat." — „O recht gern, lieber Papa!", entgegnete Sakuntala und hüpfte davon. Nach kurzer Zeit erschien sie, strahlend und blizend von Gold und Diamanten und anmutig zu schauen in ihrem golddurchwirkten Sari (einem großen, vom Haupt bis zur Ferse reichenden Schleier). Blos der heillose Ring im rechten Nasenflügel

war häßlich. Ich zählte alle Ringe, die sie in den Ohren und in der Nase, an den Armen, Händen, Füßen und Zehen trug, es waren ihrer nicht weniger als 36! Unter ihnen befanden sich 2, die durch Schwere und Wert sich auszeichneten, jene nämlich an den Fußknöcheln. Sakuntala ließ sich ohne Sprödigkeit und Ziererei von allen Seiten betrachten und sah sehr heiter, froh und glücklich aus — in wenigen Tagen sollte sie verehelicht werden — arme Sakuntala!

Es kommt öfters vor, daß reiche Mädchen ihre eigene Eitelkeit und die Thorheit ihrer Eltern mit Verunstaltung oder Verstümmelung ihres Leibes und selbst mit dem Verluste des Lebens büßen müssen. Auf den Bahnhöfen, an den Landungsplätzen, bei Prozessionen und Hindu-Festen werden Kinder, die kostbare Ringe an der Nase oder an den Ohren tragen, von Dieben derselben beraubt; diese reißen ihnen nämlich gewöhnlich schnell und mit Gewalt die Ringe aus dem Nasenflügel und aus den Ohrläppchen. Sie rauben oft Kinder, die mit goldenen Ringen geschmückt sind, hauen ihnen, um Zeit und Mühe zu ersparen, Hände und Füße ab, eignen sich deren Ringe an und verscharren dann des Nachts den Leichnam ihres Opfers in die Erde.

Arme Mädchen und Frauen tragen, statt kostbarer Ringe, an Hand- und Fußgelenken recht große, schwere Ringe. Ich sah in Madras Bandschara-Weiber aus den Nilgiri-Bergen, die Ringe von circa 3 Kilo Gewicht um den Oberarm und um das Fußgelenk trugen und infolge dessen sehr schwerfällig einhergingen.

Da ich früher erwähnt, zwei Hauptzüge im Charakter der Hindu seien Verlogenheit und Geldgier, so kann schon daraus geschlossen werden, daß es viele Hindu mit langen Fingern gibt. Die Richtigkeit dieses Schlusses bestätigt die traurige Wirklichkeit. Die Hindu der niederen Kasten

stehlen wie Elstern und Ratten. Es ist vor ihnen nichts sicher, und muß man sich gegen ihre Annexierungslust sorgfältig schüzen. Besonders dem Geld, Schmuck und Tabak sind sie sehr gefährlich. Europäer ledigen Standes und Missionäre halten ausschließlich nur männliche Bedienung. Europäische Diener oder Mägde sind eine äußerst große Seltenheit. Was bei uns ein gewandter Diener leistet, das verteilt sich in Indien auf 5—6 Hindu, denn jeder verrichtet nur das seiner Kaste zugeteilte Geschäft. Es läßt sich also leicht denken, welche Vorsicht man unter so vielen geriebenen Banditen anwenden muß, um von ihnen nicht bestohlen, betrogen und übervorteilt zu werden. Der Hindu wird niemals einen von ihm begangenen Diebstahl eingestehen, sondern denselben aufs frechste, scheinheiligste und hartnäckigste leugnen. Das gestohlene Gut ist, auch wenn der Dieb überwiesen worden, fast ohne Ausnahme, unwiederbringlich verloren, da er dasselbe, namentlich gemünztes Geld und Schmuck, vergräbt. Selbst die Bastonnade ist nicht immer imstand, ihm das Geheimnis zu entreißen, wo er den Schaz vergraben.

Kurze Zeit bevor ich nach Calcutta kam, stahl dem hochwürd. Erzbischof Steins ein Hindu-Diener eine bedeutende Summe Geldes. Der Diebstahl wurde sogleich entdeckt und der betreffende Diener seines Vergehens überwiesen. Er wurde hierauf zur Erstehung einer langjährigen Zuchthausstrafe verurteilt. Der Richter legte ihm selbstverständlich die Pflicht auf, das gestohlene Gut zurückzugeben, beziehungsweise zu sagen, wo er die entwendete Summe verborgen. Der Dieb weigerte sich aber hartnäckig, dieser Pflicht Genüge zu leisten. Der Richter verschärfte deßwegen die über denselben verhängte Strafe, allein umsonst — er nahm sein Geheimnis mit sich ins Zuchthaus und vertröstete sich damit, nach verbüßter Strafe den Schaz für sich zu heben.

Auch mir drohte in der erzbischöflichen Wohnung eine ähnliche Gefahr. Ein Weltpriester, der in demselben Hause wohnte, hatte die Gefälligkeit, mir, zur Darbringung des heiligen Meßopfers, einen Talar zu leihen. In der Voraussetzung: ein Erzbischof habe lauter ehrliche Leute im Haus, und da ich von dem oben erwähnten Vorfall noch keine Kenntnis hatte, ließ ich meinen Reiserock, in dessen Brusttasche sich gegen 100 Rupien in Banknoten befanden, auf dem Divan liegen, als ich mich in die nahe Kathedrale begab, um dort die heilige Messe zu lesen. Während meiner Abwesenheit hatten 2 Hindu-Diener in meinem Zimmer aufzuräumen, der Eine hatte das Bett zu machen und der Andere das Zimmer zu fegen. Einer derselben war von erprobter Redlichkeit und Zuverlässigkeit, während der Andere im Verdachte stand, Dinge zu finden, die niemand verloren hatte. Beide waren Heiden, obschon sie bei einem katholischen Erzbischof im Dienste standen. Unter dessen vielen Dienern waren nur zwei Christen: nämlich sein Kammerdiener, der dem Jesuiten-Orden angehörte, und ein Küchenjunge, der zur Zeit einer Hungersnot von seinen armen Eltern einem Waisenhause käuflich übergeben und dort als Christ erzogen worden war. Derjenige Diener nun, der im Verdachte der Gaunerei stand, hatte auch meine Kleider zu reinigen. Sei es nun, daß er in Gegenwart des Andern und, weil von jenem überwacht, sich nicht getraute, mein Portefeuille (Brieftasche) zu visitieren, oder daß er bei einer vorgenommenen, schnellen Untersuchung derselben, die Banknoten nicht zu Gesicht bekam, kurz — sie entgingen dem indischen Annexander. Aber etwas Anderes war ihm nicht entgangen, einige Stück Cigarren nämlich. Der gastfreundliche Erzbischof hatte mir 50 Stück Cigarren zum Geschenk gemacht, und ein Bund zu 50 Stück hatte ich vorher gekauft. Ich bemerke hier, daß in Indien alles raucht, Mann und Weib, Kind und Greis (blos die Brah-

minen und die Mitglieder der buddhistischen Sekte der Dschaina rauchen nicht). Der indische Tabak, namentlich der in der Provinz Audh erzeugte, ist sehr gut und überdies wohlfeil, da derselbe kein Monopol ist. 100 Stück gute Cigarren kosteten damals 28 Kreuzer rh. oder 1 Franken = 80 Pfennigen, in Deutschland würden sie 5—6 Mark und in Österreich 8 Mark gekostet haben.

Als ich aus der Kirche zurückkehrte und in mein Zimmer kam, wollte es mir scheinen, es seien einige Stück meiner Cigarren desertiert. Ich zählte dieselben daher und machte dadurch die Entdeckung, daß 10 Stück fehlten. Da schoß mir siedend heiß der Gedanke durchs Gehirn: Sind deine Banknoten vielleicht mit den Cigarren auch desertiert? Hastig öffnete ich meine Brieftasche und revidierte ihren Inhalt. Mit Freuden fand ich die verloren geglaubten 100 Rupien. Das Couvert, in welchem sie stacken, hatte sie wahrscheinlich gerettet. Ich teilte nun meine Entdeckung bezüglich der entwendeten Cigarren dem Kammerdiener mit, und dieser entgegnete mir: „Freilich hat Mihtar, der saubere Prinz (Mihtar heißt nämlich: Prinz), Ihre Cigarren gestohlen, woran übrigens Sie die Schuld tragen, da Sie dieselben nicht in der Kommode oder im Kleiderschrank verwahrten. Daß er sich aber an Ihren Banknoten nicht vergriffen hat, das grenzt ans Wunderbare; denn wie der Teufel auf eine Seele versessen ist, so der Hindu auf das Geld. Also wohlverstanden: alles ist hinter Schloß und Riegel zu verwahren! Morgen aber wollen wir dem sauberen Mihtar das Handwerk für einige Zeit legen. Bevor Sie in die Kathedrale gehen, komme ich auf Ihr Zimmer, wir zählen die Cigarren genau und lassen dieselben auf dem Divan liegen. Ihren Reiserock hängen wir an den Kleiderhacken hinter der Zimmertüre und lassen das Portefeuille — aber ohne Papiergeld — in der Brusttasche stecken und bringen an demselben ein un-

scheinbares Zeichen an, das uns zu erkennen gibt, ob Mihtar es öffnete oder unangefochten ließ.“ Und so geschahs des andern Tags. Bei vorgenommener Kontrole stellte es sich heraus, daß sich Mihtar 6 Stück Cigarren angeeignet und in meiner Brieftasche sehr sorgfältig nach Banknoten gefahndet hatte. Da erfasste den Bruder, einen Deutschen von echtem Schrot und Korn, ein heiliger Eifer und Zorn, er sagte lakonisch: „Schon recht, sauberer Prinz, will dir für einige Zeit die Finger kürzen!“ Mit diesen Worten verließ er mich und begab sich in die Küche, die sich gerade unter meinem Zimmer befand. Dort stieß er auf Mihtar. Ohne ein Wort zu reden, lüpfte er schnell dessen Turban, und siehe da: 6 Stück Cigarren kugelten dem Wicht über den kahl geschorenen Schädel, fielen auf den Boden und wurden so zum Verräter des von Mihtar begangenen Diebstahls. „Schurk, Halunk!“ apostrophierte der aufgeregte Frater den Spizbuben, „willst du augenblicklich gestehen, daß du diese 6 Cigarren gestohlen?“ Da hob der Schelm die Hände flehentlich empor und rief: „Bei Mahadewa (Schiwa), ich bin ganz unschuldig, ich weiß gewiß nicht, wie diese Cigarren in meinen Turban gekommen. Ein Rakschasa oder Daitja (böse Geister) oder gar Papapurusch a (ein böser Geist, der als Inbegriff aller Hauptsünden von den Hindu sehr gefürchtet wird,) muß mir diese Cigarren unter den Turban gezaubert haben.“ — „Um so besser“, erwiderte der Bruder, „ich verstehe mich sehr wohl darauf, diese Geister auszutreiben.“ Nachdem 2—3 Minuten Totenstille in der Küche geherrscht, vernahm ich ein eigentümliches Sausen, das durch 6 stramme Hiebe unterbrochen wurde. Ich vermutete, und gewiß nicht ohne Grund, daß sich die Küche in einen indischen Darbar (Gerichtshalle) verwandelt habe, und in demselben eine juridische Vorlesung über § 1 des indischen Strafkodex, in Verbindung mit einer «demonstratio ad hominem», gehalten

werde. „Und nun“, so herrschte der erzürnte Frater den armen, aber hartgesottenen Sünder an, „trägst du auf diesem Teller die gestohlenen Cigarren hinauf in das Zimmer des Padre Sahib, obgleich diese Aufwartung nicht zu den Obliegenheiten deiner Kaste gehört. Aber wenn du, heilloser Schwernöter, diese Cigarren, troz deiner Kaste, auf dem Kopf abwärts getragen, so darfst du sie gewiß ohne Verlezung derselben in der Hand aufwärts tragen. Haltest du das Stehlen für keine Sünde, so kannst du das Zurückgeben des gestohlenen Gutes noch weniger für eine Sünde halten.“ Und geduldig wie ein Lamm nahm der Hindu den Teller mit den 6 Cigarren und überbrachte mir dieselben, tief sich verneigend und mit hochfeierlicher Miene. Als ich den Bruder wieder traf, fragte ich ihn, warum man denn einen solchen Galgenstrick nicht aus dem Dienste jage? Der Bruder antwortete: „Das Sprichwort: ‚Es kommt selten ’was Besseres nach‘, findet seine Anwendung ganz besonders auf die Hindu-Diener. Mit äußerst seltener Ausnahme sind alle Diebe, alle lügen wie gedruckt, und keiner bekennt ein Vergehen. Was nüzte also, unter solchen Verhältnissen, ein Wechsel in der Person! Wir Alle kennen längst den Gauner und bieten ihm keine Gelegenheit, seine Leidenschaft zu befriedigen. Läßt er sich aber von Zeit zu Zeit dennoch wieder einen Rückfall in seine alte Gewohnheit zu Schulden kommen, so erhält er einen Denkzettel angeheftet, dessen Nachwirkung sich auf mehrere Wochen erstreckt. Das ist das Höchste, was man von dieser Rasse erwarten und verlangen kann.“

Von jener Zeit an war ich in Indien äußerst vorsichtig und führte durch Fahrlässigkeit und Vertrauensseligkeit keinen Hindu mehr in Versuchung.

Die Polizei verhaftet jeden Hindu niederer Kaste, der einen ihr verdächtigen Gegenstand bei sich trägt, sie sezt

nämlich voraus, derselbe sei von dem Hindu gestohlen worden. Als ich Calcutta verließ, um nach Agra zu reisen, begleitete mich der oben erwähnte Bruder nach Habrah (englisch Howrah), das jenseits des Hugli ligt, dort befand sich nämlich der Bahnhof der nach Westen führenden Eisenbahn. Wir nahmen den ehrlichen, ebenfalls oben erwähnten Hindu-Diener zu dem Zwecke mit, damit er meine ziemlich schwere Reisetasche trage. Es mochte 10 Uhr des Nachts sein, als wir zur Überfahrtstelle des Hugli kamen. Unser Diener war vor uns dort angekommen und hatte sogleich den Trajekt-dampfer bestiegen. Kaum war er aber an Bord, so packte ihn ein Polizeidiener am Kragen und sagte: „Halt! du bist arretiert, du hast diese Reisetasche gestohlen.“ Da schrie der Hindu jämmerlich: „Bruder Josef, Bruder Josef, zu Hilf!“ Wir waren gerade im Begriff, den Dampfer zu besteigen, als wir diesen Hilferuf vernahmen. Bruder Josef ahnte sogleich, um was es sich handle, eilte auf den Dampfer und befreite den Hindu aus der Hand der heiligen Hermandad. Aber zum zweiten Mal legte dieselbe ihre Hand auf denselben und zwar auf dem Bahnhof zu Habrah. Kaum hatte er denselben betreten, so packte ihn ein Polizeidiener am Kragen und rief: „Halt! Dieb, wie bist du zu dieser Reisetasche gekommen?“ Doch, Bruder Josef war schnell bei der Hand, den unschuldigen Hindu aus der Hand der Gerechtigkeit zu befreien. Für die ausgestandene Angst und die erlittene Ehrenkränkung verabreichte ich diesem Hindu, der ganz aus der Art geschlagen, ein ansehnliches Trinkgeld.

In puncto VII wirkt das böse Beispiel, das die Engländer häufig den Hindu geben, ungemein verführerisch und verderblich. Kurze Zeit bevor ich nach Bombay kam, unterschlug der Bürgermeister jener Stadt, namens Crawford, also ein Engländer, anderthalb Millionen Rupien und verduftete. Was werden die Hindu, angesichts dieser kolossalen

Unredlichkeit und dieses schmählichen Mißbrauchs des öffentlichen Vertrauens durch einen Europäer, einen Christen, gedacht haben? Wie schade, daß der grandiose Dieb und Schwindler der Polizei nicht in die Hände fiel!

Was nun das bei den Hindu häufig zur Anwendung kommende Zuchtmittel — die Prügelstrafe — betrifft, so kann nicht in Abrede gestellt werden, daß es, unter den obwaltenden Verhältnissen, ein notwendiges Übel ist, daß es aber den Hindu dem Europäer noch mehr entfremdet und ihn gegen denselben erbittert. Ich glaube auch, daß dasselbe von Seite der Europäer zu häufig in Anwendung gebracht wird. Der Hindu niederer Kaste hat zwar wenig Ehrgefühl, und sein Sklavensinn erträgt ein hohes Maß von Verdemütigung, allein so viel ist gewiß, daß das Zuchtmittel der Prügelstrafe der Einführung des Christentums ein schwers Hindernis bereitet. Indische Missionäre haben mir versichert: „Der Hindu muß körperlich gezüchtigt werden, sonst pariert er keine ordre." Ich sah auch öfters, wie Hindu-Diener von geistlichen und weltlichen Herrn geohrfeigt und mit dem Haslinger traktiert wurden. Man zähle aber auch die geohrfeigten und geprügelten Hindu, die den christlichen Glauben annahmen! Es wird sich nicht ein Einziger unter ihnen befinden. P. Kajetan erzählt in seinen „Reisenotizen aus Indien", Seite 230, eine interessante, von ihm erlebte Szene. Er reiste damals von Chunar nach Benares auf einem Dampfboot. „Unsere Aufmerksamkeit", sagt er, „zog ein, von einem Mulatten begleiteter Europäer auf sich, der mit einem Trupp Indier in lebhaftem Disput begriffen war. Der laute, bis zu unserer Barke dringende Wortwechsel, die drohenden Geberden und Gestikulationen auf beiden Seiten, ließen vermuten, daß der Disput bald in eine Balgerei ausarten dürfte. Als vollends der Europäer einem etwas vorlauten Hindu eine schallende Ohrfeige applizierte, welche

denselben in den Sand hinstreckte, da zweifelten wir nicht daran, daß nun die Boxerei beginnen würde. Aber zu unserer Überraschung raffte sich der Hindu vom Boden auf ohne Spur von Zorn oder Anzeichen von Erbitterung und Rachegefühl, er suchte seinen, durch den Schlag vom Kopf geflogenen Turban und gesellte sich, nachdem er denselben gefunden und wieder aufs Haupt gesezt hatte, ungeniert, als hätte ihn eine Fliege gestochen, wieder zu den Übrigen. Wir hielten den kühnen Europäer für einen Sohn des Mars; denn sein martialisches Verfahren gegen den armen Hindu und seine, aus einer ledernen, mit weißem Zeug überzogene Pickelhaube bestehende Kopfbedeckung schien unsere Mutmaßung zu rechtfertigen, später aber erfuhren wir, daß er ein Missionär seie, der bald darauf — ob seiner Sanftmut wegen? — zum Bischof promoviert wurde." Seitdem die Bekehrung heidnischer Völker mit dem Schwert in der Hand außer Gebrauch gekommen, und an die Stelle des Schwertes die Predigt des Evangeliums, der exemplarische Wandel und die freie Überzeugung getreten, können auf dem Gebiete der Mission mit Ohrfeigen und Haslinger keine geistlichen Eroberungen mehr gemacht werden. Die Anwendung von Zwangsmitteln mag in Ausnahmsfällen gerechtfertigt erscheinen, um sich Gehorsam zu verschaffen und Ausbrüche der Roheit zu verhüten, zu unterdrücken oder zu bestrafen, aber eine höhere Autorität und Sympathie verschafft sie sicherlich nicht.

Ich komme endlich auf die lezte der schlimmen Eigenschaften des Hindu-Charakters bei den niederen Kasten zu sprechen, und diese besteht in der herzlosen, grausamen Behandlung der Tiere, namentlich der Pferde und Ochsen. Man sollte meinen, ein Volk, das an die Seelenwanderung glaubt, ein Volk, das sich sorgfältig davor hütet, ein Tier zu töten, und das eine Menge Tierspitäler, Tierasyle

(Pindschrakals) für mißgestaltete, kranke und altersschwache Tiere unterhält, überströmte gewiß von Sorgfalt und Zärtlichkeit gegen die Tiere; allein das ist durchaus nicht der Fall — wenigstens nicht bei den Bauern und den Besitzern von Ochsen und Pferden. Man trifft nirgends in der Welt abgetriebenere, zerschundenere und heruntergekommenere Pferde an als in Indien. Diese armen Geschöpfe werden barbarisch geprügelt, über ihre Kräfte angestrengt und schlecht behandelt. Bei den Ochsen kommt keine Geißel in Anwendung, sondern ein zugespitzter Stab, der denselben in die Weichteile zwischen den Schenkeln und in die Schenkel selbst mit aller Kraft gestoßen wird. Wenn die abgetriebenen Tiere durch dieses grausame Mittel nicht mehr vorwärts zu bringen sind, so ergreift der Hindu deren Schweif und dreht ihn heftig wie ein Stück Seil, was den armen Tieren großen Schmerz verursacht. Durch dieses drastische Mittel kann man sie so lange vorwärts drangsalieren, bis sie kraftlos niederstürzen und dann nicht mehr auf die Beine zu bringen sind. Man sieht in Indien sehr viele Zugochsen, denen mehrere Gelenke des Schweifes gebrochen sind.

Die niederen Kasten werden von den höheren verachtet und maltraitiert, und dafür, könnte man meinen, wollen sie sich an den Tieren schadlos halten und rächen. Sie scheinen die Tiere als eine unter ihnen stehende Kaste zu betrachten und diese ihre geistige Überlegenheit und raffinierte Bosheit fühlen lassen zu wollen.

Der Charakter der Hindu ist also nichts weniger als lobenswert, er bietet ein sehr düsteres und abschreckendes Bild dar. Das Wenige, was nicht verwerflich, sondern lobenswert an demselben ist, verdankt er nicht der Religion und ihrem Einfluß, sondern einer glücklichen Naturanlage. Der Hindu ist von Natur aus bildsam und weich wie Wachs; er ist sehr religiös veranlagt und hat einen

vorherrschenden Hang zu religiöser Kontemplation (Betrachtung) und Schwärmerei. Was aber an ihm schlecht, häßlich und verwerflich ist, das ist das Erzeugnis seiner heidnischen Religion, des Götzendienstes und der heidnischen Gebräuche. Er schaut natürlich auf seine Götter und ahmt ihnen nach. Wie sie es im großen treiben, so treibt ers im kleinen, was ihnen erlaubt ist, ist wohl auch ihm erlaubt — daher seine Verlogenheit, seine Wollust, Unzuverlässigkeit, Geldgier, Trägheit und Rachsucht. Die indische Mythologie enthält nichts, was das Menschenwesen, Geist und Herz, läutern, adeln, heiligen, vervollkommnen und verklären könnte. Der Hindu kann seine Götter weder hochachten, noch lieben, sie können ihm unmöglich Ehrfurcht und Zuneigung, Anhänglichkeit, Zutraulichkeit und Vertrauen einflößen. Mit Furcht und Zittern, als Züchtling und Sklave, steht er seinen Göttern gegenüber. Mit Angst und Bangen glaubt er sich überall von der Bosheit und den Nachstellungen der Dämonen bedroht; sein Gebet und die von ihm dargebrachten Opfer entstammen nicht kindlicher Liebe, aufrichtigem Vertrauen und ungeheuchelter Dankbarkeit, sondern der Selbstsucht, der Eigenliebe und dem Eigennuz. Der Hindu sucht durch Gebet und Opfer seine Götter zu ködern, zu bestechen und ihnen Gewalt anzutun, denn die Hindugötter sind ja voll Leidenschaften und fast ebenso vom Menschen und seinen dargebrachten Gaben abhängig, wie dieser von jenen. Von den begangenen Sünden und der sich aufgeladenen Schuld glaubt der Indier, wie wir weiter oben schon gehört haben, sich blos durch äußerlich angewendete Mittel reinigen zu können, während er die sündhafte Gewohnheit und die, Leib und Seele beherrschende Leidenschaft ungestört und üppig fortwuchern läßt. Der Hindu ist das treue Spiegelbild des indischen Olymp. Er ist der Speichel leckende, auf dem Bauch kriechende, vor der Hölle und der Seelenwanderung bebende Sklave seiner

Götter; und weil er Sklave ist, so steht er mit allen Sklaven auf derselben Kulturstufe: er hat einen schlechten, niederträchtigen Charakter. Der Hindu besizt im Grund genommen keine Moralität, da er dasjenige, was er für recht und gut hält, nicht aus einem reinen Beweggrund, nicht in höherer Absicht, nicht uneigennüzig, sondern aus Angst und Furcht, aus Interesse und Selbstsucht tut. Man kann dem Hindu eigentlich auch keine Gewissenhaftigkeit zuschreiben, denn das starre Festhalten an seiner Religion und ihren Vorschriften und Gebräuchen ist im Grunde genommen keine Gewissenhaftigkeit, sondern meistens mit roher Gewalt beigebrachte Dressur und starrköpfiger Eigensinn, der sich jeder Aufklärung und besseren Erkenntnis verschließt. Der geistige und moralische Zustand der Hindu ist erbarmungswürdig und fast hoffnungslos.

Einen sehr schlechten Einfluß auf den Hindu-Charakter üben auch die Volkstheater und die Bücher aus, die in den Hindu-Sprachen verfaßt und unter das Volk geschleudert werden. Beide triefen gewöhnlich von Schmuz und Gemeinheit. E. Schlagintweit sagt im II. Bande von „Indien in Wort und Bild", Seite 9: „Den Werken in Hindi, dem größten Sprachengebiete für fast 100 Millionen Indier, wird in den Regierungsberichten nicht das Lob zuteil, welches man nach den ausgewählten Drucken in europäischen Büchersammlungen denselben zu zollen geneigt wäre.

Die Registratoren[1]) der Regierung verzeichnen in Hindi eine erschreckend große Zahl von Büchern von höchst

---

[1]) In Folge des Gesezes vom Jahre 1867 müssen in Indien alle Bücher, sogleich nach ihrer Drucklegung, der Regierung zur Anzeige gebracht oder registriert und von jedem Buche 3 Exemplare, gegen Bezahlung, der Regierung übergeben werden. Seit der Niederwerfung des Sipahi-Aufstandes erschienen jährlich 5000 Bücher in indischen Volkssprachen, von denen aber die meisten Übersezungen älterer Bücher waren.

unmoralischer und widerlich gemeiner Tendenz, und noch in den neuesten Jahresübersichten wird geklagt, daß die für das Volk bestimmte Literatur immer nur Zaubergeschichten und abgeschmackte, die sinnlichen Triebe erregende Götter-Legenden bringt, statt belehrend und unterhaltend zu wirken." Von den südindischen Preßerzeugnissen sagt er, Seite 10: „Die südindischen, drawidischen Sprachen hatten Werke, die sich den Arbeiten der besten Sanskrit-Autoren anreihen, früher aufzuweisen als die nordischen Volksdialekte; aber soweit es sich um Werke der buchhändlerischen Spekulation handelt, findet die Buchdruckerkunst hier wie dort eine unwürdige Verwendung durch Verbreitung einer äußerst sinnlichen Literatur, zu welcher meist der Liebesgott Krischna und seine Liebesabenteuer den Stoff geben." Und von jenen Werken, die sich mit dramatischen Darstellungen befassen, sagt er, auf derselben Seite: „Die heutigen Indier lieben dramatische Darstellungen nicht weniger als ihre Vorfahren, aber der Text ist durchgehends schlüpfrig, die Späße derber, die Witze beißender." Ich fand obiges Urteil über die indische Presse an Ort und Stelle vollinhaltlich bestätiget. Die meisten indischen Schriftsteller liefern den Hindu einen elenden Schund, und sind ihre Unterhaltungsschriften eine wahre moralische Kloake und ein Augiasstall. Sie mögen in ihren Leistungen höchstens von der französischen Sudel-, Schand- und Skandalpresse übertroffen werden. Auch die Indier haben ihren Clauren, Alex. Dümas, Eugen Süe und Zola [1]).

[1]) Ich sehe mich veranlaßt und halte mich selbst für verpflichtet, anläßlich der Erwähnung Zolas, hier ein Übersehen zu berichtigen, das sich, leider, in meinem Buche: „Die Schoßkinder des Zeitgeistes" eingeschlichen hat. Es heißt in demselben, Seite 151 „der frechste, frivolste und niederträchtigste Schriftsteller der Gegenwart ist der Jude Max Nordeau ꝛc." Es soll statt: der Jude Max Nordeau, Zola heißen. Ich

Gleichwie der Franzose Zola an Gemeinheit und Frivolität alles weit hinter sich läßt, was im Fache der Ausbreitung der moralischen Fäulnis durch die Presse schon geleistet worden; so gibt es in Indien eine Menge „ersticker", im Examen durchgefallener Studenten, die in den skandalösesten Romanen die sinnliche Liebe, d. h. die Fleischeslust, als die einzige und höchste Glückseligkeit des Menschen preisen und verherrlichen, die Verführung lediger und verehelichter Personen als „galantes Abenteuer, noble Passion" und „Heldentat" hinstellen und den Menschen in den Kot des Lasters und der Gemeinheit hinabziehen. Wohl bemühen sich die katholischen Zeitungen, diesem schrecklichen Verderbnis entgegen zu arbeiten, aber was vermögen einige gutgesinnte Blätter unter den Millionen heidnischer Hindu zu wirken, die ein christliches Blatt mit keinem Finger berühren! Die englische Regierung läßt die indischen Schriftsteller, die auf dem religiös-sittlichen Gebiete als wahre Giftmischer und Brandstifter wirken, unangefochten. Blos Marquis Ripon, der 1880 zum General-Gouverneur und Vize-König von Indien ernannt wurde, suchte in Wort und Tat, besonders durch sein gutes Beispiel, dem mit Macht hereinbrechenden Verderbnis zu steuern. Ripon war füher Freimaurer und seit 1870 selbst Großmeister der englischen Logen, aber 1874 wurde er, infolge gründlichen Studiums der katholischen Religion, aus voller Überzeugung Katholik,

---

hatte nämlich im Manuskript über das Wort Zola Nordeau geschrieben, weil ich für meine Behauptung den Ausspruch des Kritikers Max Nordau anführen wollte. Diese Berufung unterblieb jedoch, und glaubte daher der Abschreiber des Manuskriptes, ich hätte, statt Zola, Nordeau schreiben wollen, aber vergessen, den Namen Zola zu streichen — daher das Mißverständnis. Und da ich niemand ein Unrecht antun will, so erkläre ich hiemit: daß ich den Irrtum meines Abschreibers sehr bedauere. Der in Crefeld erscheinenden „Niederrheinischen Zeitung" aber, die mich in ihrer Beilage, „Bücher-Markt" betitelt, in Nr. 9, vom 4. December 1886, auf das Mißverständnis aufmerksam machte, sage ich hiemit verbindlichen Dank.

und, was bereits an ein Wunder grenzt, troz dessen, in dem oben erwähnten Jahre, von der englischen Regierung als Vize-König nach Indien gesendet. Ripon ließ es sich angelegen sein, durch persönlichen Verkehr und väterlich-liebevolle Ansprachen, die er an die studierende Jugend hielt, dieselbe für echte Bildung des Geistes und Herzens zu begeistern. Schon im ersten Jahre seiner Amtsführug besuchte er, wo es ihm immer möglich war, die höheren Lehranstalten und richtete überall Worte der Belehrung, Ermahnung und Erbauung an die Zöglinge. Bei der öffentlichen Prüfung des Obergymnasiums der Jesuiten in Bombay erschien Ripon, umgeben von den Regierungsbeamten und den Honoratioren aller Nationen, die sich in jener Stadt befinden, und wendete sich, nachdem die Prüfung vorüber war, an die Professoren und Zöglinge; jene versicherte er seiner vollsten Zufriedenheit mit dem Ergebnis der abgehaltenen Prüfung, er bekannte, daß alle seine Erwartungen von den Leistungen der Professoren übertroffen worden seien, und dankte ihnen für alle ihre Mühe und Sorgfalt, die sie auf die Bildung und Erziehung der studierenden Jugend verwendet hatten; diesen aber sagte er folgende beherzigenswerte Worte: „Wir leben in einer Zeit, geliebte Jünglinge, in welcher die Ausbildung des Geistes gewissermaßen Lebensbedürfnis geworden ist . . . Ganz gewiß, was ihr jezt erlernt, wird euch dereinst von großem Nuzen sein; eines jedoch dürft ihr dabei nicht übersehen: ist es nur irdischer Gewinn, der euch zum Studium antreibt, so werdet ihr nie in das eigentliche Heiligtum der Weisheit eindringen . . . Ich ermahne euch daher, die euch hier gebotene Gelegenheit zur Bildung eueres Geistes gewissenhaft zu benüzen; noch weit mehr aber bitte, ja beschwöre ich euch, gleichzeitig auch nach Erlangung jener inneren sittlichen Festigkeit zu ringen, die auf gründliche Tugend gestüzt, allein im stande ist, euch glücklich

zu machen und euch die Achtung und Liebe euerer Mitmenschen zu erwerben.“ Das sind sowohl goldene als väterlich-besorgte und liebevolle Worte. Und diese Worte richtete Ripon an die 800 Zöglinge des Franz-Xaver-Kollegs, von denen 500 katholisch und die übrigen Protestanten, Brahmanen, Parsis, Mohammedaner und Juden waren.

Auch in Karatschi, an der Mündung des Indus, auf der Halbinsel Gudscharat, wohnte er, nachdem er vorher auf die ehrerbietigste und auferbaulichste Weise der heiligen Messe beigewohnt und nach derselben die heilige Kommunion empfangen hatte, der Prüfung der Zöglinge des Gymnasiums der Jesuiten bei und hielt an jene eine ergreifende Ansprache. Ha, wenn an der Spize der englischen Regierung stets Männer wie Ripon gestanden wären, Männer, deren Wandel mit ihrem christlichen Glauben oder Namen in Harmonie sich befunden hätte, Männer voll Biederkeit und Treue, Männer voll Charakterfestigkeit und sittlichen Ernstes, Männer, die mit den Missionären Hand in Hand gegangen wären, Männer, die ein Herz gehabt hätten für die blinden, beweinenswerten Hindu, dann wären diese längst Christen, wahre, echte Christen, die Millionen europäischer Namen-Christen beschämen würden — so aber — daß Gott erbarm!

7. Die Volksschulen Indiens.

Man sucht in jenen Büchern, die sich mit der Darstellung altindischer Zustände und Verhältnisse befassen, vergebens nach Volksschulen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil Volksschulen in Indien, vor Ende des XV. Jahrhunderts, eine völlig unbekannte Sache waren. Man staunt allerdings mit Recht über diese höchst befremdliche Entdeckung,

denn man sollte glauben, die Brahminen, die nach Millionen zählten und die Kunst zu lesen und zu schreiben besaßen, müssten im Lauf der Jahrhunderte ihrer Verpflichtung sich bewußt geworden sein, dem Volke die notwendigsten Kenntnisse des bürgerlichen und sozialen Lebens und eine menschenwürdige Bildung beizubringen. Es ist ferner fast unerklärlich, daß keiner der zahllosen Könige, die über die vielen Provinzen Indiens geherrscht, und von denen manche treffliche Regenten waren, sage: keiner auf den Gedanken verfiel, seinem Volke dadurch Vater und Wohltäter zu werden und sich ein dankbares Andenken zu sichern, daß er Volksschulen gründete. Man wäre anzunehmen berechtigt, die indischen Fürsten und Brahminen würden wenigstens nach der Eroberung Indiens durch die Mohammedaner Volksschulen errichtet haben, da die Bekenner des Islam zur Unterrichtung und Erziehung ihrer Kinder auch in Indien wie allerwärts, wo sie festen Fuß fassten, Volksschulen gründeten. Allein die Brahmanen und Buddhisten ließen sich durch das ihnen von den Mohammedanern gegebene gute Beispiel nicht bewegen, Volksschulen zu gründen. Und was ließ keine Volksschule aufkommen? Hier stoßen wir schon wieder auf den indischen General-Sündenbock — das Kastenwesen. Die Mitglieder der einzelnen Kasten dürfen ja, und durften nie miteinander in Verkehr treten und in Berührung kommen; für die Kinder jeder Kaste konnte man aber nicht eine separate Schule gründen und Spezial-Lehrer anstellen. So lange der Brahmanismus bestehen wird, kann das Kastenwesen nicht abgeschafft werden, und ebenso lange bleibt die allgemeine Einführung der Volksschule in Indien eine Sache der Unmöglichkeit — eine Chimäre.

Die katholischen Missionäre, die zu Ende des XV. Jahrhunderts den Boden Indiens betraten, waren die ersten, die dort Volksschulen gründeten. Überall, wo sich in Indien

eine christliche Gemeinde bildet, seie sie nun katholisch oder hochkirchlich lutherisch oder methodistisch 2c., da wird auch eine Konfessionsschule gegründet, die aber absolut keiner Staatsaufsicht unterworfen ist. Der betreffende Geistliche ist das fac-totum der Schule: er ist Katechet und sehr oft Lehrer aller weltlichen Gegenstände, Schulaufseher und Schulinspektor, Schulvorstand und Schulrat, Schulleiter und Unterrichtsminister. Daß die Schule Staatsmonopol seie und zur Staatsregie und Staatsdomäne gehöre, daß die Kinder in den allein als richtig zu erklärenden Staatsprägestock gelegt und dort acht Jahre lang von, in Staatsanstalten (Präparandien oder Lehrerseminarien) hochmodern dressierten Modelleurs façoniert und dann geschliffen und poliert werden müssen — davon weiß man in Indien so wenig etwas wie vom Schulzwang und der Militär-Konskription.

Es gab im Jahre 1880 in Indien nicht weniger als 1159 katholische Schulen, die von 55.254 Schülern (männlichen und weiblichen Geschlechtes) besucht wurden. Die Schule ist der archimedische Punkt, wo die Missionäre den Hebel ansezen müssen, um den Brahmanismus aus den Angeln zu heben und dem Christentum den Sieg zu sichern.

Bis zum Jahre 1813 interessierte sich weder das englische Parlament, noch die ostindische Kompagnie um Schule und Unterricht in Indien im mindesten, und die leztere verwendete von der reichen Einnahme ihres Budgets keinen Penny für Errichtung von Volksschulen für Hindukinder. Volksschulen in unserem Sinne und nach unserem Sprachgebrauch gab es, bis zum Jahre 1870, überhaupt nicht.

Auf dem Land, in Weilern und Dörfern wuchsen die Kinder von jeher ohne allen und jeden gemeinsamen, öffentlichen Unterricht auf. In kleinen und großen Städten gab es Lehrer-Kasten, die sich mit Erteilung von Unterricht in

weltlichen Fächern privatim beschäftigten. In großen Dörfern erschien bisweilen zur Regenzeit ein Hindu-Mönch, der den Kindern Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen erteilte. Oft ließ sich auch ein verabschiedeter und pensionierter Sipahi als Lehrer in einem größern Dorf oder in einem Städtchen als Privatlehrer nieder. Jene Väter, die ihre Knaben in den genannten gemeinnüzigen Fächern unterrichten lassen wollten, hatten den Lehrer selbstverständlich für seine Unterrichtserteilung zu bezahlen. In früherer Zeit besuchten Mädchen niemals eine Schule, erst in neuester Zeit (seit 1870) werden in Städten Mädchenschulen errichtet.

Vornehme, reiche Hindu hielten von jeher einen Hauslehrer und ließen ihre Söhne von demselben unterrichten.

Schulhäuser und Lehrerwohnungen gab es bis in die neueste Zeit niemals in Indien; der Unterricht wurde jederzeit im Schatten eines großen Baumes oder im Vorhof der Pagoden erteilt. Die Hindu-Schüler werden dem Schuze der Saraswati, der Göttin der Weisheit (der Gemalin Brahmâs) und des Gottes Ganesa unterstellt. Wenn der Hindu-Vater seinen Sohn dem Lehrer übergibt, bringt er den genannten Gottheiten eine Geldspende als Opfer dar. Täglich bringen die Schüler ihrem Lehrer eine kleine Quantität Reis oder Baumfrüchte.

An Geld erhält derselbe für jedes zu unterrichtende Kind per Monat, nach Übereinkunft, einige Annas.

Die Schüler schrieben ehedem mit einem Metallstift oder mit dem Fingernagel auf Palmblätter, gegenwärtig aber schreiben sie entweder mit Kreide oder Speckstein auf schwarz angestrichene Holztafeln.

Im Jahre 1813 verpflichtete das Parlament zu London die ostindische Kompagnie, jährlich 10.000 Pfund Sterling (200.000 Mark) für Schulzwecke zu verwenden; allein dieser

Befehl blieb ein toter Buchstabe. Erst im Jahre 1823 wurde ein, aus englischen Beamten und Gelehrten bestehendes Schulkomité ernannt, das die richtige Verwendung der 200.000 Mark zum Volksunterricht überwachen sollte. Dieses Schulkomité fasste aber, der Intention des englischen Parlamentes entgegen, den Beschluß, die genannte Summe solle lediglich Engländern zugutkommen, sie wurde nämlich dazu verwendet, die englischen Beamten in den Stand zu sezen, die damals in den Bureaux noch häufig gebrauchte persische Sprache erlernen zu können.

Im Jahre 1835 trat der ausgezeichnete Staatsmann und Geschichtschreiber, Lord Macaulay, der damals Mitglied des obersten Rates in Calcutta war, für die Organisation des Unterrichtes (allerdings zunächst des höheren Unterrichtes in Kolleges) in die Schranken; er veranlasste den Generalgouverneur von Indien, Lord Bentinck, durch einen Regierungserlaß zu befehlen, daß die englische Sprache als obligater Lehrgegenstand in den Studienplan der Hochschulen zu Calcutta, Delhi und Allahabad aufgenommen, und in jeder Provinz- und Kreis-Stadt eine Schule errichtet werde, in welcher die englische Sprache gelehrt und erlernt werden müsse. Da diese Anordnung aber auf die lange Bank geschoben wurde, befahl das Unterrichtsministerium (Board of Control) in London, im Jahre 1854, daß der erwähnte Erlaß Bentincks strengstens in Ausführung gebracht werde. Es befahl ferner, daß nicht vorzugsweise höhere, sondern Elementarschulen in Indien errichtet werden. Damit war der wunde Fleck getroffen, aber die Heilung desselben begegnete fast unüberwindbaren Schwierigkeiten. Wer sollte die ungeheueren Kosten für Errichtung von Schulhäusern und Lehrer-Bildungsanstalten, sowie für für den Unterhalt des Lehrpersonals und der staatlichen Aufsichtsbehörden bestreiten?

Nur in größeren Städten wurden Schulhäuser errichtet und Lehrer angestellt, im ganzen und großen aber blieb der Schulunterricht ein frommer Wunsch.

Im Jahre 1859 wies Lord Stanley, Staatssekretär von Indien, in einer ausgezeichneten Denkschrift nach, daß die Hindu nur dadurch auf eine höhere Stufe der Bildung zu heben seien, wenn die englische Regierung von Staatswegen in jedem Ort eine Schule gründe, daß diese öffentlichen Schulen durch Steuerzuschläge errichtet und unterhalten werden, und daß die Staatskasse entsprechende Zuschüsse leiste. Die englische Regierung ging auf diese gemachten Vorschläge ein, und seit 1870 mehrt sich die Zahl der Volksschulen in erfreulicher Weise. Im genannten Jahre wurden überall Distrikts-Schulbehörden ernannt, die teils aus englischen Beamten, teils aus eingeborenen Vertrauensmännern der Regierung bestanden und noch bestehen. Die Zentralschulbehörde ist aus 105, von der englischen Regierung angestellten Männern, die eine Hochschule entweder in England oder Indien besucht und die akademische Prüfung bestanden haben, zusammengesezt. Der Schulbesuch ist aber auch jezt, nach der durchgeführten Schulorganisation, nicht obligatorisch, es steht jedem Vater frei, seine Kinder in die Schule zu schicken oder sie von derselben fern zu halten, er kann sie, ganz nach Belieben, in die öffentliche oder in eine Privatschule schicken.

Die öffentliche indische Schule hat hauptsächlich mit 4 Schwierigkeiten zu kämpfen, 1. mit dem heillosen Kastenwesen, da die höheren Kasten ihre Kinder um keinen Preis in eine Schule senden, in welcher sich Kinder niedriger Kasten befinden. Die Lehrer sehen sich deßwegen häufig gezwungen, den Kindern verachteter Kasten die Aufnahme in die öffentliche Schule verweigern zu müssen. In größeren Städten werden aus diesem Grunde für die verschiedenen Kasten

eigene Schulen gegründet. Es herrscht 2. in Indien großer Mangel an tauglichen Lehrern, und kann diesem Mangel nur durch Errichtung einer genügenden Zahl von Lehrerseminarien abgeholfen werden. Im Jahre 1857 unterzogen sich in der Provinz Bengalen 50.000 Individuen der Lehrerprüfung, allein blos 100 derselben bestanden das Examen!! Viele konnten nicht Einen Saz korrekt lesen, sondern blos buchstabieren. Ein Stein des Anstoßes sind 3. die Lesebücher. Welchen Inhalt sollen dieselben für ein heidnisches, dem wahnwizigsten Aberglauben und dem schauerlichsten Sittenverderbnis verfallenes Volk haben? Mögen die Schulbücher handeln, von was sie wollen, mögen sie auch noch so vorsichtig und behutsam das und jenes besprechen — sie kommen unfehlbar mit den religiösen Vorstellungen, Anschauungen und Vorurteilen, sowie mit den Gewohnheiten, Sitten und Gebräuchen der Hindu in Konflikt. Und 4. sträubt sich der Hindu mit Leib und Seel dagegen, seine Töchter in eine Schule zu schicken. Doch muß zugestanden werden, daß der Schulbesuch, troz aller Schwierigkeiten und Hindernisse, stetig zunimmt. Schlagintweit weist solches (II., Seite 4) in einer statistischen Tabelle, die ich hier wiedergebe, nach.

Schulstatistik für die Jahre 1852—1872:

Jahr.	Zahl der Schulen aller Grade.	Tägliche durchschnittliche Schülerzahl in allen Schulen.	Ausgaben für Schulzwecke.	Verhältnis der Schüler zur Gesammtbevölkerung.
1852	413	28.179	100.210	—
1862	15.136	394.541	401.126	—
1872	40.410	1,254.570	11,115.947	1 : 152

Im Jahre 1872 bestanden 73 Lehrerseminarien, die von 3524 Schülern besucht wurden, während anno 1852 Lehrerbildungs=Anstalten eine fast unbekannte Sache waren.

Wenn man den Grad der Volksbildung Indiens mit jenem Deutschlands vergleicht, so zeigt sich ein schreiendes Mißverhältnis zwischen beiden; denn in Indien können blos 2—3 % der männlichen Bevölkerung lesen und schreiben, während in Deutschland 90—91 % derselben des Lesens und Schreibens kundig sind. Was das weibliche Geschlecht in Indien anbelangt, so sieht es bei demselben, betreffs des Lesens und Schreibens, noch weit schlimmer aus, denn unter 500 Hindu=Mädchen und Weibern befindet sich nicht immer eine, die lesen und schreiben kann. Selbst die Töchter der Brahminen sind mit horrend seltenen Ausnahmen, bis dato, Analphabetinen (die nicht einmal das ABC kennen) geblieben, und ist der Grund, der diese auffallende Erscheinung erklärt, wiederum ein echt indischer, nämlich: weder die Brahminen wollen ihre Töchter lesen und schreiben lehren, noch wollen deren Töchter diese Kunst erlernen, weil die Pagoden=Bajaderen und Natschmädchen (Dewadasis), die von sehr berüchtigten Sitten sind, lesen und schreiben können, sie haben nämlich die an Festtagen, bei Prozessionen (Dewadronis) und feierlichen Opfern vorgeschriebenen Hymnen zu singen, weßwegen sie des Lesens und Schreibens kundig sein müssen. Damit nun die Brahminen=Töchter nicht als Dewadasis angesehen werden, lassen sie ihre Väter ohne alle Bildung, und verzichten deren Töchter ohnehin von Herzen gern auf diesen, in ihren Augen unnüzen europäischen Ballast. Daß es des Menschen Pflicht und zugleich eine Ehrensache für ihn ist, seine Geisteskräfte auszubilden, das ist noch weit davon entfernt, in die indische Dogmatik aufgenommen zu werden.

Während in Deutschland 15—16 % der Gesammt=

bevölkerung eine Schule besuchen, geht in Indien nicht einmal 1 % in dieselbe.

Obgleich die Tierspitäler sich von Seite der Hindu großer Sympathie erfreuen, großmütige Geschenke von denselben erhalten und mit reichen Stiftungen bedacht werden, sehen sich, troz dessen, die Volksschulen sehr stiefmütterlich behandelt. Weder Fürsten noch Radschputs, weder Brahminen noch wohlhabende Bürger, weder Nawabs noch Zemindars noch Nairen, weder Honoratioren noch Optimaten haben in Indien etwas Nennenswertes für Volksschulen geleistet. Man ersieht daraus, wie schwer es hält, daß eine neue Idee sich Bahn bricht, und eine nüzliche Einrichtung populär wird, und daß tief eingewurzelte Vorurteile zwar mit eiserner Konsequenz bekämpft werden müssen, aber nur sehr langsam und Schritt für Schitt einer besseren Erkenntnis das Feld räumen.

Es muß lobend anerkannt werden, daß die englische Regierung seit 1858, d. h.: seitdem Indien ein integrierender Teil der englischen Krone ist und nicht mehr unter der ostindischen Kompagnie, sondern direkt unter der englischen Regierung steht, es sich sehr angelegen sein läßt, die Bildung der Hindu zu heben, und daß sie zur Erreichung dieses Zieles große Opfer bringt. Die Herrschaft der ostindischen Kompagnie war lediglich auf Selbstsucht, Herrschsucht, Geiz und rohe Gewalt basiert, während jene der englischen Regierung sich nebstdem auch noch von edleren und höheren Motiven leiten läßt. Sie fördert namentlich die Errichtung höherer Lehranstalten und sorgt für deren Fortbestand durch großmütige Verwilligung bedeutender Summen. Als ich mich 1871/72 in Indien aufhielt, wurde mir authentisch, nämlich vom Hochwürd. Erzbischof Steins in Calcutta und vom Hochwürd. Bischof Meurin von Bombay mitgeteilt, daß die englische Regierung zur Unterhaltung des Franz-Xaver-

Kolleges (Obergymnasium) in Calcutta, einen freiwilligen, jährlichen Beitrag von 3600 Rupien (7200 Mark) leistet.

Behufs Errichtung des in architektonischer Beziehung großartigen und bezüglich der Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft ausgezeichneten Franz-Xaver-Kolleges zu Bombay schenkte die englische Regierung den Bauplaz und dazu 61.000 Rupien (122.000 Mark), stellte die Wasserleitung für das große Haus und zahlreiche Personal unentgeltlich her und erhebt von dem Kollege auch keinen Wasserzins. Bald (schon 1879) nach Errichtung dieser vortrefflichen Studienanstalt war der Andrang zu derselben so groß, daß eine Erweiterung derselben unvermeidlich erschien. Zur Ausführung dieses kostspieligen Werkes schenkte der damalige Gouverneuer der Präsidentschaft Bombay einen Bauplaz im Werte von 30.000 Rupien (60.000 Mark).

Zur Errichtung des Kolleges zu Byculla (Mazagon, einer Vorstadt Bombays) schenkte die englische Regierung 100.000 Rupien (200.000 Mark) — facta loquuntur, die angeführten Zahlen führen eine berede Sprache. Und wer hat denn die genannten, (ich rede beiläufig nur von diesen, während es derjenigen sehr viele sind, die von der englischen Regierung generös unterstüzt werden) von der englischen Regierung mit solcher Liberalität unterstüzten Kolleges gegründet, wer erteilt in denselben alle Fächer und führt die Aufsicht über dieselben? Wahrscheinlich denkst du, Anglikaner, Protestanten, Methodisten, Logenbrüder, Darwinisten 2c. Weit gefehlt! Nein, sondern Ordensleute, und zwar die von den Antichristen, Illuminaten, Aufgeklärten, Kirchenfeinden und Gottesleugnern so glühend gehaßten und perfid verleumdeten Jesuiten! Ich kann es nicht über mich gewinnen, bei diesem Anlaß zu verschweigen, daß die englische Regierung die aus Deutschland, Frankreich und Italien in blindem Haß und unseligem Wahn vertriebenen Väter der

Gesellschaft Jesu mit offenen Armen in Indien aufnahm, weil sie dieselben als ausgezeichnete Gelehrte und Pädagogen ehrte und hochschäzte. Es ist ja weltbekannt, daß Friedrich II. König von Preußen, und Katharina II., Kaiserin von Rußland, die in religiöser Beziehung radikale Nihilisten waren, nach der nicht genug zu beklagenden Aufhebung des Jesuitenordens, den an die Luft gesezten, schmählich behandelten Vätern der Gesellschaft Jesu eine gastliche Herberge in ihren Staaten anboten, und zwar aus dem Grund, weil es keine bessern Priester, bewährtere Erzieher der Jugend und gründlichere Gelehrte gebe als eben die Jesuiten. Dieser Ansicht und Überzeugung ist auch die englische Regierung in Indien noch heutzutag, und zwar im Hinblick auf die glänzenden Leistungen der Jesuiten auf dem Felde der Wissenschaft und Erziehung, und darum ist sie, was die Jesuiten anbelangt, frei von Intoleranz und jener kindischen, lächerlichen Gespensterfurcht, die den sogenannten starken Geistern des XIX. Jahrhunderts Gänsehaut hervorruft, Angstschweiß auspreßt und die Haare zu Berg stehen macht, wenn sie einen Jesuiten zu Gesicht bekommen.

Welch' irrtümliche, konfuse, auf falschen Voraussezungen beruhende Ansichten und Urteile über indische Verhältnisse sich bisweilen öffentlich Geltung zu verschaffen suchen und wirklich verschaffen, beweißt ein Artikel, der unter der Flagge „Asien" durch mehrere konservative Zeitungen segelte. Derselbe verdankt seine Entstehung einer völligen Unkenntnis indischer Zustände, einer willkürlichen Identifizierung des europäischen Schulwesens mit jenem, das in Indien obwaltet, und einer kecken Konjektural-Sentenz-Macherei. Ich kann nicht umhin, denselben hier anzuführen und in Kürze zu widerlegen; derselbe lautet: „Asien. Die ‚moderne Schulbildung', nach Indien verpflanzt, fängt auch dort an, die bei uns wohlbekannten ‚modernen' Auswüchse zu treiben

und das **so gesittete** und ruhige Volk der Hindu in Angst zu versezen. Lezthin hatte sich ein junger Bengale in Calcutta vor Gericht darüber zu verantworten, seinen Vater ermordet zu haben. Elternmord ist ein Verbrechen, welches unter den Hindu fast gänzlich unbekannt ist. Der Prozeß hat daher eine tiefe Aufregung, besonders unter dem konservativen Teile der Hindu, verursacht. In der lezten Zeit haben dieselben bittere Klage über die entsittlichenden Wirkungen des jezigen Erziehungs = Systems erhoben. An Stelle der Sittenlehre der indischen Religion tritt rein weltlicher und wissenschaftlicher Unterricht, und weder religiöse, noch moralische Vorschriften werden der Jugend gegeben. Mit Schaudern sehen die alten Hindu auf die Unsittlichkeit der jüngeren Generation, und der in Rede stehende Fall hat vieles dazu beigetragen, daß der Wunsch und das Verlangen nach einer Reform der Jugenderziehung in Indien ungestüm an den Tag gelegt werden." So viele Säze, so viele Fehlschüsse! Es verdient alles Lob, es gereicht der englischen Regierung zum Ruhm, und erwirbt sich dieselbe dadurch ein hohes Verdienst, daß sie, seit 1870, mit allem Ernst und Eifer die Errichtung von Volksschulen in Städten und Dörfern betreibt, daß dieselbe dabei aber, was Religion überhaupt und christliche Moral speziell anbelangt, sehr behutsam, vorsichtig und klug zu Werk gehen muß, ist demjenigen sehr leicht begreiflich, der die indischen Verhältnisse kennt. Sobald die Regierung durch die von ihr angestellten Lehrer polemisch oder aggressiv gegen den Brahmanismus und dessen Einrichtungen vorgienge, würden sich die von ihr errichteten Schulen entvölkern. In jenen Volksschulen kann und darf also selbstverständlich von Religion überhaupt und christlicher Moral speziell keine Rede sein, solche Schulen müssen, bezüglich der Dogmatik, strengstens religions= und konfessionslos sein. Was die Moral anbelangt, so wird

in den unter englischen Aufsichtsbehörden stehenden Schulen eine allgemeine Humanitäts-Moral oder Ethik gelehrt, und werden die Schüler an äußeren Anstand, humane Lebensart und männliches Betragen gewöhnt. Das gilt im allgemeinen von denjenigen Volksschulen, die unter Aufsicht und Leitung englischer Behörden stehen. Die von den Missionären gegründeten Volksschulen sind von jeder staatlichen Beaufsichtigung frei, es sind Konfessions- oder Pfarrschulen, und herrscht in ihnen Religiosität, Zucht und Sitte.

Auch in den von Ordenspersonen gegründeten, unterhaltenen und geleiteten mittleren und höheren Schulen, den Gymnasien und Obergymnasien, Kolleges und Pensionaten wird die christliche Religionslehre, Dogmatik und Moral vorgetragen, es wird vor und nach dem Unterrichte gebetet und strenge an Anstand, Zucht und Sitte festgehalten, obgleich diese Anstalten auch von Protestanten, Heiden und Mohammedanern besucht werden. Den Nichtkatholiken steht es frei, dem Religionsunterrichte beizuwohnen oder fern zu bleiben, wohnen sie demselben aber bei, so haben sie sich beim Gebet zu erheben und während des Unterrichtes eine ehrfürchtige Haltung anzunehmen. Da manche dieser Anstalten mit den Universitäten in Verbindung stehen, d. h.: Da sie das Recht besizen, Maturitätsprüfungen abzunehmen und dann die im Examen bestandenen Zöglinge an die Universität übergehen zu lassen, so stehen sie, was den Lehrplan und die Prüfungen in den weltlichen Gegenständen betrifft, unter der Kontrole der staatlichen Schulbehörde. Es ist wohl selbstverständlich, daß heidnische und mohammedanische Zöglinge, die katholische Gymnasien, Obergymnasien und Kolleges besuchen, in religiöser Beziehung aufgeklärt werden, d. h., daß sie am Brahmanismus, Parsismus und Islam nicht mehr festhalten; sie fallen in der Regel von ihrer Religion ab, ohne aber die christliche anzu-

nehmen — sie werden gewöhnlich Deisten und nicht selten Pantheisten, Rationalisten oder Materialisten. Sie entsagen also dem Irrtum, ohne die Wahrheit anzunehmen, sie werden dem Aberglauben entrissen, ohne für den wahren Glauben gewonnen werden zu können. Diejenigen Zöglinge katholischer Lehranstalten, die wirklich öffentlich zum Christentum übertreten, sind eine große Rarität.

Was nun die von der englischen Regierung gegründeten, von ihr erhaltenen und unter ihrer Aufsicht und Leitung stehenden Gymnasien, Obergymnasien und Kolleges betrifft, so sind dieselben, bezüglich der Religion, in der Regel Pflanzstätten des Unglaubens und des Hasses gegen das Christentum, namentlich des Katholizismus. Es verhält sich damit in Indien gerade so wie mit fast allen Studienanstalten der sogenannten Kulturstaaten Europas: die Professoren sind durch die Bank neumodische Heiden, Männer der schrankenlosen Aufklärung und des Zeitgeistes, Gottesleugner, Rationalisten, Pantheisten, Materialisten und nur in seltenen Ausnahmsfällen Deisten, und diese ihre religiös-philosophischen Ansichten und Richtungen gehen natürlich auch auf ihre Schüler über. Mit der erwähnten Dogmatik hält selbstverständlich die entsprechende Moral gleichen Schritt. Ohne positive Religion, ohne die Fundamentallehren des Christentums, ohne Gebote Gottes kann es keine echte Sittlichkeit, keine Gewissenhaftigkeit und keine wahre Tugend, sondern nur äußern Schein und Schliff, Täuschung und Firniß geben. Was man die „Moralität des von der Religion emanzipierten Ehrenmannes und Charakter des aufgeklärten Kulturmenschen“ zu nennen beliebt, ist, beim Licht betrachtet, eine trügerische und unhaltbare Schminke und Tünche, die der erste Gewittersturm der Versuchung und der Leidenschaft abwascht. Eine Pädagogik, die nicht auf die heiligen und unwandelbaren Grundsäze des Christentums basiert ist, zieht

entweder Scheinheilige und Heuchler, oder selbstgerechte Hochmutspinsel und verknöcherte §§-Reiter heran, die sich blos vor jenen Ausschreitungen hüten, die sie mit dem Strafkodex in unangenehme Kollision bringen würden oder könnten. Nur Gottesfurcht, Gebet und Sakramente veredeln und heiligen das gefallene Menschenwesen und pflanzen dem Herzen Tugenden ein. Wie überall, so hat sich auch in Indien die Loge — Logenbrüder oder wenigstens der Logengeist — der Gelehrtenschulen bemächtigt, und darum zeitigt dieser beklagenswerte Umstand dort wie überall, wo Zirkel und Winkelmaß herrschen, dieselben Früchte: Emanzipation von Gott, Autorität und Dekalog auf der einen und Ungebundenheit, Zügellosigkeit und Herrschaft des Fleisches und der Leidenschaften auf der andern Seite.

Troz all dieser angeführten Übelstände ist es aber durchaus unrichtig, daß das englische Erziehungssystem, d. h. das Schulgesez **prinzipiell** schlecht und verwerflich sei, dasselbe ist vielmehr ganz korrekt und löblich, es verbietet nämlich wohlweislich jede Einmischung in religiöse Dinge und befiehlt, den Zöglingen eine, von jeder Religion unabhängige und von jeder Konfession absehende, allgemein menschliche Gesittung beizubringen und dieselben an ein anständiges, konventionelles Betragen zu gewöhnen. Auf diesen Standpunkt muß sich die englische Regierung der indischen Schule gegenüber stellen. Von diesen Gesichtspunkten und Rücksichten hat sich dieselbe ohne allen Zweifel bei ihren kulturellen und pädagogischen Bestrebungen leiten zu lassen, da sie in ihren Schulorganen Zöglingen gegenübertritt, die grundwesentlich verschiedenen Religionen und Konfessionen angehören, zwischen denen es absolut keine Versöhnung gibt. Wer alle indischen Schulen über Einen Kamm scheert und in Einen Topf wirft, der ist entweder ein Ignorant oder ein Verleumder. Die Mißerfolge der indischen Pädagogik entstammen

nicht jener Quelle, die der angeführte Artikel dafür verantwortlich erklärt, sondern dem schon erwähnten, nicht genug zu beklagenden Umstand, daß die Organe, welchen die englische Regierung die höheren Schulen, die Gymnasien, Obergymnasien und Kolleges anvertraut, ganz gegen den Sinn und Buchstaben des Schulgesczes, jede Religion mit allen möglichen Waffen, mit Sophismen, Geschichtslügen, Spott und Hohn vor ihren Schülern angreifen, ihre Gottesleugnung und ihren Unglauben vor denselben auskramen, dieselben als eine Errungenschaft ernster Studien darstellen und als die höchste Stufe der Wissenschaft, Bildung und Weisheit erklären. Solchen Waffen fällt aber die studierende Jugend, wie die Erfahrung allenthalben und jederzeit lehrt, unfehlbar zum Opfer. Hier ist der wunde Fleck der indischen Pädagogik an den höheren Lehranstalten, und hier ist auf eine Abhilfe kaum zu hoffen, da das englische Beamtentum in Indien in der Regel dem religiösen Bankerott verfallen, der auri sacra fames ergeben, stets auf der Sterlingjagd begriffen ist und entweder seine Verachtung jeder positiven Religion offen an den Tag legt oder sich einem solchen Lebenswandel hingibt, der unleugbar davon Zeugnis ablegt, daß bei ihm Geist, Herz und Willen nicht mehr unter der Direktion eines christlich erleuchteten Gewissens stehen, und daß diesen die Wogen der Leidenschaften das Steuerruder zerbrochen und den Kompaß der christlichen Lebensordnung entrissen haben. Nicht das englische Erziehungssystem, sondern die im Dienste des Antichristentums betriebene Propaganda der Professoren und das schlechte Beispiel des englischen Beamtentums sind in Anklagestand zu versezen, wenn man nach den Ursachen der Korruption der studierenden Jugend in Indien forscht.

Wie der in Frage stehende Artikel von einem **so gesitteten** Volk der Hindu zu reden den Mut haben kann, ist weder mir, noch gewiß auch dem Leser dieses Buches erfind-

lich; denn weder die Mythologie noch das soziale Leben der Hindu lassen eine Sittlichkeit im eigentlichen Sinne des Wortes aufkommen. Die angeblich „so gesitteten" Hindu haben auch viel weniger Ursache über einen vereinzelt auftretenden Vatermord als vielmehr über den noch häufig vorkommenden Mädchenmord — einen echt indischen, von der englischen Regierung aber mit schwerer Strafe bedrohten Greuel —zu lamentieren und dort zuerst und mit aller Energie auf Abhilfe bedacht zu sein. Und wenn die Hindu, im Hinblick auf den ins Treffen geführten Vatermord, in Aufregung und Angst geraten, bittere Klagen über die entsittlichenden Wirkungen des jezigen Erziehungssystems erheben und den Wunsch und das Verlangen nach einer Reform der Jugenderziehung ungestüm an den Tag legen, so wäre es viel mehr am Plaz, ihr starres Festhalten am Heidentum und ihre dem Christentum gemachte Opposition anzuklagen. Würden die Hindu die das Menschenwesen umwandelnde und dasselbe veredelnde christliche Religion annehmen und nach deren Vorschriften ihr Leben einrichten, dann würden alle ihre Klagen verstummen, und sie selbst wären der Sünde, dem Laster und aller Korruption entrissen, und überdies würde sich dann an ihnen das Wort bewähren: „Ein Volk, das der politischen Freiheit wert ist, weiß sich dieselbe auch zu erringen."

Hindu-Tempel.

Aus alter Zeit sind in Indien keine Baudenkmäler mehr vorhanden. Die 2 Epopöen Ramayana und Mahabharata erzählen von königlichen Palästen, namentlich in Ayodhya (Audh), und von Bergschlössern, allein dieselben sind längst in Trümmer zerfallen. Die ältesten noch vorhandenen Baudenkmäler stammen aus dem VI. Jahrhundert vor Christus. Mit der Regierung des Asoka, Königs von Maghada, dessen Residenz Pataliputra (Patna) gewesen, verläßt die indische Architektur den Sagenkreis und betritt das Gebiet der Geschichte. Die Blütezeit der indischen Architektur erstreckt sich vom I. Jahrhundert vor bis zum VII. Jahrhundert nach Christus. Damals entstanden die merkwürdigen Felsentempel, die buddhistischen Tschaitias und die brahmanischen Pagoden. Das Wort Pagode ist aus Bhagawati entstanden und heißt: heiliges Haus, Götterwohnung oder Tempel.

Die Felsentempel, Tschaitias (Tschaitias nenne ich die buddhistischen Tempel) und Pagoden der Indier sind ein Spiegelbild sowohl der indischen Natur, ihres Formenreichtums und ihrer Üppigkeit als auch des indischen Charakters, der durch eine übersprudelnde Phantasie, durch ein reiches, tiefes Gemüt, aber auch durch einen Aberglauben gekennzeichnet ist, der das Ungeheuerlichste und Fabelhafteste vertrauensvoll hinnimmt und festhält. Die indische Architektur zeigt uns

ein buntes Gemisch von barocken, grotesken und phantastischen Formen, von maßloser, schwülstiger Überladung und chaotischer Verwirrung. Sie unterscheidet sich wesentlich von der ägyptischen, babylonischen, phönizischen, medischen, griechischen und römischen Baukunst, so daß man mit Recht von einem indischen Baustile redet. Ob man aber rücksichtlich der Zeit schon vor Asoka, also bis zum III. Jahrhundert vor Christus, berechtigt ist, von einem indischen Baustile zu reden, ist sehr fraglich, da aus jener Periode keine Urkunden vorhanden sind, die darüber Aufschluß geben, und die Baudenkmäler (meistens blos Denksäulen mit Inschriften) so spärlich und zerstreut vorkommen, daß es sehr schwer ist, über diesen Gegenstand ein endgiltiges Urteil zu fällen.

Die indische Architektur hat vom VI. bis IV. Jahrhundert vor Christus persische, und während des I. Jahrhunderts vor und nach Christus griechische Muster, besonders was die Kapitäle und die Träger der Architrave betrifft, nachgeahmt. Nach der genannten Zeit tritt aber die indische Achitektur als selbstständige, nach eigenen Originalien schaffende Kunst auf. Dieser Ansicht ist der gründlichste Kenner der indischen Archäologie und Architektur, Alexander Cunningham, Ingenieur-General in Indien und Vorstand des archäologischen Instituts, das 1862 von der englischen Regierung gegründet worden ist und 1880 schon 5 starke Oktavbände und 1 Folioband über seine Forschungen und Entdeckungen herausgegeben hat.

Einige Erzeugnisse der indischen Skulptur stehen, was korrekte Zeichnung, anatomische Genauigkeit und Naturtreue, Schönheit der Form und künstlerische Ausführung und Vollendung anbelangt, keinem Meisterwerke Griechenlands und Italiens nach, allein die Nacktheit der Figuren, die rein realistisch-materialistische Richtung und der Mangel idealen Gehaltes beleidigen das Aug, verlezen das Scham-

gefühl und lassen Geist und Herz unbefriedigt. Man kann und muß auf die indischen Baumeister und Bildhauer die Worte anwenden, die Adalbert Stifter über die Kunst und die verkommenen Künstler geäußert, er sagte: „Die Kunst eines Volkes ist der Zeiger seiner sittlichen Höhe. Wenn Stämme und Zeiträume zu zerfallen beginnen, so zeigen sich fast eher die Spuren in der Kunst als in der Sitte selber. Die Kunst, der man als der gefälligen Freundin seine tiefsten Gefühle anvertraut, plaudert die innere Verdorbenheit aus; wer sich scheut, seine Sünden zu gestehen, gesteht sie in dem, was ihm gefällt; und wenn auch im Beginne des Verderbens ein solches Volk noch hohe und erhabene Gedanken schaffen will, so befleckt es dieselben doch immer ohne Wissen mit der ihm innewohnenden Versunkenheit; die reine, klare, einfältige Kunst hört auf, die ruhige Schönheit verschwindet. Man fängt mit dem Schein an, und weil man mit dem Schein das Wahre zu beweisen glaubt, so sucht man den Schein recht zu stärken, um den Beweis zu stärken und bringt die Überladung: sowie die Wahrheit stets einfach ist, die Lüge aber übertreibt. In der Baukunst kommt die Schwülstigkeit, der Zierdenwust, die Zwecklosigkeit und Unordnung, in der Musik der Tonlärm und Sinnenzauber und in der Poesie anfangs die Phrase und dann die Haltlosigkeit. Man weiß nicht, an was man sich im Menschen zu wenden habe, man redet zu allen Gewalten in ihm, nur nicht von Gott, der allein beseligen kann; man erweckt Schauer, Neugierde, Schrecken, Pein, alles Mögliche und vor allem die Leidenschaft, endlich wird Leidenschaft und Affekt alleiniger Zweck, man behandelt solche als an sich schön und sezt zulezt das Laster auf den Tron.“ Mit diesen Worten ist die indische Baukunst und Skulptur trefflich geschildert, denn sie sezten das Laster auf den Tron und verherrlichten dasselbe. Die indischen

Götter und Göttinen sind nämlich das personifizierte Laster, und die Hindu streuen ihnen Weihrauch in ihren Pagoden. Man könnte glauben, Karl Piloty, der Direktor der Kunstakademie in München und gefeierte Gründer der sogenannten realistischen Malerschule modernsten Stiles, und Hans Mackart, der die Sinnlichkeit und Fleischeslust mit unübertrefflicher Frivolität auf den Tron gesezt und die Kunst prostituierte, hätten die Cartons, die Entwürfe zu den Figuren und Szenen in den Tschaitias und Pagoden Indiens geliefert.

Kein Land auf Gottes Erdboden hat so viele Tempel aufzuweisen, wie Indien. Es herrscht eine große Mannigfaltigkeit unter ihnen, was Größe, Form und innere Einrichtung betrifft, und darum bietet die Beschreibung derselben große Schwierigkeiten dar. Es lassen sich durchaus keine allgemeinen, allen gemeinschaftlich zukommende Merkmale angeben. Viele derselben sind nicht größer als bei uns Feldkapellen, Privatoratorien oder armselige Dorfkirchen. Einen Glockenturm haben dielben niemals. Besizen sie Glocken, was öfters der Fall ist, so hängen dieselben an einem niedrigen Gerüste unmittelbar vor der Pagode. In den Städten sind die Pagoden sehr oft in die Häuserreihe hineingebaut und nur durch ein über der Türe angebrachtes Gözenbild oder ein Sinnbild des Gözen und den Mangel an Fenstern kenntlich. Das Innere derselben bietet gewöhnlich einen sehr beschränkten Raum dar, weil in demselben kein gemeinschaftlicher Gottesdienst gehalten wird. Viele Pagoden stehen auf einem freien Plaz und sind mit gedeckten Kolonnaden umgeben. Ist die eigentliche Pagode klein, und besteht sie blos aus einer turmförmigen, von Etage zu Etage sich verjüngenden Pyramide, die mit zahllosen Schnörkeln, Arabesken und Figuren verziert ist, so befindet sich das Gözenbild, allen sichtbar, in einer Nische dieser

Pyramide entweder auf dem Boden oder auf einem niedrigen Postamente. Gewöhnlich ist das Gözenbild eine abschreckend häßliche, rot angestrichene Fraze, mit greulichen Augen, 4 Armen, kahlköpfig und mit unterschlagenen Beinen. Ich sah in Indien nie und nirgends ein Hauptgözenbild mit regelmäßigen, ansprechenden oder freundlichen Gesichtszügen. Namentlich sind Durga und Ganesa, Mutter und Sohn, abscheuliche Figuren. In den dem Schiwa geweihten Tempeln ist sehr selten ein Bild des Schiwa, sondern ein Symbol desselben, das aber anstandshalber nicht genannt werden darf, aufgestellt. Oft befinden sich 2, 3 und noch weit mehr Tschaitias oder Pagoden neben oder ganz nahe bei einander. Auf dem Sunagiri-Hügel, südöstlich von Agra, sind 84 Tschaitias der Dschaina-Sekte (Buddhisten). Der ganze Hügel, dessen Gipfel eine Hochebene bildet, ist gänzlich mit Tempeln überbaut, vom Fuße desselben bis zur Kuppe. Tempel reiht sich an Tempel, Kapelle an Kapelle, Kloster an Kloster. Viele dieser Tempel sind Prachtgebäude mit herrlichen Kuppeln, Kolonnaden, Balustraden und reich geschmückten Hallen. Der Anblick dieses heiligen Hügels, von der obersten Gallerie einer Kuppel aus genossen, ist unbeschreiblich schön und entzückend. Als ich anno 1872, am 27. Januar, einem herrlichen Tage, auf der Kuppel des höchsten Tempels stand, und die Abendröte die unzähligen Kuppeln, Türme, Knäufe und Zinnen mit Gold und Purpur übergoß, als die balsamischen Düfte der Klostergärten mich umwogten und die mächtigen Blätter der Palmkronen im reinen Äther des tropischen Himmels sich wiegten, da kostete es mich eine große Überwindung, von der Pracht und Herrlichkeit dieses Paradieses mich loszureißen.

In Puri, in der Provinz Orissa, auf der Koromandelküste, befindet sich der berühmteste Wallfahrtsort und Tempel Indiens. Eine 6 Meter hohe Mauer umschließt, ohne den

Haupttempel, 119 große und kleine Pagoden, die allen möglichen Gözen geweiht sind. Der ganze Tempelkomplex trägt von Dschagannath, einer Inkorporation Wischnus oder Krischnas, denselben Namen, und ist Dschagannath = Puri ohne Zweifel das größte Pantheon der ganzen Welt. Ich werde später noch etwas ausführlicher davon reden. Zu den größten und prächtigsten Pagoden zählt der Subrahmanya-Tempel zu Madura, im Süden Indiens, während die Gopuras oder Riesen = Pyramiden zu Kondscheweram, Tschedambaram und Srirangam zu den großartigsten buddhistischen Tempeln gehören. Bewunderungswürdig und einzig in seiner Art ist der Tschultri, der Pilgersaal, zu Madura, dessen Decke von 124 Säulen getragen wird, die je aus einem kolossalen Granitblocke herausgemeißelt sind. Die Architrave, Friese, Gesimse und Konsolen sind sehr weit vorspringend und reich verziert. Alle Säulen sind mit Bildwerk überladen, von dem vieles im höchsten Grad barock und bizarr ist. Man stelle sich nur lebhaft vor, wie geschmacklos und monströs es ist, einen auf den Hinterbeinen aufgerichteten Elephanten, der vom gegliederten Untersaz, der Basis der Säule, bis zum Kapitäl reicht und mit dem Rücken an die Säule gelehnt ist, darzustellen! Der schauerliche Koloß, der jeden Augenblick herabzustürzen droht, hält in possierlichster und lächerlichster Weise den Rüssel wie eine Trompete in seinen Vorderfüßen. Ich übergehe mit Stillschweigen die oft sehr kunstvolle Darstellung von Szenen aus der indischen Mythologie. In diesem Tschultri ist die Kunst zur Sklavin des grassesten Aberglaubens und der frivolsten Verhöhnung des, dem Menschen angebornen Sittengesezes erniedrigt.

In Tandschor, auf der südlichen Koromandel-Seite gelegen, ist eine imposante Pagode, die einem „heiligen Stier" geweiht ist. Unmittelbar vor der Pagode erhebt sich eine, auf allen 4 Seiten offene Halle, in welcher ein, aus schwarzem

Marmor ausgemeißelter Stier ligt. Man wird von heiligem Zorn, von Wehmut und Ekel übermannt, wenn man sieht, wie die Hindu vor diesem Gözenbilde auf den Knieen liegen, die gefalteten Hände zu demselben emporheben und Gebete an dasselbe richten. Viele Stiere und Kühe, die zu dieser Pagode gehören und hoch verehrt werden, liegen auf den Stufen und in den Gallerien, welche die erwähnte Halle umgeben, während andere frei in dem geräumigen Tempelhof herumlaufen.

Bevor ich meine Erlebnisse beim Besuche von Pagoden und Felsentempeln erzähle, will ich einiges über den Baustil größerer Pagoden und Tschaitias anführen.

Die Pagode erhebt sich auf einer Unzahl von Säulen und Pilastern, von Rundstäben und Gesimsen. Jede Fläche des Sockels ist massenhaft mit Figuren geziert. In fortwährender Verjüngung sind Säulen auf Säulen, Pilaster auf Pilaster gestellt, und erscheint jeder Zwischenraum, jede Nische und jeder Tabernakel mit mythologischen Figuren, Tieren, Pflanzen und geometrischen Figuren geschmückt. Auf den Gesimsen, Friesen, Gurten und Ausladungen stehen sehr oft phantastisch geformte Vasen oder Urnen. Diesen reichen Unterbau krönt gewöhnlich eine Kuppel, die einem hohen Glassturz nicht unähnlich ist. Diese Kuppel ist nicht selten mit einem Kranz kleinerer Kuppeln gekrönt. Wenn die Pagode mit keiner Kuppel abschließt, so steigt aus dem vielgliederigen Unterbau eine abgestumpfte Pyramide empor, die in eine buntgeschweifte Bekrönung ausläuft. Es zeigt sich nirgends eine leere Fläche, alles ist mit Skulpturen überladen. Der Sockel der Mahadewa-Pagode (Schiwas) in Kadschuraha, in Zentralindien, ist außen mit 676 und innen mit 222 Gözenbildern geschmückt.

Das Innere der Pagoden ist gewöhnlich düster und bietet keinen Raum für größere Versammlungen, da in

demselben nicht, wie in mohammedanischen und christlichen Tempeln, gemeinschaftlicher Gottesdienst mit Predigt gehalten wird. Bisweilen befindet sich vor dem sogenannten Allerheiligsten, wo das Haupt-Gözenbild aufgestellt ist, eine Säulenhalle und vor dieser eine Opferhalle, wo die dem Gözen dargebrachten Gaben niedergelegt werden.

Die buddhistischen Tschaitias sind in ihrem Äußeren den Pagoden ähnlich, haben aber im Innern einen großen Raum, der gewöhnlich dreischiffig ist und im Hintergrund mit einem Halbkreis abschließt. Das Mittelschiff ist gewölbt, die Seitenschiffe haben dagegen einen Plafond. Das Mittelschiff ist von den Seitenschiffen durch Säulen getrennt. Über dem abschließenden Halbkreis erhebt sich gewöhnlich eine tonnenförmige Kuppel. Unter der Kuppel steht der Stupa, auch Tope oder Dagop genannt. Der Stupa ist eine aufgemauerte Säule, die einen zwiebelförmigen Aufsatz trägt. Dieser Aufsatz bedeutet eine Wasserblase, das Bild der Vergänglichkeit alles Irdischen. Über dem Stupa ist gewöhnlich der Tschata, der aus Holz oder Blech besteht, angebracht. Er hat die Gestalt eines Regenschirmes und bedeutet die Krone des Bodhibaumes, unter welchem Buddha himmlischer Erleuchtung gewürdigt worden sein soll. Der Stupa enthält oft eine Reliquie Buddhas oder eines der 24 hervorragenden Heiligen des Buddhismus, Tirthankaras genannt. Vor dem Stupa befindet sich eine Statue Buddhas, dem göttliche Ehre erwiesen wird. An den Seitenwänden sind sehr oft die Bildnisse der 24 buddhistischen Heiligen angebracht. Die Buddhisten glauben, troz der von Buddha gelehrten Nirwana, daß diese 24 Tirthankaras immer wieder auf der Welt erscheinen. In den Tschaitias findet gemeinschaftlicher Gottesdienst mit Predigt statt.

In Bombay machte ich öfters den Versuch, in eine Pagode zu kommen, allein stets mißlang derselbe. Ich wurde

nämlich von den Brahminen, zurückgewiesen, und 2—3 mal geschah solches in ziemlich unmanierlicher und selbst derber Weise. Ich habe in Indien überhaupt die Erfahrung gemacht, daß die Hindu im Süden sich gegen Europäer dreist und pazig benehmen, während jene des Nordens sich in ihrem Auftreten schüchtern und unterwürfig zeigen.

An einem Abend kam ich zu einer größeren Pagode, in welcher gerade Gözendienst gehalten wurde. Ich hörte schon von weitem das, bei solchen Anlässen unvermeidliche Tamtam, die Klangteller, Trompeten und Flöten, ein heftiges Summen und Händeklatschen. Von allen Seiten strömten Hindu herbei, stiegen die hohe Treppe hinan und betraten die Pagode. Auch ich stieg rasch hinan, allein ich kam nicht weit empor, denn 5 — 6 Hindu, wahrscheinlich Brahminen, traten mir entgegen und erklärten unwirsch: es sei mir nicht erlaubt, die Pagode zu betreten.

Einst ging ich an einer kleinen Pagode vorüber, deren vordere Seite geöffnet war. Auf die Rückwand derselben war ein Kreuz mit blutroter Farbe gemalt. Ich sah dieses heilige Zeichen in ganz Indien niemals in oder an einer Pagode, was dasselbe also in der erwähnten zu bedeuten hatte, konnte mir niemand sagen. Auf einem altarähnlichen, niedrigen Gestelle standen mehrere häßliche, frazenhafte, ziegelrot angestrichene Gözenbilder, vor denen Blumen und Reiskörner lagen. Jeder Hindu, der auf der Straße vorüberging, verneigte sich tief vor diesen Gözenbildern.

Als ich eines Tages von Malabar-Hill, an dessen Fuß sich prachtvolle Gärten und auf deren Höhe 6 Leichenaussezungs-Türme der Parsis befinden, auf einem Seitenweg nach Bombay zurückkehrte, kam ich zu einer kleinen offenstehenden Pagode, in welcher sich 2 Gözenbilder, Schiwa und Durga, befanden. Beide hatten furchtbar häßliche, scharlachrot angestrichene Gesichter. Es waren aber keine ganze

Figuren, sondern blos Brustbilder. Die neben der Pagode sich befindende Wohnung war mehr Hütte als Haus und sah einer Hühnersteige sehr ähnlich. Da ich auf der vorderen Seite wegen einer angebrachten Barrière nicht in die Pagode gelangen konnte, machte ich den Versuch, von rückwärts in dieses Heiligtum einzudringen. Ich ging also hinter die Hühnersteige, in der ich niemand bemerkte und sah nun einen ziemlich großen, freien Raum, in dessen Mitte sich eine kleine Pagode erhob. Es stand im Hintergrunde derselben ein mehrstufiger Altar, und waren auf jeder Stufe blühende Blumenstöcke in schönen Vasen aufgestellt. Auf dem Altare befand sich ein Glaskasten, in welchem mehrere Gözenbilder waren. Rechts und links vom Altare standen hübsche Räucherpfannen, und brannte vor demselben ein Öllicht. Als ich die Pagode verließ, trat ein Weib aus der Hühnersteige und erhob, als es ganz unverhofft meiner ansichtig wurde, ein jämmerliches Geschrei und stieß mit großer Zungenfertigkeit mehrere Worte hervor, die es, wie mir schien, einem Komplimentierbuche nicht entlehnt hatte. Um mich aus dieser Situation, die möglicher Weise recht unangenehme Folgen für mich hätte haben können, zu befreien, wendete ich ein Mittel an, das selten seinen Zweck verfehlt. Ich zog die Börse und reichte dem Weib eine Rupie, und richtig: der Sturm seines heiligen Zornes war gebändigt, und ich zog unbelästigt von dannen.

In Puna besuchte ich, von einem Jesuiten-Pater begleitet, eine Pagode. Ein Brahmine nahm uns in Empfang und ersuchte uns, in der Vorhalle die Schuhe auszuziehen, was wir auch taten. Sodann hieß er uns in die Gebetshalle eintreten. Dieselbe bestand aus einem viereckigen Raume, dessen niedrige Decke bemalte Säulen von Holz trugen. Alle Wände waren mit Tieren und Blumen reich bemalt, und standen auf einem, mit einem buntgewirkten

Tuch bedeckten Gestell 3 silberne Gözenbilder. Der ganze Raum duftete von kostbarem Weihrauch. Wir äußerten nun den Wunsch, auch das, hinter dieser Gebetshalle liegende sogenannte Allerheiligste zu sehen. Der Brahmine erklärte aber, daß solches nicht erlaubt seie. Da wir Miene machten, auch ohne Erlaubnis dort einzudringen, pflanzte er sich vor uns auf, klatschte mit den Händen und breitete seine Arme aus, um uns am Vordringen zu hindern. Sogleich erschien ein Duzend Brahminen, die das Händeklatschen herbeigerufen und von der, dem Heiligtum drohenden Gefahr verständigt hatte, und wehrten uns den Eintritt in das Allerheiligste. Ich machte den Versuch, mit dem oft Wunder wirkenden Passepartout — mit Geld — die Erlaubnis zu erwirken, das Allerheiligste betreten zu dürfen, allein die Brahminen wiesen entschieden jede Bezahlung zurück und erklärten kategorisch, daß ein Nichthindu dort niemals eintreten dürfe. Ich fragte nun, wo der Ober-Brahmine wohne, und sprach die Absicht aus, denselben um Erlaubnis bitten zu wollen, das Allerheiligste betreten zu dürfen. Nachdem wir die Schuhe wieder angezogen hatten, führte uns ein Brahmine in die nahe gelegene Wohnung des Vorstehers der Pagode. Dieser Herr empfing uns sehr artig, aber er weigerte sich entschieden, die Erlaubnis zum Besuche des Allerheiligsten zu erteilen. Wir mussten also unverrichteter Sache abziehen, und das Hinduheiligtum war glücklich vor der Profanation durch Ungläubige bewahrt geblieben.

Im Süden Indiens machte ich keinen weitern Versuch, in eine Pagode einzudringen, ich hatte nämlich erfahren, daß der Besuch der Pagoden im Norden Indiens auf keine Schwierigkeiten stoße, ich beherrschte daher meine Neugierde bis zu meiner Ankunft im nördlichen Indien.

In Madras besichtigte ich blos einen Dschagannath-Wagen, der im offenen Hofe eines Brahminen stand. Auf

6 kolossalen Rädern und einem denselben entsprechenden Traggeschirr ruhte eine circa 7 Meter hohe Pagode, deren Nischen mit zahllosen Gözenbildern geschmückt waren. Am Feste des Dschagannath wird in die Hauptnische unter der Pagoden = Pyramide ein Bildnis Wischnus gestellt, und ziehen dann zahllose Hindu den monströsen Wagen durch mehrere Straßen. Eine große Volksmenge umgibt und begleitet in Prozession den Gözenwagen, wobei eine ohrenzerreißende Musik spielt, Bajadaren Tänze aufführen und in Lumpen gehüllte Sanyasis, Jogis und Gosains brüllen und heulen.

Da das Dampfboot „Dacca", auf dem ich von Madras nach Calcutta fuhr, auf der Rhede von Puri Anker warf, und die Zinnen, Kuppeln und Pyramiden Dschagannath-Puris freundlich herübergrüßten und mich einzuladen schienen, dieses hochberühmte Hindu = Heiligtum, diesen in das graue Altertum hinaufreichenden Wallfahrtsort, diesen Malakoff, dieses Bollwerk des Brahmanismus, in Augenschein zu nehmen, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, dieses indische Eldorado zu besichtigen. Ich erkundigte mich daher beim Schiffskapitän, wie lang unser Dampfer auf der genannten Rhede vor Anker liegen bleibe, und da sich derselbe dahin aussprach, daß die Abfahrt nicht vor 4 Stunden erfolgen werde, war ich schnell entschlossen, Dschagannath-Puri einen Besuch abzustatten.

Die Stadt Puri, die eine halbe Stunde landeinwärts vom Meeresufer ligt und im Jahre 1872 22.695 Einwohner zählte, von denen 9124 Brahminen, der größere Teil des Restes Brahmanen, Wischnuiten und Schiwaiten und der kleinere Teil desselben Buddhisten und Mohammedaner waren, ist, was die Häuser betrifft, unansehnlich und unreinlich. Einige Gebäude, die in der Richtung nach dem Meere liegen, stecken entweder tief im Sand oder sind halb ver-

schüttet. Die Strecke vom Meer bis Puri ist ohne Vegetation, auf der Landseite aber befinden sich reizende, üppige Gärten. Die Einwohner Puris leben, bis auf einen kleinen Bruchteil, von der Wallfahrt, indem sie ihre Häuser an Wallfahrer vermieten oder ihnen Kost verabreichen oder Lebensmittel zum Unterhalte derselben herbeischaffen. Es läßt sich denken, welche Quantitäten von Lebensmitteln in Puri erforderlich sind, da täglich, jahraus, jahrein, 50.000 und beim „Wagenfest“ 300.000 Pilger anwesend sind. Die Herbeischaffung von Lebensmitteln und Wallfahrts-Andenken, von „Devotionalien,“ wie wir Christen sagen, für 18 Millionen Pilger, die jährlich Puri besuchen, und von denen sich viele dort tage- und wochenlang aufhalten, ernährt mehrere 1000 Hände. Es sind in Puri mehrere Maths für Brahminen und Wiharas (Klöster) für Buddhisten. Im Jahre 1883 befand sich eine kleine Christengemeinde, aus 30 Mitgliedern bestehend, in Puri, die von Salesianer-Missionären gegründet worden war. Kirchlich gehört Puri zum apostolischen Vikariate Visigapatam und zum Missionsdistrikt Palcondah, politisch zur britisch-ostindischen Präsidentschaft Bengalen und zur Provinz Orissa.

Puri war von jeher ein Choleraheerd, und wurde diese schreckliche Krankheit schon oft von Puri aus über ganz Vorder- und Hinterindien verbreitet. Unter den in Puri, bezüglich der Unterkunft und der Nahrung, obwaltenden Verhältnissen ist es kein Wunder, daß die Cholera dort niemals erlischt. Alle Nahrungsmittel haben die Pilger von der Tempelverwaltung zu kaufen, die in der großen Tempelküche an gewöhnlichen Tagen 20.000 und zur Zeit des Wagenfestes 100.000 Portionen Reisbrei kochen läßt. Schon nach 24 Stunden wird der Reisbrei sauer und erzeugt Kolik und nicht selten Cholera, allein troz dessen verzehren die Pilger die höchst ungesunde Tempelspeise, weil sie der-

selben wunderbare Heilkräfte für Leib und Seele zuschreiben.

In Puri sind 6363 Häuser, von denen wenigstens 6000 zu Herbergen dienen, d. h., in denen Pilger aufgenommen werden. Jedes dieser Häuser beherbergt also täglich im Durchschnitt 8, und zur Zeit des Wagenfestes, 50 Pilger. Viele derselben kommen aus weiter Ferne, vom Kap Komorin, von der afghanischen Grenze und von Gudscherat, eine Strecke von 5—600 Stunden. 95 % der Pilger legt den Weg zu Fuß zurück und kommt geschwächt oder krank nach Puri. Es ist statistisch nachgewiesen, daß oft die Hälfte der Pilger auf dem Hin- oder Rückweg oder in Puri selbst zu Grund geht. All die unzähligen Bettler und Büßer sind in Lumpen gehüllt, die von vertrocknetem Schweiß, von Staub, Kuhdung und sonstigem Unrat starren. All diese Tausende sind in Puri in fensterlose, unreinliche, stinkende und von Ungeziefer wimmelnde Räume zusammen gepfercht. Da ist's denn freilich kein Wunder, daß Puri ein permanenter Heerd der Cholera und anderer ansteckenden Krankheiten ist. Der englische Arzt Mouat hat eines der besten Pilgerhotels in Puri beschrieben. Er sagt: „Das Hotel, in der breiten Hauptstraße gelegen, ist einstöckig und hat ein leicht geneigtes Dach. Die Pilgerzimmer sind 4 Meter lang, 3 Meter breit und 2 Meter hoch, ohne Fenster und ohne andere Öffnung als die Türe. Alle sind finster und unreinlich und dünsten, selbst wenn sie leer sind, einen üblen Geruch aus. In einer Seitengasse führte man mich in ein besetztes Pilgerquartier, 6 Meter lang, 4 breit und 2 hoch, mit 2 Türen, von denen aber eine geschlossen war. In diesen Raum waren im Juni (während der größten Hize) 45 Personen gepfercht. Die Hize strömte aus demselben wie aus einem Ofen, und der Gestank war überwältigend. Beginnt die Regenzeit, so drängen sich die Pilger noch enger zusammen, so daß Kopf

an Kopf ligt, und kein Plaz unbelegt bleibt. Ich kenne keine Lebensweise, welche schädliche Nahrung und verdorbene Luft auf den menschlichen Körper nachteiliger einwirken läßt, als Kost und Wohnung der Pilger in Puri."

Die englische Regierung suchte allerdings diesem heillosen Übelstande, der namentlich auch in sittlicher Beziehung höchst verderbliche Wirkungen äußert, zu steuern, indem sie Ärzte nach Puri sendete und eine Menge Polizeidiener dort unterhält, daß sie ferner dortselbst ein Gesundheitsamt errichtete, zur Zeit des Wagenfestes jede Pilgerherberge revidieren, alle Wege in der Umgebung Puris von Dienern des Gesundheitsamtes absuchen und die aufgefundenen Kranken durch dieselben in Bungalows verbringen und dort verpflegen läßt, allein was vermag eine Handvoll Ärzte und Polizeidiener bei den Legionen von Hindu auszurichten, die von dem Aberglauben besessen sind, daß, wer an dem Gnadenorte Puri betet, ein Bad nimmt und einige Portionen Reisbrei aus der Tempelküche verzehrt und dann stirbt, von allen Sünden gereinigt, der Seelenwanderung überhoben ist und in den siebenten Himmel kommt!

Von Puri aus reisen jährlich einige hundert Kommissionäre und Werber durch alle Provinzen Indiens und suchen unter allen möglichen Vorspiegelungen, Versprechungen und Verheißungen die abergläubischen Hindu zu einer Wallfahrt nach Dschagannath-Puri zu bestimmen. Haben sie einige Hundert zu dieser Pilgerfahrt angeworben, so stellen sie sich an die Spize des Zuges und begleiten denselben nach Puri. Arme Pilger betteln von Ort zu Ort, und Tausende erliegen dem Sonnenstich, den Strapazen der Reise und dem Hunger. Es gibt überspannte Pilger, die den ganzen Weg, oft viele hundert Stunden, in der Weise zurücklegen, daß sie die ganze Strecke mit ihrer Leibeslänge messen, d. h., sich auf den Weg niederlegen, wieder aufstehen, wieder nieder-

liegen und dieses Manöver so lange fortsezen, bis sie endlich in Puri angelangt sind. Manche halten auf dem ganzen Weg die Arme in die Höhe oder tragen ein schweres Eisengitter, durch dessen mittlere Öffnung sie den Kopf geschoben haben, auf den Schultern, und selbst während der Nacht legen sie dieses Gitter nicht ab.

Zur Vermeidung von Wiederholungen und einzuschiebenden Erklärungen, will ich, bevor ich über meinen Besuch des Tempels berichte, einige notwendige Notizen und Angaben in Betreff desselben aufmarschieren lassen.

Die Erbauung des Dschagannath-Tempels ist geschichtlich festgestellt, sie fällt in das XII. Jahrhundert nach Christus. Sie wurde im Jahre 1186 von Anijanka-Bhima, König von Orissa, begonnen und im Jahre 1198 von demselben vollendet. Der Bau verschlang 50.000 Rupien oder 100.000 Mark, für die damalige Zeit eine enorme Summe*).

Als echt indische Kuriosität führe ich die bandwurmartige Umschrift des Staatssiegels und der Münzen Anijanka-Bhimas an, sie lautet: „Vira-Sri-Gagapati, Gauresvara, Navakoti-Karnatotkala-Vargesvara Bhuta-Bhairavadeva, Sadhusasanotkarana, Ravat-rai, Atula bala prakaranas ang Ramasahasra bahu, Xatrija kahla dhumaketu“, auf deutsch: Der heldenmütige, glückbegabte Gagapati (Herr der Elephanten), Beherrscher Gauras (Bengalens), Beherrscher der neun Festungen Karnatas und der Stämme Utkala, der den bösen Geistern, wie Bhairavadeva (Schiwa), der Furchtbare (entweder weil er durch ein hundertfaches Roßopfer Schiwa besiegte, oder weil er, durch Errichtung des Dschagannath-Tempels zu Puri und die Einführung des Wischnukultes, die bisher in Orissa in Gebrauch gewesene Verehrung Schiwas aus seinem Reich verdrängte), der Ausführer der Landesschenkungen an die Tugendhaften,

---

*) Lassen, „Indische Altertumskunde“, IV., 27 und 28.

der König der Könige, der in Schlachten mit unvergleichlicher Stärke Taten verrichtende Tausendarmige, der dem Xatrija (dem Krieger) wie das Feuer des Kala (der zerstörenden Zeit) Erscheinende." Einen Überfluß an Demut hat dieses Staatssiegel und diese Avers- und Reversseite des Orissa-Geldes nicht gerade aufzuweisen, obgleich König Anijanka-Bhima in den alten Chroniken als ein Muster von Frömmigkeit und Humanität gepriesen wird; allein woher hätte denn die Demut vor Christus kommen sollen? Demut, echte, wahre Demut bei wirklicher Tugend und hohen Verdiensten stammt nur vom Kreuz, sie ist eine duftende Blume aus Nazareth und Bethlehem, aus dem Garten Gethsemane und vom Kalvarienberg. Erst seitdem Jesus Christus, der Sohn Gottes, im Stalle zu Bethlehem geboren worden, seitdem er gesprochen: „Ich bin nicht gekommen, mich bedienen zu lassen, sondern zu dienen", seitdem er seinen Jüngern die Füße gewaschen, seitdem er von rohen Kriegs- und Henkersknechten sich ins Angesicht schlagen und spucken ließ, seitdem er die Dornenkrone auf dem Haupt und das Kreuz auf seinen Schultern getragen und sich zur Abbüßung unserer Sündenschuld als Verbrecher und Missetäter kreuzigen und am Kreuz und im Sterben verspotten und verhöhnen ließ, ohne zu zürnen und zu verfluchen, und seitdem jene Jungfrau, vor welcher der Erzengel Gabriel in Ehrfurcht sein Knie gebeugt und gesprochen: „Du bist voll der Gnaden", mit niedergeschlagenen Augen geantwortet: „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn!"; weiß die Welt, was Demut ist. Jene paar Männer, die vor Christus die Tugend der Demut besaßen, waren erstaunliche Ausnahmen, Abnormitäten und Raritäten, ihre Demut war etwas so Außergewöhnliches und Unerhörtes, daß sie von ihren Zeitgenossen jedenfalls als geistes- und gemütskrank, als Heuchler oder Phantasten betrachtet wurden.

An derselben Stelle, an welcher der gegenwärtige Tempel steht, befand sich ehedem ein anderer, ebenfalls dem Dschagannath (dem Herrn der Welt, wie die Wischnuiten Krischna nennen) geweihter und ebenso berühmter und vielbesuchter Tempel. Das eigentliche Heiligtum des Tempels, das Bild Krischnas, seines Bruders Balabhadra und seiner Schwester Subhadra, befand sich schon in dem früheren Tempel. Beide sind, echt indisch, von Sagen umwoben und durch die Legende mit einem Heiligenschein umgeben worden. Ich will zur Erheiterung des Lesers 2 dieser Legenden anführen.

Der König von Malwa in Zentralindien, namens Indradyumna, sandte Brahminen nach den 4 Himmelsgegenden mit dem Auftrage aus, sie sollten den eigentlichen, wahren, höchsten Gott, den Herrn der Welt (Dschagannath) suchen, wenn möglich, finden und dann nach Malwa wieder zurückkehren, damit der König den Dschagannath verehren und ihm einen Tempel bauen könne.

Aus Nord, West und Süd kehrten die Abgesandten unverrichteter Dinge zurück, jener aber, der nach Osten gesendet worden war, ließ lange Zeit nichts von sich hören. Als er sich endlich auch einfand, brachte er die frohe Kunde, daß Dschagannath glücklich gefunden sei. Und wo und wie fand oder entdeckte er den Herrn der Welt? Als der ostwärts ziehende Brahmine nach Orissa kam und angelegentlich auf Dschagannath fahndete, ward er von Basu, einem Vogelsteller, als Brahmine erkannt. Basu war ein Verehrer Dschagannaths und versprach dem Brahminen, er werde ihn unter der Bedingung zu demselben führen, daß er seine (Basus) Tochter heirate. Der Brahmine ging, um endlich Dschagannath zu finden, auf diese Bedingung ein, er nahm Basus Tochter zum Weibe, wodurch seines Schwiegervaters Familie in die Brahminenkaste avansierte. Nach geschlossener Ehe lud Basu seinen Schwiegersohn ein, mit ihm in den

Wald zu gehen und stellte ihm dabei in sichere Aussicht, nunmehr Dschagannath kennen zu lernen. Bevor sie sich aber auf den Weg machten, verband Basu dem Brahminen die Augen, damit derselbe den Weg zu Dschagannath nicht allein fände und ihn (seinen Schwiegervater) früher oder später um die Gewogenheit und Gunst Dschagannaths brächte. Basus Tochter gab aber ihrem Gemal ein Säckchen, das mit Senfkörnlein angefüllt war, mit auf den Weg und wieß ihn an, von Zeit zu Zeit ein Samenkörnlein fallen zu lassen, damit er auf diese listige Weise den Weg zu Dschagannath ohne ihren Vater finden könne. Der Brahmine befolgte diesen Rat, und ward also durch die List eines Weibes der Herr der Welten gefunden, und verdankt das berühmteste Heiligtum der Hindu derselben List seine Entstehung.

Als Basu mit seinem Schwiegersohne an den Plaz gekommen war, wo sich Dschagannath seinem Verehrer täglich zeigte, löste dieser seines Schwiegersohnes Binde, und was sah nun dieser? Einen großen, unbehauenen Stein aus Chloritschiefer. Troz dessen warf er sich aber nieder und betete den Herrn der Welt an. Während seines Gebetes flog ein Rabe von dem neben dem Stein sich befindenden Baum herab und sezte sich auf den Chloritblock. Doch alsbald verschwand die schwarze Farbe seines Gefieders und verwandelte sich in ein goldbronziertes Kolorit. Kaum hatte sich diese wunderbare Metamorphose vollzogen, so erhob sich der Rabe und flog vor den Augen des erstaunten Brahminen direkt in den Himmel. Natürlich entstanden in diesem eine heftige Sehnsucht und ein heißes Verlangen, vom Weltschmerz und allem irdischen Jammer und Elend erlöst und in Dschagannaths Himmel, wohin der Rabe ihm den Weg gewiesen, aufgenommen zu werden. Da sich aber sein Leib zu dieser sehnlichst herbeigewünschten Himmelfahrt nicht verstehen wollte, kletterte er auf den Baum, von dem der

Rabe auf den Steinblock herabgeflogen war, indem er hoffte, Dschagannath werde ihn bei nur einigermaßen gut eingerichteter Spedition zwischen Erde und Himmel, nach diesem himmelwärts genommenen Vorsprung, entweder an den Haaren oder durch Übersendung eines himmlischen Galawagens oder durch pneumatisch-galwano-elektro-dynamische Kräfte in sein Elysium spedieren. Allein nichts von all Dem geschah, sondern es erscholl von oben eine Stimme, die dem Brahminen befahl: „Halt, und bringe zuerst deinem Herrn die Kunde vom Aufenthaltsorte Dschagannaths!“ Während der Brahmine mißmutig und niedergeschlagen vom Baume herabrutschte, kehrte sein Schwiegervater aus dem Walde zurück, in welchen er sich in der Absicht begeben hatte, Blumen und Früchte zu pflücken und sie Dschagannath zu opfern, der sie bisher stets in Empfang genommen hatte. Vasu rief Dschagannath an und lud ihn ein, am ländlichen Mahle teilzunehmen. Doch dieser war heute übler Laune und spröd, er antwortete schnippisch: „Ich bin deiner Waldesgaben überdrüßig; du wirst mich nicht mehr als blauen Gott sehen, ich werde von jezt an als Herr der Welt bekannt und verehrt werden.“ Sogleich kehrte der Brahmine zu Indradyumna zurück, und als dieser die Wundermär vernommen, sammelt er ein Heer von 1,300.000 Soldaten und eine Unzahl von Holzarbeitern und zieht an der Spize dieser imposanten Macht gen Puri. Im Walde Vasus, bei dem Block bläulichen Chloritschiefers, wo er dem Herrn der Welt einen Tempel zu bauen beabsichtigt, vernimmt er eine Stimme vom Himmel, die ihm befiehlt, im Südosten von Puri den beabsichtigten Tempel aufzuführen. Der König gehorcht und errichtet in kurzer Zeit einen herrlichen Tempel. Allein wer war würdig, den Tempel des Herrn der Welt zu weihen? Kein Brahmine und kein Rischi, kein Archat und kein Mahant, kein Sannyasi und Jogi wurde

für würdig befunden, den Tempel zum Heiligtum Dschagannaths zu weihen. Da schwang sich der König zum Himmel empor, um Brahmâ selbst zu ersuchen, den Tempel zu konsekrieren. Allein — o tückisches Schicksal! — es war unglückseligerweise gerade kein Audienztag; Brahmâ war vielmehr in seinem Privatoratorium in Gebet und Meditation tief versunken und durfte, nach § 1 der Instruktion für den himmlischen Kultus, nicht gestört werden. Es blieb Indradyumna nichts übrig, als in Geduld zu warten, bis Brahmâ Gebet und Meditation beendet haben würde. Das währte aber eine hübsche Zeit, nämlich 9 Menschenalter, oder 270 bis 297 Jahre, allein troz dessen däuchte diese lange Zeit Indradyumna nur ein Augenblick zu sein. Die Legende berichtet leider nicht, welchen Bescheid Brahmâ dem Indradyumna gegeben, man ist darum berechtigt, anzunehmen, er habe demselben einen sogenannten Hofbescheid erteilt. Als der König sich auf die Erde zurückbegeben hatte, befand sich von denjenigen Menschen, die zur Zeit des Tempelbaues gelebt hatten, nur noch Vasu unter den Lebenden, und dieser berichtete Indradyumna, daß seit der Vollendung des Tempels 9 Menschenalter verflossen seien, und daß der Dünensand den Tempel verschüttet und begraben habe. Darüber konnte sich der König nicht genug verwundern, es schien ihm das Leztere eine bare Unmöglichkeit zu sein. Er stieg deßwegen zu Pferd, um sich vom Stand der Dinge zu überzeugen. Und richtig, Vasu hatte die reine Wahrheit geredet: Der Tempel war spurlos verschwunden, und wo er ehedem gestanden, lag turmhoher Sand. Tief betrübt wollte der König das Tempelgrab schon verlassen, als sein Pferd an einem Stein stolperte. Der König betrachtete den Stein und bemerkte, daß er kunstgerecht behauen war. Sogleich ließ er Nachgrabungen anstellen, und wer beschreibt Indradyumnas Entzücken, als der ganze, herrliche Tempel in kurzer Zeit

von den Toten auferstanden war! Nun sollte derselbe endlich geweiht werden. Indradyumna betete zu Brahmâ und bat ihn flehentlich, seinen Tempel zu weihen, allein Brahmâ ließ sich nicht erweichen. Da ließ der König den Tempel durch Brahminen in ordinärer Weise benedizieren. Aber es fehlte nun noch ein besonderes Heiligtum, das dem Dschagannath als Medium seiner Gnadenspendung und den gläubigen Hindu als Vermittler ihres Verkehrs mit dem gnadenreichen Gotte dienen konnte. Auf wunderbare Weise kam der Tempel Dschagannath zu diesem Heiligtum. Man rief voll Inbrunst zu allen Göttern und Heiligen, und endlich hatte der indische Olymp ein Einsehen. Eine himmlische Erscheinung verkündete: es befindet sich am Meeresstrande ein kolossaler Holzblock, der Dschagannath in sich berge. Sogleich strömte alles an die Meerküste und gewahrte dort voll Staunen einen riesigen Holzblock. Indradyumna bot 5000 Elephanten und sein ganzes Heer auf, damit sie den Holzblock zum Tempel schleppten, allein derselbe schien mit der Erde fest verwachsen zu sein. Da erschien Basu als Retter in der Not; er ergriff das Seil, kommandierte: „Vorwärts!“ und zog selbst, und nun ging die Expedition und der Transport flott von statten. Nun war aber noch ein Hauptwerk zu bewältigen und eine Kardinalfrage zu lösen: Wer sollte, konnte und durfte aus dem Holzblock ein Bild, ein würdiges Bild Dschagannaths herstellen? Indradyumna ließ alle Zimmerleute, Tischler und Bildhauer seines Reiches zusammenrufen und forderte sie auf, aus dem gigantischen Kloz Dschagannaths künstlerisch vollendetes Bildnis herzustellen. Sie machten sich guter Dinge, frohen Mutes und voll Zuversicht an das heilige Werk. Allein ein ganz unerwartetes Hindernis warf sich ihnen in den Weg, vereitelte all ihre Pläne und gab dadurch zu erkennen, daß nur eine heilige Hand berufen sei, dem

Kloze eine, seiner heiligen Bestimmung entsprechende Form zu geben. Es war nämlich kein Grabstichel imstand, den Kloz anzugreifen, und schlugen sich alle Werkleute, statt den Grabstichel zu treffen, auf die Hände. Da war guter Rat teuer, selbst Basu war mit seinem Latein zu Ende. Doch in Indien kommt es niemals zum äußersten, ein Deus ex machina erscheint zu rechter Zeit, greift mächtig ein und vollbringt Unglaubliches auf höchst wunderbare Weise. So auch hier! Ein altersschwacher Zimmermann meldete sich bei Indradyumna und machte sich anheischig, während 21 Tagen, nach allen Regeln der Kunst, ein Bildnis Dschagannaths aus dem Block zu schaffen, jedoch unter der Bedingung, daß innerhalb der 21 Tage niemand den Tempel betrete und ihn in der Arbeit störe oder beobachte. Dessen war der König zufrieden. Der alte Zimmermann war aber kein Geringerer, als Wischnu selbst. Wischnu geht, mit den nötigen Werkzeugen und mit Proviant versehen, in den Tempel, und der König verschließt alle Türen desselben und versiegelt sie überdies. Aber auch hier, wie fast allerwärts, mischt sich ein Weib in die heikle Angelegenheit und ladet sich dadurch die schwere Verantwortung auf, daß Wischnus Meister- und Kunstwerk unvollendet blieb und bis auf den heutigen Tag eine originelle Pfuscherei ist. Die Königin dringt nämlich mit Bitten und Tränen in ihren Gemal, Wischnu bei Anfertigung des Bildes überraschen zu dürfen. Lange widersteht der König ihren Bitten und Tränen, am 15. Tage aber willigt er ein, für sie die Siegel des Tempels zu lösen und ihr den Eintritt zu gestatten. Als die Königin den Tempel betritt, hat Wischnu die Bildergruppe in den Umrissen vollendet und den Rand des Blocks als fasonierten Rahmen gestaltet. Alle 3 Figuren, Dschagannath in der Mittte, sein Bruder Balabhadra ihm zur Rechten, und seine Schwester Subhadra ihm zur Linken,

waren als Brustbilder angelegt. Dschagannath war noch Rumpf, ohne Arme, Balabhadra und Subhadra hatten schon Arme, aber noch keine Hände. Häßlichere Frazen als diese 3 Bilder dürfte es schwerlich in der Welt geben. Sie dürften am meisten mit jenen Schneemännern Ähnlichkeit haben, die Kinder aus zusammengerollten Schneecylindern und vermittelst ihrer Taschenmesser formen. Wenn dir, lieber Leser, die „katholischen Missionen“ zu Gebot stehen, so betrachte und bewundere, im Jahrgang 1883, Seite 85, diese scheußlichen Karikaturen!

Wischnu zeigte sich beim Erscheinen der Königin aufs äußerste über die unerwartete Störung und den tatsächlichen Bruch des gegebenen Versprechens, ihn bei Herstellung des Bildes nicht zu beobachten und zu überraschen, entrüstet und weigerte sich entschieden, das der Vollendung harrende Bild fertig zu stellen. Als aber die Königin ihn inständig bat, dem Bilde wenigstens seinen Segen zu erteilen, und auch der König seine Bitten mit denjenigen der Königin vereinigte, ließ sich Wischnu herbei, dem unvollendeten Bild seinen Segen zu geben und zu bewirken, daß es demselben niemals an Opfergaben und Verehrern fehlen werde.

Die zweite, nicht minder abenteuerliche und mit Wundern ausgestattete Legende erzählt bezüglich der Erbauung des ersten Tempels zu Dschagannath-Puri und der Anfertigung des dortigen Gözenbildes folgendes: Als die Zeit herannahte, in welcher Krischna die Welt verlassen und in seinen Himmel zurückkehren wollte, bestieg er einen Banianenbaum und schlief auf demselben ein. Da kam ein Jäger, namens Augada, und durchbohrte Krischna, weil er ihn für ein wildes Tier ansah, mit einem Pfeile. Krischna fiel tot von dem Baume und wurde von wilden Tieren bis auf die Knochen aufgezehrt. Da offenbarte Krischna dem König Indradyumna den Ort, wo seine Gebeine lagen, und befahl

ihm, dieselben zu sammeln und in eine Urne zu verschließen. Der König befolgte diesen Befehl. Krischna gebot ihm aber ferner, von Dschagannath ein Bild anfertigen zu lassen, die erwähnten Gebeine in dasselbe einzuschließen und dann das Bild im Tempel zu Puri aufzustellen. Der König erklärte sich bereit, auch dieses Gebot zu befolgen, und zugleich fragte er Krischna, wer imstande sei, das fragliche Bild herzustellen. Krischna antwortete: „Wiswakarma, der Baumeister der Götter.“ (Es gab nämlich im indischen Olymp nicht nur Tagdiebe, Vagabunden, Schlemmer und Lüstlinge, sondern auch Künstler und Handwerker, die das Amrita und Soma ehrlich verdienten. Zu diesen Leztern gehörte Wiswakarma, der sich nicht schämte, Säge, Beil, Hobel und Grabstichel zu handhaben, er hieß deßwegen auch Takschakas, d. h. Hobler, und Taschta oder Twaschta, d. h. Modler.) Der König wandte sich nun in heißem Gebet an Wiswakarma und flehte ihn an, zu Ehren Dschagannaths dessen Bild für den Tempel zu Puri zu fertigen. Wiswakarma erklärte sich bereit, des Königs Bitte zu willfahren und das gewünschte Bild zu liefern. Aber er vollbrachte noch mehr. Da der Tempelbau erst unterommen werden sollte, stellte er denselben in einer einzigen Nacht meistermäßig her. Nun begann er mit der Herstellung des Bildes und versprach dem König, dasselbe während eines Monates zu stande zu bringen, jedoch nur unter der Bedingung, daß er in dem Tempel ganz allein bleiben, und ihn niemand bei seiner Arbeit beobachten dürfe. Der König nahm bereitwillig diese Bedingung an. Nach 14 Tagen nahm es den König aber wunder, wie weit die Anfertigung des Bildes gediehen sei, und darum begab er sich in den Tempel und überraschte Wiswakarma bei der Arbeit. Darüber wurde der göttliche Künstler so erbost, daß er dem König bittere Vorwürfe machte, plözlich verschwand und das Bild unvollendet ließ. Nun, weiß man wohl, alle

Künstler haben ihre Schrullen und leiden bisweilen an Spleen, warum sollte denn der olympische Baumeister unter seinen Kollegen eine Ausnahme machen? Groß war nun die Verlegenheit des Königs; denn wer konnte oder wollte das Bild vollenden? In seiner Not wandte er sich an Brahmâ und bat ihn um Hilfe. Brahmâ, der sich wahrscheinlich nicht getraute, seinem Baumeister zu befehlen, das angefangene Bild zu vollenden, ließ sich herbei, Indradyumna zu versprechen, er werde Sorge tragen, daß das Bild, obgleich unvollendet, dennoch hoch berühmt werden sollte. Dieses Versprechen ist auch in Erfüllung gegangen; denn kein Bild ist bei den Hindu so hoch berühmt als dasjenige im Tempel zu Puri.

Es geht unter den Indiern die Sage, das Urbild Dschagannaths, seines Bruders und seiner Schwester liege in einem See bei Puri, namens Tschilka oder Ksitra, und alle 3 Jahre ließen die Brahminen ein neues, dem Urbild und allen späteren ähnliches Bild anfertigen und dann das alte, während drei Jahren gebrauchte, in den genannten See werfen, vorher aber nähmen sie Krischnas Gebeine aus demselben und legten sie in dem neuen Bilde nieder. Derjenige Brahmine, der die Reliquien Krischnas aus dem alten Bilde zu nehmen und in das neue zu legen habe, müsse dieses Geschäft mit verbundenen Augen verrichteten, weil ihn sonst der von den Reliquien ausströmende Lichtglanz töten würde. Auf diese und ähnche Weise ist die ganze indische Mythologie, der Kultus und die Geschichte mit Fabeln durchspickt, und hängt sich an alles Indische der Volksaberglauben zentnerweis.

Der Tempelkomplex bildet ein längliches Viereck, das mit einer 6 Meter hohen Mauer umschlossen ist. Die 2 längeren Seiten desselben messen 198 und die 2 kürzeren 192 Meter. Innerhalb dieses Quadrates befindet sich ein

großer, ebenfalls quadratischer Raum, der auch mit einer hohen Mauer umschlossen ist, deren Seiten je 127 Meter messen. Die äußere Umfassungsmauer hat 4 Tore, die den 4 Himmelsgegenden zugekehrt sind, das Haupttor ist auf der Ostseite und heißt: „Löwentor". Auf dem großen Raume zwischen der ersten und zweiten Mauer befinden sich teils Wirtschaftsgebäude, teils Wohnungen für Brahminen und Dienstpersonal des Tempels. Die zweite Mauer hat sechs Tore, die auf den eigentlichen Tempelplaz führen, der mit 120 größeren und kleineren Pagoden überbaut ist, von denen die bei weitem größte dem Dschagannath geweiht ist. Sie steht inmitten der andern Pagoden, von denen 13 dem Gotte Schiwa geweiht sind. Die Pagode Dschagannaths enthält 4 Räume, der erste ist die Opferhalle, der zweite die Säulenhalle, so genannt, weil 16 Säulen die Decke und das flache Dach derselben tragen, der dritte ist der Audienzsaal und der vierte das Allerheiligste, in welchem sich die 3 mehrerwähnten Bilder befinden. Der erste und dritte Raum hat vierseitige spiz zulaufende, in indischer Manier mit allerlei Schnörkeln verzierte Dächer, der zweite ein flaches Dach und das Allerheiligste eine 60 Meter hohe, reich verzierte Kuppel. Dieses Allerheiligste ist das non-plus-ultra aller indischen Sanktuarien, es ist der Inbegriff aller Gnadenschäze und besizt die wunderbare Kraft, einen Jeden, der es betritt, seie er nun Heid oder Türk', Jud' oder Christ, Orthodoxer oder Kezer, unfehlbar selig zu machen. Im Krijajogasara, 17. Kapitel, wird denjenigen, die das Wagenfest in Puri mitfeiern, folgendes verheißen: „Wer im Monat Aschadha den Gatten Kamalas (Lakschmis) d. i. Wischnu, Krischna oder Dschagannath und den Balabhadra sieht, der wird ohne Zweifel selig. Wer den wagenfahrenden, lotusäugigen Dschagannath erblickt, ist in dieser, alle Schmerzen bringenden Welt jeder Wiedergeburt überhoben. Wer voll

hoher Andachtsglut Subhadra, nachdem sie ihren Wagen bestiegen, anschaut, dessen Lebensfessel löst der erhabene Gott. Eine kinderlose oder ihrer Kinder beraubte Frau, die Subhadra anblickt, erhält viele Nachkommenschaft, besonders Söhne, die am Leben bleiben. Die von ihrem Mann vernachlässigte und nur Ein Kind besitzende Frau wird, wenn sie Subhadra betrachtet, die Lieblingsgattin ihres Gemals und Mutter vieler Kinder." Was in diesen Worten den beim Wagenfest anwesenden Verehrern Dschagannaths verheißen ist, gilt übrigens allen ohne Ausnahme, die den Tempel desselben in Puri besuchen, im Allerheiligsten beten, Speise aus der Opferküche genießen und in dem heiligen Wasser des Tempelteiches baden. In Puri ist man Kosmopolit vom reinsten Wasser, man befindet sich im goldenen Zeitalter und schwimmt in einem Meer von Seligkeit. Höre und staune! Du kennst das Kastenwesen zur Genüge, um zu wissen, daß das Kastengesez zwischen den Hindu unübersteigliche Schranken aufgerichtet, in alle Lebensverhältnisse eingreift und das religiöse, politische, bürgerliche und soziale Gebiet beherrscht. Es ist dir nicht unbekannt, daß namentlich die verachteten Kasten, die Tschandalas, Kulis, Faringis, Pranguis ꝛc. mit den höheren in keinen Verkehr treten und namentlich nicht mit ihnen essen dürfen. All Das ist in Dschagannath-Puri ein überwundener Standpunkt! Dort gibt es keine Kasten und keine Schranken, dort findet weder der hochfahrende Adelstolz, noch die hündische Schweifwedelei eine Stätte, dort hat das paschamäßige Hinabkommandieren und das sklavische Emporwinseln seine Endschaft erreicht, dort gilt einzig des Dichters Wort: „Seid umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!" Die Heiligkeit und Weihe des Tempels und der Segen Dschagannaths machen alle Menschen gleich, alle betrachten sich als dessen Kinder, von ihm geliebt, von ihm beschüzt, von ihm

hochbegnadigt. Alle Pilger essen von der in der Tempelküche zubereiteten Speise: Reisbrei mit Kurry. Ich selbst aß mit einem Brahminen aus demselben Teller, und zwar ohne Löffel oder Gabel, denn diese Instrumente kennt der Indier nicht, sondern mit den Fingern, und nach beendetem, frugalem Mahle goß mir derselbe Wasser über die Hände und reichte mir ein Handtuch — ein Geschäft, das sonst nur von Personen gemeiner Kasten verrichtet wird. Die Kastenlosigkeit und der unbeschränkte Verkehr der Pilger unter einander ist für einen Nichtbrahmanen das einzig Erhebende, Erfreuliche und Erbauliche in Dschagannath-Puri, alles Andere aber ist in hohem Grad widerwärtig, abstoßend und niederschlagend.

In Dschagannath-Puri werden 24 Jahresfeste gefeiert, von denen das Wagenfest oder die Wagenprozession, Dewadroni, auch Ratha-Yatra genannt, das höchste ist. Dieses Fest besteht darin: Dschagannath und jedes seiner Geschwister besizt einen prächtigen Wagen. Dschagannaths Wagen ist der größte und kostbarste. Auf 16 kolossalen Rädern, die einen Durchmesser von 2 Metern haben, ruht ein entsprechendes Traggeschirr, auf welchem sich eine mit Zieraten, Figuren, Blumen und Schnörkeln überladene, 13 Meter hohe Pagode erhebt. Die Wagen von Dschagannaths Geschwistern sind etwas kleiner und einfacher. Während des Wagenfestes sind alle 3 Fuhrwerke mit Wimpeln, Fähnchen und kostbaren kleineren Teppichen, an deren Rand goldene und silberne Trobbeln hängen, verziert. Auf diesen kostbaren Galawagen fahren die Gottheiten auf ihre Sommervilla, die etwa 12 Minuten vom Tempel entfernt ist. Eine unzählbare Menge ergreift unter Gesang und Geschrei und Musikbegleitung die mächtigen, am Wagen befestigten Taue und zieht das Monstrum, dessen Räder Mark und Bein durchdringende, knarrende und rasselnde, ächzende und heulende Töne von sich geben, durch den

tiefen Sand der Villa entgegen. Dieser freiwillige Vorspann wird aber bald von professionellen und durch Vertrag verpflichteten, zweibeinigen Lokomotiven abgelöst, die dann die Wagen mit Dschagannath und seinem Geschwisterpaar vollends bis zur Sommervilla schleppen. Die Bewohner des Distriktes, der westlich vom Tschika-See ligt, sind seit unfürdenklichen Zeiten verpflichtet oder berechtigt, 4200 Mann zum Transport der Wagen nach der göttlichen Sommervilla und von dort zurück zu stellen. In früheren Zeiten kam es sehr häufig vor, daß fanatische Hindu, namentlich brahmanische Sannyasis, Jogis und Gosains sowie buddhistische Bikschus sich vor Dschagannaths Wagen niederwarfen und von den Rädern zermalmen ließen. Seit dem Jahre 1804, zu welcher Zeit Orissa der Herrschaft der ostindischen Kompagnie unterworfen wurde, kamen diese Selbstmorde immer seltener vor, weil die englischen Behörden diesem Unfug und Frevel steuerten. Im Jahre 1877 verbot die englische Regierung aufs strengste, daß Hindu sich von dem Dschagannath-Wagen zermalmen lassen, und seitdem ist diese grauenhafte Sitte völlig abgekommen. Der Hin- und Zurücktransport der 3 Wagen nimmt stets mehrere Tage in Anspruch. Den 3 Gottheiten ist nur während kurzer Zeit eine Luftveränderung auf ihrer Sommervilla gestattet, da sie dieselbe schon am zweiten Tage wieder verlassen müssen.

Der Tempel des Dschagannath ist sehr reich, seine Jahresrente beläuft sich auf 2 Millionen 500.000 Mark. Das enorme Vermögen desselben stammt von Landschenkungen und reichen Spenden brahmanischer und buddhistischer Fürsten, sowie von Opfern und Legaten der Pilger.

Während der mohammedanischen Herrschaft über den größten Teil Indiens, ließen die Mogule, gegen Entrichtung einer hohen Abgabe, die Wallfahrt und den Tempel zu Puri fortbestehen. Einige Chronisten berichten, die Mogule hätten

dem Tempelschatze jährlich 20 Millionen Mark entnommen. Als Gegenleistung und zur Entschädigung erlaubten sie der Tempelverwaltung, von den Pilgern eine hohe Taxe für den Besuch des Tempels zu erheben. Die Marathen, die den Mogulen in der Regierung des nördlichen Indiens folgten, entrichteten, da sie Buddhisten waren und der Verehrung Wischnus Vorschub leisteten, an die Tempelkasse in Puri eine jährliche Abgabe von 200.000 Mark, allein sie beanspruchten dafür das Recht, von den Pilgern eine Taxe zu erheben, die ihnen über 2 Millionen Mark jährlich eintrug. Als die ostindische Kompagnie im Jahre 1804 Orissa annektierte, bezahlte sie an den Tempelschatz in Puri 120.000 Mark, erhob aber von den Pilgern eine Taxe in einem solchen Betrag, daß sie die an den Tempelschatz bezahlte Abgabe wieder herausschlug. Als die Kompagnie eine Tempelpolizei einführte, bezahlte sie an den früheren 120.000 Mark so viel weniger, als die Unterhaltung der Polizei kostete. Die von der Kompagnie erhobene Pilgertaxe war höchst willkürlich normiert. Arme und Händler hatten nichts zu bezahlen, wer aber einen guten Anzug trug, hatte nach Maßgabe desselben, d. h. nach der Taxation desselben, zu bezahlen, so zwar, daß die Taxe in der Skala zwischen einer und 20 Mark sich bewegte. Zu Ende der dreißiger Jahre sprach sich aber die öffentliche Meinung in England so mißbilligend und entrüstet über diesen schmutzigen Schacher und diese indirekte Beteiligung am Götzendienste aus, daß die Kompagnie unter dem General-Gouverneur Auckland, anno 1839, denselben ein Ende machte. Die Pilgertaxe wurde aufgehoben, und die an den Tempelschatz bisher bezahlte Abgabe durch Abtretung von Grund und Boden, die eine Rente von jährlichen 80.000 Mark abwarfen, abgelöst. Die Hindufürsten schenkten im Laufe der Jahrhunderte dem Tempelschatze Ländereien im Werte von 15 Millionen Mark; an Grundrenten fließt mehr als eine Mil-

lion Mark in denselben, und die von den Pilgern dargebrachten Opfer betragen jährlich mindestens 700.000 Mark. Das Jahreseinkommen des Tempels beläuft sich also auf mehr als 2 Millionen 500.000 Mark. Nach dem Willen der Stifter und Geschenkgeber sollte ein beträchtlicher Teil dieses enormen Einkommens zur unentgeltlichen Beherbergung armer Pilger und zur freien Verabreichung der Tempelkost an dürftige Wallfahrer verwendet werden, allein solches geschieht keineswegs. Das Geld übt eben auf die Brahminen in den Maths zu Puri denselben verführerischen Reiz aus, dessen es sich bei der eminenten Mehrheit der Menschenkinder erfreut. Es verleitet dort wie allerwärts zu Geiz und Genußsucht. Es soll, wie in Indien verlautet, unter den Brahminen Puris Luxus und Weichlichkeit grassieren.

Da die stiftungsgemäße Verwendung der Revenüen auch anderer Pagoden und Wallfahrtsorte vieles zu wünschen übrig ließ, wurde im Jahre 1810 in Bengalen, und 1817 in Madras ein Gerichtshof zur Überwachung der Verwaltung und stiftungsgemäßen Verwendung der Renten religiöser und milder Fonds errichtet, dessen Personal aus Europäern und Hindu bestand, allein schon im Jahre 1863 wurde derselbe aufgehoben, und die Verwaltung und Verwendung eines jeden der genannten Fonds einer, aus Eingeborenen zusammengesetzten Behörde übergeben und anvertraut. Es ist seit Einführung dieser örtlichen Verwaltungsräte kein einziger Fall vorgekommen, daß jemand bei einem englischen Gerichtshof dagegen Klage erhoben hätte, daß Stiftungen ihrem Zwecke entfremdet worden wären, obgleich solches seitdem vielfach geschehen ist und noch geschieht.

Die Verwaltung der Tempelstiftungen und der Jahresschenkungen sowie der Polizei zu Puri wurde für weltewige Zeiten dem Fürsten von Khurda als Erblehen übertragen, und zwar durch ein Patent der ostindischen Kompagnie, im

Jahre 1808. Khurda ist eine Stadt in der Provinz Orissa, nordwestlich von Puri gelegen Der Fürst von Khurda ist kein regierender, sondern blos ein Titularfürst, ein Großgrundbesitzer, der als quasi-Finanzminister Dschagannaths den Titel Fürst ad honores erhielt; derselbe wird aber wegen seines in den Augen des Volkes heiligen Amtes von demselben Maharadscha, d. h.: Großfürst von Puri genannt. Sich selbst legt der jeweilige Herr von Khurda, mit Rücksicht auf die Pilger, um durch Demut groß in deren Augen zu erscheinen, den sehr bescheidenen Titel bei: „Kehrer vor dem Gotte Dschagannath", er kehrt nämlich, nachdem Dschagannath mit seinem Geschwisterpaar die Reise auf seine Sommervilla angetreten, höchst eigenhändig das Allerheiligste mit einem Besen. Für diesen Beweis heldenmütiger Demut halten ihn Pilger und Volk mindestens für einen direkten Nachkommen Indradyumnas, des Erbauers des Tempels, die Meisten sollen ihn jedoch für den Mensch gewordenen Dschagannath halten. Ich weiß nicht, ob der Maharadscha von Khurda zu der Zeit, als ich Puri besuchte (1872) schon faktischer, praktizierender Kehrer vor Dschaganath war, denn derselbe stand damals erst in seinem 16. Lebensjahre (geb. 1856), aber das weiß ich, daß er mit dem Größenwahn behaftet ist und aus Neid und Argwohn einen Bairagi ermorden ließ. Dieser Bairagi (Büßer und Bettler der Schiwasekte) war nämlich ein Quacksalber, der aber von dem Volke hoch verehrt wurde, weil es ihn für einen Wunderdoktor und Heiligen hielt. Da erwachte in dem noch jugendlichen und in argen Vorurteilen bezüglich seiner Würde, seines Amtes und seiner Unverlezlichkeit erzogenen Maharadscha Eifersucht und Neid auf den Günstling des Volkes, überdieß aber hegte er gegen denselben den ganz ungegründeten Verdacht, er beabsichtige, ihn (den Maharadscha) durch Zaubermittel aus dem Wege zu räumen. Auf hinterlistige Weise lockte er den

Bairagi in den Palast, ließ ihn aufs grausamste foltern und dann dessen Leichnam auf die Straße werfen. Der Bairagi war aber nur scheintot, und als er wieder zu sich kam und von der Polizei aufgefunden wurde, zeigte er derselben an, daß der Maharadscha ihn aus Neid und Argwohn habe foltern lassen. Nachdem er diese Mitteilungen gemacht hatte, erlag er seinen Wunden. Solches geschah im Jahre 1878. Die englische Regierung beauftragte den, eigens wegen diesem Vorfall berufenen Staats-Gerichtshof, den verübten Mord genau und unparteiisch zu untersuchen. Dieser Staats-Gerichtshof, der aus 2 Eingeborenen hoher Kaste und einem englischen Beamten, als vorsitzendem Richter, bestand, war jedoch bei der Abstimmung über Schuld und Strafe nicht einstimmig, der Vorsitzende stimmte für schuldig und Verhängung der Todesstrafe, die Beisitzer aber für unschuldig und Freispechung, obschon die Schuld des Fürsten evident bewiesen war. Die Regierung verurteilte den Fürsten sodann, in Anbetracht seiner schlechten Erziehung, zu lebenslänglicher Verbannung. Dessen Stellvertreter in Verwaltung des Tempelschazes und in der Säuberung des Allerheiligsten ist gegenwärtig ein hochgestellter Brahmine. Es läßt sich unschwer erraten, in welcher Weise der erwähnte Maharadscha den Tempelschaz verwaltet haben wird, ohne Zweifel auf dieselbe Weise, wie der Verwalter im Evangelium des heiligen Lukas, XVI. 1—10.

Die indischen Pagoden waren in früherer Zeit noch viel reicher als gegenwärtig, sie wurden aber von mohammedanischen Eroberern vielfach gebrandschazt und ihrer Reichtümer beraubt. Damit du dir eine Vorstellung von dem enormen Reichtum vieler indischen Pagoden machen kannst, führe ich folgendes an.

M e l i k S c h a h, Sultan des Seldschukkenreiches, raubte in

den Pagoden zu Deogir 15.000 Pfund Gold, 175 Pfund Perlen und 50 Pfund Juwelen.

Der General des Sultans Ela-ed-din, namens Melik Kafur, erbeutete im Dekan, anno 1306, 100 Millionen Pfund Sterling in den dortigen Pagoden.

Nadir Schah raubte, im Jahre 1738, aus den indischen Pagoden Gold im Werte von 225 Millionen Thalern oder 675 Millionen Mark.

Der beutegierigste von allen war jedoch Sultan Mahmud. Außer vielen andern Temepeln raubte er die Pagode von Somnath, in Gudscharat, an der Meeresküste gelegen, vollständig aus und zerstörte sie dann. Ich will die Beraubung jenes Tempels mit den Worten des Werkes: „Englisch-Ostindien", herausgegeben von einem Vereine Gelehrter, erzählen. Es heißt in dem genannten Werke, Seite 175 und ff.:

„Im Jahre 1024 sammelte Mahmud (Sultan von Ghazni in Afghanistan) eine Armee von 54.000 auserlesenen Reitern und 1300 Elephanten, die besonders auf den Kriegsdienst eingeübt waren. Diese riesenhaften Ausrüstungen galten dem Tempel von Somnath, der am südlichen Ende von Gudscharat, nahe bei der Stadt Diu, ligt, und dem man sich einerseits vom Lande, anderseits von der See her nähern kann. Die Wichtigkeit dieses Tempels und die wirklich hohe Verehrung, in welcher er stund, geht hinlänglich aus den unten folgenden, durch die Geschichte verbürgten Tatsachen hervor. Denselben zufolge ward dieser Ort von Monat zu Monat von 200.000 bis 300.000 Gläubigen besucht. 2000 Dörfer hatten jährlich die Verpflichtung, die Mittel seiner Unterhaltung zu liefern. 2000 Priester, 500 Bajaderen und 300 Musiker verrichteten ihren Dienst in und um denselben. Eine Kette, an der eine Glocke hing, welche die Gläubigen bei ihrem Gebet laut werden ließen, wog

200 Goldmuns (Pfund). Das Götzenbild ward mit Wasser gewaschen, das täglich aus einer Entfernung von 1000 (englischen) Meilen aus dem Ganges herbeigeholt wurde. (Lassen führt in seiner „indischen Altertumskunde", III. 2, Seite 560, noch an, daß mehrere indische Fürsten ihre Töchter als Dienerinen und Tänzerinen dem Tempel weihten.) Mahmud hatte von dem großen Reichtum und der angeblichen Heiligkeit dieses berühmten Tempels gehört und war überdieß noch gereizt durch die Anmaßung der Priester, die sich törichterweise gerühmt hatten, daß andere feste Pläze sich Mahmud aus Gottlosigkeit ergeben hätten, falls er aber vermessen genug sein sollte, sich an Somnath zu wagen, so würde ihn daselbst das Schicksal, das seine Bosheit verdiene, ereilen. Die große Verehrung, in welcher der Tempel stand, und die frommen Legenden, welche darüber im Umlauf waren, mögen allerdings Vertrauen in dessen Uneinnehmbarkeit erzeugt haben. Persischen Geschichtschreibern zufolge waren die Hindu der Meinung, die Seelen Verstorbener versammelten sich in Somnath und giengen daselbst in andere Körper über, je nach den Verdiensten ihres Vorlebens. Auch waren sie überzeugt, daß Ebbe und Flut des Meeres — allerdings unwissenden Völkern unerklärliche Phänomene — nichts als der Ausdruck des Gehorsams und der Verehrung seien, die der Ozean dem Gotte von Somnath bezeuge. Sein Gözenbild sollte seit den Tagen Krischnas, also 4000 Jahre vor der damaligen Zeit, dort gestanden sein.

Die mohammedanische Armee hatte die Stadt Multan erreicht, wo der Sultan sie mit Wasser sich versehen ließ, da eine große Wüste vor ihr lag. Nach Durchschreitung derselben kam sie nach Adschmir. Diese Stadt war bei ihrer Annäherung verlassen und wurde von Mahmud geplündert. Mit aller Vorsicht, die er anwenden ließ, erreichte seine

Armee endlich Somnath, ohne bis dahin Widerstand gefunden zu haben. Allein hier fand er denselben in einem Grade, wie er ihm noch niemals vorgekommen war. Die Priester und Wächter des Tempels verteidigten diesen mit einer Entschlossenheit, wie sie nur die edelsten Beweggründe — Altar und Vaterland — einflößen können. (Stadt und Tempel, namentlich aber der leztere, waren stark befestiget.) Außerdem hatten sich alle Waffenfähigen aus den angrenzenden Provinzen, die für ihren Glauben alles einzusezen entschlossen waren, nach Somnath begeben.

Viele Soldaten Mahmuds waren Veteranen und Sieger in zahlreichen blutigen Schlachten, weßwegen sie ein unwandelbares Vertrauen in das Feldherrntalent ihres Führers und in die Hilfe ihres Propheten sezten. Wiederholt schritten sie zum Angriff, aber eben so oft wurden sie zurückgeschlagen. Die Hindu leisteten so heftigen Widerstand, daß die Mohammedaner, so oft sie unter dem Feldgeschrei: ‚Allah akbar!‘ die Sturmleitern anlegten, ebenso oft wieder verjagt wurden. Ein Kampf außerhalb der Wälle wurde mit der nämlichen Entschlossenheit und Ausdauer geführt. Endlich erlangten die Mohammedaner, infolge einer kühnen Anstrengung ihres schwärmerischen Befehlshabers, den Sieg, und der Sultan betrat dann triumphierend den Tempel.

Ein prächtiger Anblick bot sich hier seinen entzückten Augen dar. Das hohe Dach des Tempels ruhte auf 36 Säulen (und 20 Pfeilern) die mit Gold überzogen und mit Sträußen von Rubinen, Smaragden und anderen kostbaren Steinen geschmückt waren. Eine einzige Hänglampe erleuchtete das geräumige Gebäude, deren Licht, im Reflex von tausend Juwelen, einen strahlenden Schein auf das ganze Innere des Tempels warf. Mitten im Tempel stand Somnath selbst, ein, aus einem einzigen Block gehauenes Gözenbild, 50 Ellen hoch, wovon jedoch 27 im Boden stacken.

Hier war dasselbe, nach brahmanischer Tradition, 4—5000 Jahre lang angebetet worden. (Zuverlässige indische und mohammedanische Schriftsteller sagen: das Gözenbild hatte keine menschenähnliche Form, sondern war das beim Schiwakult allgemein gebräuchliche Sinnbild Schiwas, eine Steinsäule, deren Bedeutung, aus Rücksichten der Schicklichkeit, nicht näher bezeichnet werden kann.) Um die Kuppel herum hingen einige tausend (eine arge Übertreibung, es soll wohl, statt tausend, hundert heißen,) andere Bilder von Gold und Silber in verschiedenen Gestalten und Größen. An diesem heiligen Orte schienen, wie in einem Pantheon, alle Gottheiten versammelt zu sein, welche auf der Halbinsel Gudscharat verehrt wurden. Beim Anblick des riesigen Gözenbildes von Unwillen hingerissen, holte Mahmud mit seiner eisernen Streitaxt aus und schlug ihm die Nase aus dem Gesicht (d. h. ein Stück des obersten Teils der Steinsäule weg). Vergebens boten die Brahminen 10 Millionen Pfund Sterling, das sind 205,710.000 Mark, für dessen Verschonung. Die Gier nach so viel Geld verblendete die Offiziere Mahmuds so sehr, daß sie ihm rieten, das Anerbieten der Brahminen nicht zurückzuweisen; dieser aber rief: ‚Es ligt mir mehr daran, ein Vernichter als ein Verkäufer der Gözenbilder genannt zu werden', und sezte das Werk der Zerstörung fort. Wuchtige Schläge zertrümmerten das Gözenbild, in dessen hohlem Innern eine Menge Diamanten, Perlen und anderer Juwelen verborgen war, die nunmehr zum Vorschein kamen und Mahmud für die Ablehnung des Lösegeldes reichlich entschädigten (der mohammedanische Geschichtschreiber Ferischta sezte noch bei: ‚für seinen Eifer und seine Frömmigkeit'). Ein Stück des zertrümmerten Gözenbildes schickte er nach Mekka, eines nach Medina und zwei nach Ghazni, wo das eine im kaiserlichen Palaste und das andere in der Hauptmoschee aufbewahrt und bis ins XVII. Jahrhundert herab

zu sehen war.“ Mahmud schickte aber auch die kostbaren, sehr kunstreich aus Sandelholz verfertigten Tempeltore nach Ghazni. Als die Engländer, während des Krieges mit Afghanistan, anno 1842, Ghazni eroberten, glaubten sie, diese Tore in den, am Mausoleum Mahmuds sich befindenden Türen gefunden zu haben. Der englische General Natt belegte dieselben daher mit Beschlag und ließ sie nach Indien in der Absicht zurückführen, sie dem längst wieder aufgebauten Tempel von Somnath zurückzustellen und dadurch den Hindu eine große Freude zu bereiten. Der damalige General-Gouverneur, namens Ellenborough, griff diesen originellen Gedanken und Plan des erwähnten Generals begeistert auf und erließ an die Fürsten, Prinzen und das Volk Indiens eine hochtrabende Proklamation, die denselben das welterschütternde Ereignis mitteilte: „daß die, vor acht Jahrhunderten erlittene Schmach durch Englands Waffen gesühnt sei“, und daß die ostindische Kompagnie das von Mahmud entwendete, ungerechte Gut zurückerstatte. Ellenborough wähnte, Indien werde diese Wiedererstattung mit Jubel begrüßen, sich dafür dankerfüllt den Engländern in die Arme werfen und an den Hals hängen und darüber die himmelschreienden Räubereien und Brandschazungen vergessen, die sich die ostindische Kompagnie Indien gegenüber aufs Gewissen geladen; allein er wurde bitterlich enttäuscht. Ganz Indien nahm die schwülstige und scheinheilige Proklamation teilnamslos, kühl bis ans Herz und frostig auf, von Jubel und Ekstase keine Spur; und die Brahminen von Somnath? Sie wießen den Säulenstumpf des durch Mahmud zertrümmerten Gözenbildes, sowie die Torflügel mit Entrüstung zurück, da dieselben durch den Aufenthalt in einem mohammedanischen Lande und durch die Berührung von Ungläubigen entweiht und all ihres Wertes beraubt worden seien. Es stellte sich später heraus, daß die ver-

meintlichen Tempeltore von Somnath unecht waren; denn die echten bestanden aus Sandelholz, die von Ghazni nach Indien verbrachten waren aber aus Cedernholz von der Spezies cedrus deodara gefertigt. Gegenwärtig befinden sich dieselben in der Empfangshalle (Dewani — khas) der Burg zu Agra, wo ich sie sah, aber nichts Besonderes an ihnen fand, blos die sternförmigen Füllungen zeigen ein korrektes und gefälliges Schnizwerk in Arabesken.

Oben erwähnter Mahmud raubte aus einem einzigen indischen Tempel 700.000 goldene Münzen, goldene Opfergeräte und Tempelgefäße im Gewichte von 28.000 Pfund, 1600 Pfund unverarbeitetes Gold und 28.000 Pfund Silber in Barren. In einem Tempel des Karnatiks, einem großen Landstrich der Präsidentschaft Madras, erbeutete er 100 Millionen Goldes. Im Hinblick auf obige zuverlässige Angaben muß geschlossen werden, daß die Pagoden Indiens ehedem sehr reich waren, daß sie aber noch reich sind, davon überzeugt uns der Tempelschaz in Puri.

Nun lade ich dich ein, mit mir das größte, berühmteste Heiligtum der Hindu zu besuchen.

Vor dem Löwentor befindet sich ein Marktplaz, auf dem Tempel- und Opferspeisen verkauft werden. Die Verkäufer derselben sizen in offenen Buden, die mit Palmblätter gegen die Strahlen der Sonne geschüzt sind, oder unter umfangreichen, im Boden befestigten Sonnenschirmen.

Links vom Löwentor, außerhalb der großen Umfassungsmauer, erhebt sich eine 10 Meter hohe, kanelierte Basaltsäule, auf welcher der Affengott Hanuman, dessen liebwerte Bekanntschaft wir schon weiter oben, anläßlich der Beschreibung des Affenfeldzuges nach Ceylon gemacht haben, steht. Wie rührend: diese Anhänglichkeit Hanumans an Wischnu, diese Freundschaft und Treue Hanumans gegen seinen früheren

Kriegsherrn! Hier steht Hanuman Schildwache vor dem Tempel seines Gottes und ehemaligen Generalissimus. Er ist der mächtige Patron und Protektor des berühmtesten Hindu-Heiligtums. Schade, daß diese Tatsache von eminenter Wichtigkeit und Tragweite den meisten Darwinisten unbekannt ist! Welches Kapital ließe sich nicht aus diesem herrlichen Monumente zur Lieferung des unumstößlichen Beweises der Wahrheit des Darwinismus schlagen! Sollten denn die Indier so blind und wahnwizig gewesen sein, daß sie einer fixen Idee, einem Phantom, einem Hirngespinnst eine Denksäule, eine Trophäe errichtet hätten?! Gewiß nicht! Diese Säule und Hanumans Statue auf derselben sprechen lauter für die Deszendenz des Menschen vom Affen als alle doktrinären Beweise Darwins, Karl Vogts und Kompagnie. Dschagannath-Puri besizt den Schlüssel, vermittelst dessen das Rätsel, woher der Mensch stammt, gelöst werden kann. Möchten doch alle Darwinisten in das Pfefferland Indien, nach Dschagannath-Puri eine Wallfahrt unternehmen, sich dort um die Säule des Ahnherrn des Menschengeschlechtes schaaren, voll Ehrfurcht zu demselben emporschauen, ihm ihre Huldigung darbringen, sich an seinem Anblicke erbauen und dann als überglückselige Hanumanianer in Verzückung fallen und — das Zeitliche segnen. Das wäre ein großes Glück für die Menschheit und für die echte Wissenschaft. Ich möchte mir an dieser sehr geeigneten Stelle erlauben, den Vorschlag zu machen, daß alle Affen-Deszendenzler, alle Darwinisten und Vogtianer sich in Hinkunft „Hanumanianer“ benamsen, und daß jedes Buch, das den Kapitalunsinn: der erste Mensch stamme vom Affen ab, verficht, auf dem Titelblatt mit der Basaltsäule Hanumans als Vignette versehen werde. Hanuman, der seit Jahrhunderten seine Hand schüzend über das National-Heiligtum der Hindu hält, würde gewiß hocherfreut und dankerfüllt einer Theorie sein

Patronat angedeihen lassen, da dieselbe (die Theorie) ihn und alle Vierhänder verherrlicht und der Menschheit einen gloriosen Stammbaum aufrichtet.

In der Halle des Löwentores wurde ich von Hindu der Kehrerkaste empfangen, die mich — als Dschagannath-Pilger — mit Besen bestrichen. Drollig zwar, aber buchstäblich wahr! Jeder, das Heiligtum besuchende Pilger hat sich dieser Zeremonie zu unterwerfen. Die Bestreichung mit Besen, erklärt einer der anwesenden Brahminen jedem Abstäupungs-Kandidaten, er tut den prophetischen Ausspruch, daß mit dem Tempelbesen alle Sünden hinweggefegt werden, und daß der Pilger, nach dieser an ihm vollzogenen Operation, würdig seie, das Heiligtum zu betreten. Ich ließ mir per accommodationem die Besenbestreichung gefallen, weil ich sonst das Heiligtum nicht hätte betreten dürfen. Etwas Anderes fiel mir schon schwerer, ich hatte nämlich dem Hindu der Kehrerkaste, der mich mit seinem Besen abgekehrt hatte, ein Bakschisch (Trinkgeld) zu geben. Allein, wer A sagt, muß auch B sagen, und infolge dessen gab ich dem Besenkehrer 2 Annas oder 25 Pfennige.

Der Brahmine, der die Zeremonie der Bestreichung mit Besen erklärt, nimmt jedem Pilger das Versprechen ab, weder die Geheimnisse des Heiligtums zu verraten, noch die Mühsale, Leiden und Opfer der Pilgerfahrt anderen auf der Rückreise und in der Heimat mündlich oder schriftlich mitzuteilen. Das ist eine Vorsichtsmaßregel, die von großer Klugheit zeugt. Wenn nämlich ein Pilger durch das, was er im Tempel zu Dschagannath-Puri sah, hörte und erlebte, nicht befriedigt worden wäre und sich deßwegen mit Geringschäzung vor andern, die noch nicht dort waren, über seine Erlebnisse und Erfahrungen äußerte; so könnte er dadurch manche abhalten, dorthin zu wallfahrten. Das suchen aber die Brahminen zu verhüten. Und ebenso: wenn die Pilger

auf dem Heimweg oder zu Hause die großen Strapazen, Beschwerden und Opfer lebhaft schilderten, wenn sie namentlich erzählten, welch scheußliche Spelunken die Pilger in Puri erwarten, daß sie während der ganzen Pilgerfahrt hundert- und tausenfach angebettelt werden, daß die Brahminen die Pilger auf alle mögliche Weise zu brandschazen suchen, daß Puri ein Cholera-, Kolik- und Fieberheerd ist, und daß tausende auf dem Weg den Strapazen und der Unbill der Witterung und des Klimas erliegen; so könnten dadurch zahllose Hindu abgeschreckt werden, eine Wallfahrt nach Dschagannath-Puri zu unternehmen. In Erwägung all Dessen wird jedem Pilger oben erwähntes Versprechen abgenommen, ja der Brahmine versichert jedem Pilger hoch und heilig, daß er, **bei Verlust aller Vorteile, Gnaden und Verdienste der Pilgerfahrt,** verpflichtet seie, das gegebene Versprechen aufs gewissenhafteste zu halten. Ich verstand den Brahminen, da ich dessen Sprache nicht mächtig war, kein Wort, ich wußte aber trozdem sehr wohl, was er sagte, da ich schon längst über alle Verhältnisse in Dschagannath-Puri durch Lektüre unterrichtet war. Als der Brahmine mit seinem Sermon, den er an mich und etwa 10 Pilger in der Landessprache gerichtet hatte, zu Ende war, sagte ich englisch zu ihm: «I can't understand you.» Darauf zuckte er mit den Achseln und machte eine Handbewegung, die so viel hieß als: „Sie können unbeanstandet den Tempel betreten." Ich kann also, ohne alle Gewissensskrupel, aus der Schule schwazen, und zwar aus dem dreifachen Grunde: 1. habe ich durchaus nicht versprochen, reinen Mund zu halten; 2. habe ich im Tempel absolut nichts Geheimnisvolles oder Wunderbares, wohl aber unsäglich viel Thorheit und Aberglauben von Angesicht zu Angesicht kennen gelernt, und 3. kann ich, was mir übrigens sehr leid tut, weder der Wallfahrt nach Puri Eintrag tun, noch die

Hindu über ihren Aberglauben aufklären, da ihnen dieses Buch nicht unter die Augen kommen wird.

Nachdem ich mit Besen gestäupt und, nach dem Ausspruche des Brahminen, von allen Sünden gereinigt war, betrat ich den freien Raum, der zwischen der äußeren und inneren Umfassungsmauer ligt. Links befindet sich die sehr umfangreiche Tempelküche und rechts ein etwas kleineres Gebäude, wahrscheinlich ein Brahminen-Math (Kloster). Auf 15 sehr breiten Stufen stieg ich zur Pforte der zweiten Umfassungsmauer empor, passierte die kleine Pforten-Halle und betrat dann den inneren Tempelhof. Ich stand vor der imposanten Pagode, die von einem Kranze großer und kleiner Pagoden oder Kapellen — 119 an der Zahl — umgeben ist. Zuerst lief ich langsam durch dieses Kapellen-Labyrinth, in welchem eine ziemlich große Volksmenge auf- und abwogte. Jeder Hindu findet hier denjenigen Gott, der ihm, nächst Dschagannath, ans Herz gewachsen ist; denn die 119 Kapellen sind den hervorragendsten und populärsten Gottheiten geweiht. Ich bemerkte in keiner einzigen Kapelle, unter so vielen Gözenbildern masculini et feminini generis, da meistenteils Gott und Göttin als Pärchen dargestellt sind, eine Figur oder ein Gesicht, das auch nur im geringsten den Anforderungen der Ästhetik, dem guten Geschmack, des feinen Tons oder den Regeln der Kunst entsprochen hätte. Manche plastische Darstellung an den Kapellen verrät eine künstlerische Hand, aber die Hauptfigur, der Hauptgöze, dem die Kapelle geweiht war, und der die Verehrung der Hindu in Anspruch nahm, war durch die Bank eine häßliche Fraze und eine, entweder Ekel erregende oder die satyrischen Lachmuskeln reizende Karikatur. Im Hinblick auf das, was früher über die Skulpturarbeiten und bildlichen Darstellungen der Hindu-Tempel von mir gesagt worden ist, wäre es überflüssig, hier extra erwähnen zu wollen, daß sie ein keusches Aug beleidigen

und das moderne Evangelium der sogenannten „gesunden Sinnlichkeit“ der Hanumanianer und der „Drei Punkte-Brüder“, wie Leo Taxil die Logen-Männer nennt, predigen. Vor den meisten Kapellen standen, knieten oder lagen auf dem Angesichte Hindu, die mit gefalteten Händen, mit Inbrunst, unter Seufzern und Tränen zu den betreffenden Gözen beteten. Dieser traurige, wehmütige Anblick schnitt mir tief ins Herz. Arme Hindu voll Aberglauben, Täuschung und Wahn!

Wer eine reizbare Phantasie oder schwache Nerven besizt, der sollte dieses Gözen-Labyrinth nicht betreten, denn unfehlbar umgaukeln ihn noch lange nachher die scheußlichen Gestalten der Gözenbilder bei Tag und Nacht, wachend und träumend.

Ein ganzes Heer von Bettlern und Büßern, Sannyasis, Jogis, Gosains, Bairagis und Bikschus, Krüppel von Natur und Krüppel durch Kunst, Interesse, List und Aberglauben, die ihre Glieder absichtlich und gewaltsam verrenkten oder verstümmelten, um durch solche Selbstpeinigung entweder für begangene Sünden zu büßen oder der Seelenwanderung überhoben zu werden oder das Mitleid ihrer Nebenmenschen zu erregen oder sich ein Privilegium zu gewerbsmäßigem Bettel zu verschaffen, überfallen, wie ein Schwarm zudringlicher Bremsen, Moskitos oder Hornisse, jeden Pilger, jeden gut Gekleideten, seie er nun Brahmane, Mohammedaner, Buddhist oder Christ, Hindu oder Europäer. Da jammert, ächzt, stöhnt, winselt, heult und flennt es aus allen Tonarten. Würdige Arme dürften schwerlich 2% unter dem ganzen Heere sein. Ich entzog mich dieser halb- oder ganzverrückten Bettlerlegion, die ihr Metier schwunghaft und mit erstaunlicher Bravour betreibt, durch die Flucht, ich retirierte in die Opferhalle, d. h. vom Regen unter die Traufe. Die Opferhalle ist die erste Abtheilung des Dschagannath-Tempels, die

der Pilger passieren muß, wenn er ins Allerheiligste gelangen will — eine sehr praktische, profitable Einrichtung! Hier nehmen Brahminen die Opfergaben in Empfang, welche von den Pilgern Dschagannath dargebracht werden. Diese Gaben sind sehr mannigfach nach Qualität und Quantität, sie bestehen meistenteils in Geld, Schmuckgegenständen und Nahrungsmitteln. Die Brahminen erwarten, daß jeder Pilger, nach Maßgabe seiner Vermögensverhältnisse, seines Vertrauens zu Dschagannath und seines Anliegens, das ihn nach Puri geführt, ein Opfer darbringe; und daß sie sich in ihrer Erwartung nicht täuschen, geht daraus hervor, daß der Tempelschaz jährlich 2,500.000 Mark Revenüen abwirft, und daß die per Jahr dargebrachten Opfer auf mindestens 700.000 Mark anzuschlagen sind. Die Brahminen erweisen sich in ihrer Bettelhaftigkeit und Habgier so zudringlich, daß manchem gutmütigen, frommen und leichtgläubigen Pilger der lezte Pfennig aus der Tasche geangelt wird, ja wenn ein Pilger außer Stand ist, ein Opfer darzubringen, so wird ihm, wie Schlagintweit in seiner Beschreibung Indiens, I. Band, Seite 187, versichert, von den Brahminen ein Wechsel zur Unterschrift vorgelegt, zahlbar in der Heimat. Die Brahminen, behauptet Schlagintweit ferner, verwendeten bei Ausstellung dieser Wechsel niemals Stempelmarken, wie das englische Gesez doch strengstens vorschreibt, und dürfe daraus mit Sicherheit der Schluß gezogen werden, daß die Bezahlung des Wechsels als eine Gewissenssache betrachtet, der Wechsel niemals protestiert und die Gelderpressung sowie die Umgehung des Stempelgesezes niemals bei den englischen Gerichten zur Anzeige gebracht werden.

Auf den umherstehenden Tischen waren ganze Berge von Opfergaben aufgehäuft. Hier, in dieser Opferhalle, trat nun eine große, schwere Versuchung an mich heran, ich stand gleichsam vor dem Rubikon, was sollte ich tun? Durfte ich

opfern? Der Priester hielt mir die geöffnete Hand hin und sah mich fragend an. Ich betrachtete es als eine Gewissenssache, daß ich als Christ und Priester einem heidnischen Tempel, einem Idol kein Opfer darbringen dürfe, doch wollte ich als Kosmopolit dem Brahminen, seiner Person nämlich, in chevaleresker Weise ein douceur geben. Ich zog meine Cigarrentasche, öffnete dieselbe, entnahm ihr 2 feine Tritschinopoly-Cigarren, salutierte militärisch, verneigte mich leicht mit dem Oberkörper, präsentierte dem Brahminen die 2 Cigarren und sagte artig zu demselben: «See! This is my present, pray, take, if you please!» d. h.: Siehe, dieses ist meine Gabe, ich bitte, nehmen Sie gefälligst! Der Brahmine griff aber nicht zu, er machte eine abwehrende Handbewegung, und stand in seinen sauren, mißmutigen Gesichtszügen deutlich geschrieben: Geh zum Henker Faringi! Ja, ja, wenn man reist und überhaupt alt wird, muß man manches einstecken, was gerade nicht nach kölnischem Wasser und Patschuli (pogostemon patchouly) riecht. Der pantomimischen Aufforderung folgend, verließ ich die Opferhalle und betrat den Säulenportikus mit etwa 12 Hindu. Hier empfing uns ein Heidenspektakel. Ein indisches Musikorchester begrüßte uns mit wahrhaft himmelschreienden Harmonien und Symphonien, während Bajaderen rings um uns her Tänze aufführten. Mir wurde bei der Musik und diesem Tanz wind und weh, und suchte ich schleunigst mich aus dem Zauberkreis der Tänzerinen und der bacchantischen Tonwellen zu retten. Doch da half kein Widerstreben, 3—4mal wand sich die Tanz-Spirale oder Serpentine um uns Dschagannath-Puristen oder Puritaner und spedierte uns ganz kunstreich, sinnig und unmerklich an die Pforte des Audienzsaales. Dort machten sie plözlich halt und verlangten ein Trinkgeld für sich und die Musikanten. Da die Bajaderen durchaus anständig gekleidet waren und auch während des Tanzes sich

ehrbar benommen hatten, gab ich ihnen einige Annas, den Musikanten aber verabreichte ich nichts, da sie für ihr musikalisches Charivari nicht nur kein Trinkgeld, sondern dieselbe Entlohnung verdient hatten, die man einem miauenden Kater verabfolgt.

Warum der nächste Saal, in welchen wir nun eintraten, Audienzsaal genannt wird, mag wohl darin seinen Grund finden, weil die Pilger in demselben Dschagannath um Audienz bitten, auf die Berufung zur Audienz warten und sich auf den großen Moment vorbereiten, einem Gotte gegenüber zu treten, von welchem sowohl die heiligen Bücher als auch zahllose Sagen und Legenden so viel des Wunderbaren erzählen, daß einem der Verstand still stehen möchte. Hier haben die Pilger so lange zu verharren, bis diejenigen, die sich in dem Allerheiligsten befinden, dasselbe verlassen haben; denn das Allerheiligste ist ein sehr beschränkter Raum, der blos 7 Quadratmeter Flächenmaß hat.

Endlich öffneten sich die Pforten des Heiligtums. 16 Personen durften eintreten, ich war so glücklich, zu ihnen zu gehören. Vierzehn Personen unseres Trupps gehörten dem weiblichen Geschlechte an, was die statistische Angabe bestätigt, daß unter den Pilgern selten mehr als 5% Männer sind. Also auch in Indien, nicht blos in Europa, ist das weibliche Geschlecht die pia gens, die devota gens. Der Erklärungsgrund für diese allbekannte Erscheinung ist der: die Religion ist namentlich Sache des Gemütes. Nun besitzt das weibliche Geschlecht unleugbar mehr Gemüt, ein weicheres, tieferes und reicheres Gemüt als das männliche, und eben darum ist es für die Religion empfänglicher und den Wirkungen der Religion nachgiebiger. Bezüglich Indiens tritt aber zu diesem Grunde noch ein weiterer: die brahmanische Religion verbietet der Wittwe, eine zweite Ehe zu schließen, und so sehr auch die englische Regierung und manche neuere Refor-

matoren innerhalb des Brahmanismus die Wiederverehelichung der Wittwen begünstigen, derselben Vorschub leisten und sie verteidigen; so sind doch alle diese Versuche zur Abschaffung jener Sitte an den tief eingewurzelten Vorurteilen, der religiösen Befangenheit und dem starren Festhalten der Hindu an althergebrachten religiösen und sozialen Gebräuchen und Gewohnheiten gescheitert. Die indische Wittwe lebt in sehr traurigen Verhältnissen, besonders wenn sie kinderlos ist und ins elterliche Haus zurückkehren muß. Diesem Lose sucht sie, wenigstens zeitweise, dadurch zu entgehen, daß sie eine Wallfahrt nach Dschagannath-Puri unternimmt, sofern sie das Geld dazu aufbringt, anderenfalls betteln sich zahllose Wittwen durch auf dem Heimweg und auf der Rückreise. Die Wallfahrt nach Puri bietet jeder Wittwe Freiheit, Abwechslung und Unterhaltung, und für diese 3 kostbaren Gaben ertragen sie willig, gern und freudig Hunger und Durst, Strapazen und Schmerzen. Stirbt eine Wittwe in Puri oder während der Pilgerreise, so preist sie sich über alle Maßen glücklich.

Die Luft des Allerheiligsten ist von einem lieblich duftenden Aroma gesättigt, das der Räucherpfanne entströmt. An der, der Eingangspforte sich vis-à-vis befindenden Wand erhebt sich ein breiter hoher Altar, der fast die ganze Wand einnimmt. Vor dem Altare sind 16 Gefäße aufgestellt, die zur Aufnahme von Reis und Blumen dienen. Jeder Pilger darf in diese Gefäße einige Handvoll Reis und Blumen als Opfer für Dschagannath und dessen Geschwister legen. Vis-à-vis vom Altare steht eine Säule, 1½ Meter hoch, auf der eine, mit Gewändern bekleidete, mit Flügeln versehene und mit einem hohen Kopfpuz geschmückte Figur auf unterschlagenen Beinen kauert. Diese Figur soll einen anbetenden himmlischen Geist, einen Engel, vorstellen. Da ich die 3 auf dem Altare stehenden Figuren schon weiter oben beschrieben, führe ich

hier nur noch an, daß Dschagannaths Bild kleiner und schmäler ist als die Bilder seiner Geschwister, daß Dschagannath und sein Bruder Balabhadra große, ovale, seine Schwester Subhadra aber runde Augen hat. Alle drei Bilder zeigen, bezüglich der Gewandung und des geraden Faltenwurf dasselbe phantastisch überladene Schnitzwerk. Das Antliz der 3 Figuren hat viele Ähnlichkeit mit einem heraldischen Schild. Von Hals und Brust sieht man keine Spur. Das tunikaähnliche Kleid, das die 3 Figuren bedeckt, reicht von deren Kinn bis auf den Altar herab. Über ihrer Stirne wölbt sich ein pyramidaler Aufsaz. Alle 3 Bilder sind mit Geschmeide von Gold und Edelsteinen reich verziert.

Die Hindu-Pilger warfen sich, nachdem sie Reis und Blumen geopfert hatten, der Länge nach auf den Boden und beteten die 3 scheußlichen Gözenbilder an, während einige Büßer und Bettler vor dem Altare wie im Zustand der Verzückung hin- und herhüpften, ihre Hände emporhoben und wiederholt: „Dschagannath, Dschagannath, Balabhadra, Subhadra!“ riefen.

Täglich wird das Allerheiligste viermal auf kurze Zeit geschlossen, weil die 3 Gözen viermal täglich den geopferten Reis und die Blumen verzehren, wobei sie von niemand gesehen und beobachtet werden wollen. Selbstverständlich entfernen die Brahminen Blumen und Reis und geben vor, die 3 Gözen hätten diese Opfergaben verzehrt. Wer erinnert sich dabei nicht an das, was in der heiligen Schrift des alten Testamentes, im Buche des Propheten Daniel, im XIV. Kapitel, Vers 1—21, erzählt wird? Wann wird Gott einen Daniel oder einen heiligen Franz Xaver erwecken und nach Indien senden, damit dort die Gözentempel in Staub sinken und an ihrer Statt sich christliche Kirchen erheben?

Ich hatte mich 3 Stunden in Dschagannath-Puri aufgehalten und mußte mich daher sputen, wenn ich die Abfahrt

des Dampfbootes nicht versäumen wollte. Wehmütig und betrübt nahm ich vom Tempel Dschagannaths Abschied — auf Nimmerwiedersehen. Als ich an der Säule Hanumans vorübereilte, konnte ich mich nicht enthalten, zu dem verhängnisvollen Affengotte mein Aug zu erheben. Doch was war das? Wachte oder träumte ich? Sah ich recht, oder täuschte ich mich? In Puri, wo die Wunder an den Bäumen wachsen, konnte ich mich übrigens darüber nicht aufhalten, wenn bei meinem Abschied von einem so großen Heiligtum ein Wunder geschah. Ich glaubte nämlich, bemerkt zu haben, Hanuman habe, wie zum Abschied, die Hand gegen mich bewegt und zugleich mit seinem, in Lanka, anläßlich der beabsichtigten Befreiung Sitas aus der Gefangenschaft, angebrannten Schweif gewedelt. Was sollten diese Aktionen bedeuten? Ich bin zwar kein Prophet, Hiërophant und Zeichendeuter, aber ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich Hanumans symbolischen Abschiedsgruß also auslege: „Herzliche Grüße an alle Darwinisten Europas, besonders Deutschlands! Ich werde es mir zur größten Ehre anrechnen, wenn sich dieselben meinen Namen beilegen. Heißen doch auch die Anhänger Mohammeds Mohammedaner, die Nachbeter Ronges Rongeaner und die Schüler Hegels Hegelianer; ich sehe darum nicht ein, warum sich die Anhänger der allein richtigen und überaus geistreichen Deszendenzlehre nicht nach mir, dem Affengott, benamsen sollten? Freilich ist der Name Hanumanianer etwas lang und wenig wohlklingend, und würde ich meinen Verehrern und Schülern derohalben gerne erlauben, meinen Namen bis auf dessen Anfangsbuchstaben H. zu apostrophieren, so daß sich dieselben H'ianer zu betiteln hätten. Allein darauf müßte ich schon bestehen, daß sie meine Säule dahier und meine Statue auf das Titelblatt ihrer Bücher als Vignette drucken lassen. Ich werde dann, um mein Patronatsrecht und die damit

verbundenen Pflichten in ihrem vollen Umfang üben zu können, Puri, dem ich für ewige Zeiten den Bestand gesichert, und dessen tropisches Klima mir mörderisch auf den Pelz brennt, verlassen, d. h. ich werde mit meiner Säule wunderbar durch die Luft nach Europa fliegen und dort in der Stadt der Intelligenz und Gemütlichkeit, wo meine Anhänger und Verehrer dem Gorilla, einem Kollega von mir, im Aquarium auf Weihnachten 1876 einen Christbaum errichten werden, meine Residenz aufschlagen.“ Es wird sich wohl niemand darüber wundern, daß der Affengott schon im Jahre 1871 wußte, was sich anno 1876 in Berlin begeben hat.

Ich fühlte mich durch diesen hohen Auftrag sehr geschmeichelt, versprach durch Pantomime und Aktion die mir gewordene Kommission zu besorgen und schied dann definitiv von Puri. In den obigen Zeilen habe ich mein verpfändetes Wort eingelöst, d. h.: den Darwinisten deutscher Zunge Hanumans Gruß überbracht. Auf das dafür verdiente Trinkgeld verzichte ich aber großmütig.

Ich erreichte noch rechtzeitig den Dampfer, und nach 2 Tagen stieg ich in Calcutta ans Land.

In Puri hatte ich für längere Zeit die Lust verloren, eine Pagode zu besuchen. Eines Tags führte mich aber der Weg an einer Pagode vorüber, in welcher, bei offener Türe, Gottesdienst stattfand. Es wurde im Tempelhof mit mehreren Glocken geläutet und mit 2 Tamtam getrommelt. Die Neugierde spornte mich an, wenigstens während einigen Minuten dem Gottesdienst beizuwohnen. Und was sah ich? 3 Götzenbilder standen auf einem staffelförmigen Gestell, das mit scharlachrotem Tuche bedeckt war. Mehrere kleine Götzen paradierten auf den Stufen unterhalb und vor den 3 oberen Göttern. Ein Brahmine, der vor dem Altare stand und diesem das Antliz zugekehrt hatte, schwang ein Bündel

brennender Wachskerzen vor den Gözenbildern, wobei er Gebete murmelte. Einige Bajaderen führten Tänze auf und sangen Lieder zum Preise der Gözen. Etwa 40 Hindu standen in der die Pagode umgebenden Halle, streckten die gefalteten Hände nach den Gözen aus und verrichteten, leise sprechend, Gebete. Andere hatten sich auf den Boden geworfen und beteten die frazenhaften Gözen an.

In Calcutta besuchte ich, nebst andern Sehenswürdigkeiten, auch den Eden-Park, der zwischen dem Fort und der eigentlichen Stadt ligt. Ich beabsichtige nicht, diesen Park zu beschreiben, sondern will nur zwei Bemerkungen an den erwähnten Besuch knüpfen. Fürs erste hab ich mit großer Befriedigung die Wahrnehmung gemacht, daß sich in dem Eden-Park keine mythologische Statuen befinden, und dadurch unterscheidet sich derselbe sehr vorteilhaft von den europäischen Park', in denen gewöhnlich solche Statuen aufgestellt sind. Wozu sollen denn solche Statuen dienen? Sind sie nicht eine Verherrlichung des längst untergegangenen griechischen und römischen Gözendienstes? Sind sie nicht eine freche Verhöhnung des Christentums, seiner Glaubens- und Sittenlehre? Sind sie nicht ein, dem nationalen Bewußtsein und Ehrgefühl ausgestelltes Armutszeugnis? Ist denn die deutsche, französische, italienische ꝛc. Geschichte so arm an Personen, Taten und Begebenheiten, die würdig wären, durch die Kunst dargestellt zu werden? Was ist denn Erhebendes, Veredelndes, Bildendes und Nachahmungswürdiges an den nackten Göttern und Göttinen des sogenannten klassischen Altertums? Beleidigen sie nicht jedes keusche Aug und Herz? Sind sie nicht Sirenenstimmen für die so leicht verführbare Jugend und ein flagranter Verstoß gegen die öffentliche Zucht und Sitte? Sind sie nicht, namentlich für Deutschland, eine stupide und lächerliche Nachäfferei des höchst verkommenen, verdorbenen und frivolen französischen Ge-

schmackes aus der Zeit Ludwigs XIV. und XV., in welcher es zum „guten Ton" der Fürsten und Honoratioren gehörte, mit der ordinärsten Liederlichkeit zu prahlen und den Abfall vom Christentum und die moralische Fäulnis als Aufklärung, Fortschritt, Bildung und philosophische Weisheit zur Schau zu stellen? Niemand, der Kopf und Herz am rechten Fleck hat, wird diese gestellten Fragen verneinend beantworten. Wenn Calcutta mit seinen 500.000 Bewohnern (nach der Volkszählung von 1871 hatte es 447.600 Seelen) ohne höchst ärgerliche mythologische Statuen bestehen kann, so würde wohl auch Berlin, Wien, München, Stuttgart ꝛc. ohne solche bestehen können. Die General-Gouverneure der ostindischen Kompagnie und die englischen Vize-Könige fühlten und erkannten, daß sich in den Hindu-Tempeln schon eine Un- und Überzahl von nackten, unflätigen und anstößigen Bildern befinden, und daß es unverantwortlich wäre, inmitten des indischen Pantheons, das 330 Millionen aktive, souveräne, regierende Gottheiten zählt, auch noch die längst abgesezten und zum alten Eisen geworfenen Götter des klassischen Heidentums aufzustellen. Jedenfalls dürfte es für jene europäischen Staaten, die sich dem Militarismus mit Haut und Haar verschrieben haben, genügen, blos in der Residenz, auf einer Riesensäule das Bild des Kriegsgottes Mars oder Ares aufzustellen, damit die durch die erdrückende Militärlast an den Bettelstab gebrachten Völker wenigstens auch den Gözen, dem sie zur Beute vorgeworfen worden, von Angesicht zu Angesicht kennen lernen.

Im Eden-Park zu Calcutta befindet sich auch eine Pagode, dieselbe ist aber blos eine Imitation, eine täuschend ähnliche Nachahmung der gewöhnlichen Hindu-Pagoden. Sie ist aus Holz verfertigt und geschmackvoll angestrichen. Von 3 Seiten ist dieser interessante Schmuck des Parkes von mächtigen, aus Holz geschnizten und naturgetreu gefassten

Krokodilen und andern Ungetümen umlagert. Es war mir nicht recht klar, was diese, die Pagode umlagernden Ungeheuer zu bedeuten haben; denn sie lassen eine zweifache Erklärung zu: entweder bedeuten sie Schuz oder Gefahr, Verteidigung oder Angriff, Erhaltung oder Untergang. Die symbolischen Tierstücke um die Pagode heißen entweder: der indische Gözendienst ist durch, demselben näher und näher rückende und demselben feindlich gesinnte Gewalten, als da sind: Christentum, europäische Kultur, Schulbildung und Aufklärung bedroht, oder: der Brahmanismus wird durch spezifisch indische Mächte, als da sind: der undurchdringliche Panzer starren Festhaltens an religiösen Einrichtungen und Gebräuchen, das drachenmäßige Hausen in, für Europäer unzugänglichen Höhlen und die plumpe, dem Nashorn abgelernte Abwehr jeder, von Europäern versuchten Neuerung auf dem Gebiete der Religion und Gesittung beschüzt. Beide Erklärungen haben vieles für sich und lassen sich sehr wohl verfechten.

Als ich die Pagode betrat, fiel mir sogleich eine große und häßliche Unsitte der Europäer in die Augen, nämlich: die Sucht, sich durch Beschreiben der Wände oder Einschneiden der Namen in Holz und durch Einrizen oder Meißeln in Stein verewigen zu wollen. Selbst Indiens Pagoden verklecksen sie mit ihren des Ruhmes baren Namen und stellen dabei sehr oft ihre fehlerhafte Orthographie an den Pranger. Man sagt mit vollem Recht: «Nomina stultorum leguntur ubicumque locorum,» d. h.: der Einfaltspinsel Namen steht sicherlich auf Tor und Ramen. An einer Säule stand geschrieben: „Ernst Staack aus Rostock Wahr hier den 7. Januar 1872 und hat Vielen Hunger gelitten.“ Eine traurige Erinnerung an Calcutta und ein sehr naiver Denkzettel, den ein Angehöriger des neu erstandenen deutschen Kaiserreiches an diesem vielbesuchten öffent=

lichen Plaze eines fremden Weltteiles angeheftet hat. Wie armselig, wenn man, anläßlich des Besuches der Metropole eines großen Reiches, nichts Anderes von sich zu sagen weiß, als: man habe vielen Hunger gelitten, wenn also die Hungerleiderei der Titel der Berühmtheit und der indischen Unsterblichkeit ist. Ein Satyriker hat richtig aus dieser Säuleninschrift eines Norddeutschen (Rostock ligt nämlich in Norddeutschland, in Mecklenburg-Schwerin) Kapital geschlagen, er schrieb unmittelbar unter dieselbe:

„Norddeutscher Hungerleider,
Der du das hierher geschrieben,
Wärst du doch zu Haus geblieben
Bei Pumpernikel und Bitterbier,
Denn Mango, Datteln und Bananen hier
Pomlo, Ramaphul und Kaju[1]),
Die fallen nur den Reichen zu".

Der hungerige Bruder Rostocker war offenbar nicht in den Milliardenregen geraten, der im Jahre 1871 über Deutschland niederging, auch war der, seit 1871 den deutschen Stämmen so sorgsam inokulierte und großgezogene Nationalstolz demselben eine unbekannte Größe, sonst würde er seine Hungerleiderei nicht zur Schau ausgestellt haben. Ein Spanier, ein Franzos oder Engländer würde gewiß nie so öffentlich und so unnötiger Weise eingestanden und ausposaunt haben, daß er in Calcutta Hunger leiden musste, diesen Schwabenstreich konnte nur ein deutscher Michel zur Ausführung bringen, dem die Krähwinkelei aus jedem Knopfloch heraussah und über den die patriotische Begeisterung der „Wacht am Rhein" noch nicht gekommen war.

---

[1]) Mango, Datteln, Bananen, Pomlo, Ramaphul und Kaju sind ausgezeichnete, kostbare Früchte Indiens.

In Benares besuchte ich die Affen- (Monkies-) oder Durga-Pagode, auch Durga-Khund genannt. Sie erhebt sich innerhalb eines Kolonnaden-Quadrates, hat die gewöhnliche Form der Pagoden und unterscheidet sich von vielen anderen nur durch 3 Dinge: 1. besitzt das Götzenbild (die Göttin Durga), von dem ich übrigens nur den Kopf sehen konnte, da dessen übriger Teil ganz mit Blumen bedeckt war, einen vergoldeten Kopf mit frazenhaftem Gesicht; 2. hängen unter der Torhalle 20 große und kleine Glocken; so viele Glocken und Schellen sah ich in keinem andern Hindu-Tempel; 3. gehören zu dieser Pagode circa 100 Affen, die im Tempelhof, unter den Kolonnaden und in der Nachbarschaft ein wahres Vagabundenleben führen. Als ich in die Nähe der Pagode kam, sah ich auf den Gartenmauern viele Affen hin- und herspringen, sich raufen oder Früchte verzehren. Ich hütete mich wohl, hart neben der Mauer rechts oder links zu gehen, weil ich fürchtete, einer der mutwilligen Affen könnte mir den Hut vom Kopfe zerren und dann mit demselben Reißaus nehmen. Die an die Pagode grenzenden Gärten werden natürlich von den Affen der Früchte beraubt und ihre Anpflanzung arg beschädigt. Niemand darf den Affen ein Leid zufügen, geschweige denn einen töten, solches wäre ein Kapital-Verbrechen, das schwer geahndet würde; denn die Affen stehen als heilige Tiere in hoher Verehrung und sind unverlezlich. Auf den Ästen der Tamarinden, die außerhalb der Pagode stehen, saßen mehrere Affen, einige wiegten sich in den Zweigen derselben, und wieder andere kletterten an den Verzierungen der Pagode auf und ab. Ein sehr übler Geruch erfüllte den Tempelhof und die Kolonnaden, da die Auswurfstoffe der Affen mindestens 5—6 Centimeter hoch den Boden und das flache Dach der Kolonnaden bedeckten. Blos der mit Marmorplatten belegte Weg, der sich von der Pforten-

halle bis zur eigentlichen Pagode erstreckt, war blank aufgewaschen.

Ich fragte den Brahminen, der vor der Pagode stand und ein wenig englisch reden konnte, ob das Götzenbild ganz von Gold sei; er antwortete mit: „Ja!“ Ich fragte weiter: ob dasselbe Schiwa vorstelle; er antwortete wieder: „Ja!“, obgleich dasselbe Schiwas Gemalin, die Göttin Durga, darstellte. Wer in Indien belogen und irregeführt werden will, der darf nur einen Hindu etwas fragen, und sein Wunsch ist erfüllt. Ich wollte auch die Pagode umkreisen, doch da trat mir eine Affenmutter von der Größe eines zwölfjährigen Knaben entgegen, die ihr Junges ganz regelrecht auf dem Arme trug. Ich wich einige Schritte zurück, allein die Affenmutter kam auf mich zu, fletschte die Zähne, durchbohrte mich grimmig mit ihren Augen und drohte, mich anzugreifen. Ich hielt ihr zur Abwehr meinen Sonnenschirm entgegen und rief dem Brahminen. Dieser sprang sogleich herbei, nahm aus seiner Tasche einige Früchte, reichte dieselben der Affenmutter, schmeichelte ihr und ihrem Jungen und hieß sie auf die Pagode klettern. Sie befolgte sogleich seinen Befehl. Es läßt sich unschwer vorhersagen, wer von uns, wenn es zu einem Kampf gekommen wäre, gesiegt haben würde. Die Affenmutter, die jedenfalls vermutete, ich wolle ihr das Junge rauben, würde mich ohne allen Zweifel übel zugerichtet haben. Der Affe ist im Kampf ungemein behende, zornig und wild und verwundet seinen Gegner sehr gefährlich mit seinem scharfen Gebiß. Kaum hatte mich der Brahmine der Gefahr entrissen, so streckte er mir die Hand entgegen und verlangte Bakschisch. Ich gab ihm sehr bereitwillig 2 Rupien, für die er sehr verbindlich dankte. Der geneigte Leser wird mir wohl aufs Wort glauben, wenn ich ihm sage, daß ich keinen Affentempel mehr besuchte.

Die Pagoden-Affen sind sehr reich, da wohlhabende

Hindu dieselben testamentarisch beschenken. Die Pagoden-Vorsteher verwalten die Affenstiftungen und sorgen dafür, daß ihre Schützlinge herrenmäßig leben können. Die Pagoden-Affen werden mit allen erdenklichen Leckerbissen regaliert und in gesunden und kranken Tagen verpflegt. Wird ein Pagoden-Affe altersschwach oder invalid, so wird er in einem Tierspital untergebracht. Ja, der Affenkült versteigt sich so hoch, daß die heiratsfähigen Affen-Jünglinge und Fräulein von den Brahminen in der Pagode und unter Verrichtung langer Gebete kopuliert werden, worauf das Volk eine pompöse Hochzeitsfeierlichkeit veranstaltet. Glaub ja nicht, ich wolle dir mit dem Gesagten einen Bären aufbinden — bewahre! Die Affenverehelichungen sind in Indien eine nicht zu bestreitende Tatsache, aber ebenso unbestreitbar ist es, daß sich die kopulierten Affen mit großem Leichtsinn über die Pflichten der Eheleute hinwegsezen.

Die berühmteste und am meisten besuchte Pagode in Benares ist der goldene Tempel. Wenn man sich durch die Worte „goldener Tempel" verleiten ließe, hochgespannte Erwartungen an diese Pagode zu knüpfen und etwas recht Großartiges oder außerordentlich Kostbares hinter dem „goldenen" Tempel zu vermuten, so wäre man getäuscht und betrogen. Warum diese Pagode „goldener" Tempel genannt wird, sollst du bald erfahren. Großartige, imposante Hindu-Tempel hat Benares überhaupt nicht aufzuweisen. Folgendes erklärt uns diese auffallende Erscheinung.

Die mohammedanischen Herrscher Indiens bedrückten, mit Ausnahme Akbars, bald mehr, bald weniger fanatisch die heidnischen Hindu und ließen deren Pagoden niederreißen. Am verfolgungssüchtigsten war Mahmud, den wir weiter oben in Somnath kennen gelernt haben, und Aurinzeb, der von 1658—1707 regierte. Nach Aurinzebs Tod erlaubten die mohammedanischen Herrscher den Hindu zwar, wieder

Pagoden zu bauen, allein sie knüpften an diese Erlaubnis die Bedingung, daß die Pagoden keine imposanten, architektonisch hervorragenden Gebäude sein dürften.

Nachdem die ostindische Kompagnie, im Jahre 1775, von Benares Besitz ergriffen hatte, gewährte sie den Hindu volle Religions- und Gewissensfreiheit, und seit jener Zeit wurde dort eine Unzahl von Pagoden aufgeführt, von denen aber nicht eine einzige ein großartiger Bau ist.

Der goldene Tempel befindet sich in einem elenden Winkel und ist zwischen Häuser und andere Pagoden eingekeilt. Ich betrat zuerst einen Hof, in welchem ein in Stein ausghauener Stier ligt, und wo die Hindu die, zum Besuche des Tempels notwendigen Waschungen vornehmen müssen. Es befindet sich hier ein Brunnen, namens Gayan Bagi, d. h. Brunnen der Weisheit, dessen Wasser ganz dieselbe Qualität besizt, wie dasjenige des weiter oben beschriebenen Mankarnika-Brunnens; troz dessen wird es aber von den Hindu getrunken und zur Besprengung des Antlizes und anderer, namentlich kranker Körperteile, benüzt. Von diesem Hofe führt ein schmaler Gang zur Pagode, die von einer Säulenhalle umgeben ist. Eine Unmasse Gözenbilder und symbolische Figuren sind in dieser Säulenhalle aufgestellt und werden von den Hindu mit Blumen und Reiskörnern bestreut. Heilige Kälber, Kühe und Stiere liefen in der ziemlich geräumigen Halle frei umher, sie schnupperten an den Blumen herum, die in hohen Haufen da und dort aufgetürmt waren, und verzehrten diejenigen, die ihnen behagten. Ein stattlicher, fetter Stier ging von Person zu Person und nahm die Gaben in Empfang, die man ihm darreichte —Reis, Hafer und Bisquit. Jeder Hindu fühlte sich durch die Herablassung und Zutraulichkeit dieses heiligen Stieres sehr geehrt und betrachtete es als eine große Gunstbezeugung und Gnade, daß der Stier die ihm dargereichten

Gaben huldvollst und allergnädigst annahm. Sie fühlten sich glücklich, ja, sie zeigten sich darüber entzückt, daß der Stier ihre Hand beleckte oder ihren Körper berührte, weil sie glaubten, infolge dieser Berührung giengen wunderbare Kräfte auf sie (die Hindu) über. Den Nichthindu ist es verboten, ein heiliges Tier, sei es nun Kalb, Kuh, Stier, Affe oder Pfau, zu berühren. Gegen dieses Verbot habe ich mich in Indien niemals versündiget, aber der erwähnte heilige Stier veranlasste die unfreiwillige, unabsichtliche Übertretung dieses Verbotes meinerseits. Derselbe kam auf seiner Mendikanten- oder Kollektentour auch zu mir und verlangte als Zeichen des Homagiums (der Huldigung), die Darreichung eines Leckerbissens. Da ich frühe morgens, als ich ausging, nicht ahnte, welches Glück mir im Laufe des Tages zuteil werden sollte, versah ich mich weder mit Viehfutter, noch mit Leckerbissen. Ich konnte daher dem huldvoll mir nahenden Hindu-Gott keine Gabe darreichen, was mir einen befremdenden und mißliebigen Blick desselben eintrug. Als er sich entfernte streifte er meine Hand und meine Hüfte, obgleich ich mich so nahe als möglich an die Wand gedrückt hatte. Daß der heilige Stier nicht rachsüchtig, bösartig und heimtückisch war, geht daraus hervor, daß er mich für die ihm von mir verweigerte Huldigung nicht nach Rinderart züchtigte. Wäre es denn zu verwundern gewesen, wenn er mir mit seinen Hörnern einige Püffe versezt, oder sich seines Schweifes als einer Geißel bedient hätte? Gewiß nicht! Doch großmütig ging er an mir vorüber. Die Stiere scheinen überhaupt in Indien nicht lebensgefährlich zu sein und von den Hindu nicht gefürchtet zu werden. In den belebtesten Straßen und engsten Gassen laufen die heiligen Stiere frei herum, sie werden geliebkost und verhätschelt, und selbst eine eigene Leibgarde, die extra für sie erschaffen zu sein scheint, steht ihnen zu Diensten, begleitet sie überall

hin: auf die Weide, die öffentlichen Pläze, in die Tempelhöfe und durch die Straßen. Diese Leibgarde sind Vögel, in der Größe von Elstern, die von den Stieren die Bremsen fernhalten, d. h., wegfangen und aus den Dasselbeulen derselben die Bremsenlarven hervorholen und verzehren. Zu diesem Zwecke fliegen sie von Stier zu Stier, von Kuh zu Kuh, von Kalb zu Kalb, untersuchen jedes Stück ganz genau, wobei sie bald vom Schweif bis zum Kopf des Rindes springen, bald dasselbe im Fluge umkreisen. Die Indier nennen diesen sehr nüzlichen Vogel Heron oder Bokla. Ob dieser Vogel derselbe ist, der in der Naturgeschichte von der Ornithologie Cubhaga genannt wird, kann ich mit Bestimmtheit nicht sagen. Wenn eine Kuhherde auf der Esplanade zu Bombay weidete, oder wenn die Melkkühe des Morgens vor die Milchkunden-Häuser der Stadt geführt wurden, wo sie der Hirt vor den Augen der Hausfrau, des Kochs oder der Köchin molk, saß gewöhnlich auf jeder Kuh ein Bokla.[1])

---

[1]) Ich bemerke hier, daß die Büffelkühe (die gewöhnlichen Milchkühe) ohne jede Ausnahme eine dunkelschwarze Haut und von Natur aus Haare von derselben Farbe haben. Es gibt aber in Indien troz dessen keine behaarten Büffelkühe, da sie am ganzen Leib glatt rasiert werden.

Ich bemerke ferner, daß es in Indien für Kälber, Milchkühe und Stiere keine Stallfütterung gibt, man läßt dieselben entweder frei herumlaufen und für sich Futter suchen, oder man treibt sie auf die der Gemeinde gehörende Weide, wo sie aber Dreiviertelle des Jahres Hunger leiden müssen und nur während 3 Monaten (während der Regenzeit) üppige Nahrung finden. Blos die Arbeitsrinder, die zur Bespannung der Fuhrwerke benüzt werden (sehr oft sind es Zebuochsen, die einen Fetthöcker auf den Schultern haben) füttern die Hindu im Stalle.

Ich bemerke ferner, daß es eine sehr praktische, kluge Einrichtung ist, die Melkkühe (Büffel- und Zebukühe) vors Haus kommen und dort melken zu lassen, weil dadurch der Milchpantscherei aufs sicherste gesteuert ist. Im Süden Frankreichs, namentlich in Lyon und Marseille, werden auch die milchgebenden Eselstuten durch die Straßen getrieben und vor den Häusern, wo man deren Milch begehrt, gemolken.

Freilich verunreinigen die Bokla die Rinder auf Rücken und Kopf, allein diese kleine Unannehmlichkeit wird um des wertvollen Dienstes willen, den sie denselben durch die Befreiung von Bremsen erweisen, in den Kauf genommen. Die heiligen Stiere werden ohnehin täglich aufs prompteste und zwar von den Brahminen gewaschen, und an jenen Tagen, an welchen die Götzenbilder der Pagoden in Milch gebadet werden, waschen die Brahminen die heiligen Stiere mit der gebrauchten Bade-Göttermilch.[1]) Aber diese Stiere

[1]) Die Leibgarde der indischen Rinder scheint mit den Krokodilwächtern nahe verwandt zu sein. Auch diese Leibgarde sind Vögel (pluvianus aegyptius), die mit den indischen Bokla auch äußerlich Ähnlichkeit haben. Der Krokodilwächter lebt in Ägypten an den Ufern des Nil. Er besitzt eine große Zuneigung zum Krokodil, er warnt es durch einen schrillen Pfiff vor Gefahren und reinigt dessen Panzer von Egeln, Insekten und Mollusken (Schaltieren). Die Krokodile nehmen diesen Liebesdienst sehr wohlgefällig und dankbar entgegen; sie vergreifen sich, troz ihrer Gefräßigkeit, niemals an diesen ihren Freunden und Wohltätern. Man muß im Hinblick auf die Krokodilwächter zugestehen, daß die Natur die indischen Krokodile, Gaviale (gavialis gangeticus) stiefmütterlich behandelt hat, denn ich bemerkte weder an den Ufern des Hugli noch des Ganges, wo ich oft Gaviale (ein Krokodil, das eine verlängerte, cylindrische Schnauze hat und, wenn ausgewachsen, 6 Meter lang ist) zu Gesicht bekam, Vögel, die auf dem Panzer derselben hin- und hergerannt wären und dort auf Ungezieferjagd gemacht hätten. Die Gaviale gelten als Raubtiere, die dem Menschen aus dem Grunde nicht gefährlich seien: sie nähren sich von Fischen und in Verwesung übergehendem Fleische; nun befindet sich aber im Hugli und Ganges ein Überfluß von Fischen und Aas, da unzählige Leichname, die ein Hauptnahrungsmittel der Fische sind, in die genannten Flüsse geworfen werden. Ich habe übrigens gehört, es komme nicht selten vor, daß Gaviale lebendiges Fleisch, und zwar gerade frisches Menschenfleisch, für eine Delikatesse halten, und darum solche, die im Hugli oder Ganges baden, ohne Federlesens ergreifen und verschlingen. Das Baden in den erwähnten Flüssen ist nur dann gefahrlos, wenn viele gemeinschaftlich baden und dabei einen Lärm machen; solches fürchten die Gaviale.

wissen es auch, welche Stellung sie im indischen Olymp einnehmen, sie sind durch die tägliche Beobachtung ihrer Behandlung von Seite der Brahminen, durch die ihnen täglich dargebrachte Verehrung und Huldigung, durch die Ehrfurcht und Liebe, die man ihnen gegenüber an den Tag legt, offenbar zum Bewußtsein ihrer erhabenen Würde, ihres hohen Berufes und ihrer Unentbehrlichkeit gekommen; denn ha, wie stolzieren sie einher, mit welcher Eleganz und Grandezza halten sie das Haupt hoch und nehmen die göttlichen Ehrerweisungen in Empfang, die ihnen auf Schritt und Tritt zuteil werden! Als ich die enge Gasse, die zum goldenen Tempel führt, passieren wollte, kam mir ein heiliger Stier entgegen, und ich, der Europäer, der Christ, musste ihm den Weg freimachen, ich musste umkehren und dann den Gözen an mir vorbeimarschieren lassen.

Nun hab ich, bevor wir mit einander, wohlverstanden: ich und der Leser, in das Allerheiligste eintreten, noch etwas zu berichten, was mit besonderen Schwierigkeiten verbunden ist. Mit Stillschweigen kann ich das Etwas nicht übergehen, weil sonst ein wesentliches Moment des Hindu-Kultus nicht zur Sprache gebracht, also nicht zu deiner Kenntnis gelangen würde. Ich weiß wohl: es gibt Dinge, von denen in honneter Gesellschaft nicht geredet werden darf, und ich billige ohne allen Rückhalt diese Sitte und Gewohnheit, aber troz dessen muß ich erwähnen, daß es keine Regel ohne Ausnahme gibt. Was nun Indien, die indische Mythologie, den indischen Gözendienst und die indischen häuslichen Gebräuche anbelangt, so erscheint es vor dem Richterstuhl der strengsten Dezenz und in einem Salon, wo nur guter Ton herrscht, gerechtfertigt und erlaubt, von einer indischen Spezialität extraordinärster Art zu reden, die dort in den höchsten Gesellschaftskreisen und in den feinsten Zirkeln weder Aug noch Ohr, weder Nase noch Etikette beleidigt. Machen wirs also

kurz, um möglichst schnell über das fatale, nach Moschus riechende Etwas hinweg zu kommen!

Wenn du auf dem Land wohnst oder, so du ein Stadtkind bist, bisweilen eine Landpartie unternimmst, so begegnest du auf dem Wege Spuren, die dich auf das Vorhandensein von Rindern schließen lassen. Du weichst solchen Spuren sorgfältig aus, nicht so der Hindu. Er bemerkt jene Spuren mit Wohlgefallen, er fährt darauf los, hebt sie ohne allen Ekel mit den Händen vom Boden auf, damit sie auf dem Weg nicht verunehrt werden, und trägt sie nach Haus. Dort bestreicht er mit denselben den Heerd, den Fußboden der Stube oder des Zimmers, die Türverkleidung und die Wände. Er erneuert mit denselben den Upanga auf seiner Stirne, knetet sie unter das Brod und bedient sich ihrer als Arznei bei vorkommender Krankheit. Ganz ähnlich verwendet er den tropfbar flüssigen Abgang der Rinder. Er benezt mit demselben namentlich Stirn, Brust und Schultern.

In den Pagoden-Kolonnaden werden Gefäße, Platten und Töpfe parat gehalten, damit das dir nun bekannte Etwas nicht auf den Boden fällt und dadurch verunehrt wird. Und schon in den Pagoden findet dasselbe, das bei uns in der Landwirtschaft eine so große Rolle spielt und die Ertragsfähigkeit des Bodens steigert, sogleich seine Verwendung.

Auch im goldenen Tempel ermangelten die heiligen Rinder nicht, das sehnsüchtige Verlangen der Hindu nach dem Etwas zu stillen. Es wurde von den Platten und Töpfen Gebrauch gemacht, und stritten sich die Hindu um das ihnen bescherte Etwas.

Nach dieser kurzen, freilich stark nach dem Kuhstall duftenden Exkursion in die Pagoden-Kolonnade wollen wir endlich das Allerheiligste betreten. Einer der anwesenden Brahminen, der die Opfergaben der Hindu, die in Reis,

Blumen und Geld bestanden, in Empfang nahm, erlaubte mir, über die Schwelle des Allerheiligsten zu schreiten und dasselbe in Augenschein zu nehmen, obgleich ich ihm weder Opfergaben, noch Bakschisch verabreichte. Die ziemlich beschränkte Halle war Kopf an Kopf bis zum Gözenbilde mit Verehrern Schiwas besezt. Viele standen ehrerbietig und in Andacht versunken vor dem Gözenbilde, andere hatten sich auf die Kniee niedergeworfen und streckten ihre Arme und Hände flehentlich bittend dem Gözenbilde entgegen, einige lagen, mit dem Antliz den Boden berührend, vor demselben, seufzten, beteten und weinten. Der Anblick dieser armen blinden Heiden erfüllte mich mit Schmerz und Wehmut. Ich hätte, tief erschüttert über den Wahn und Aberglauben, über die Thorheit und grausige Verirrung dieser Heiden, weinen mögen. Ach, wann wird die Sonne der Wahrheit über dieser Finsternis des Heidenthums aufgehen! Wann wird die Stunde der Erlösung für diese, in Satans Sklaverei schmachtenden Seelen schlagen! Wann wird Schiwas Gözenbild in Trümmer fallen, und über denselben das Kreuz aufgepflanzt werden, das Zeichen der Erlösung, der Versöhnung, der Gnade und des Friedens! Wie viele Gebete steigen zu diesem Zweck täglich in den christlichen Kirchen zum Himmel empor! Wie viele Millionen opfert die Christenheit jährlich zur Bekehrung der Heiden! Wie viele christliche Missionäre verlassen jährlich ihr Vaterland und predigen unter unsäglichen Leiden und Beschwerden, Gefahren und Opfern in heiliger Begeisterung den Heiden das Evangelium! Und der Erfolg von all Dem, die Früchte von all Dem, wo sind sie im Ganzen und Großen? Es leben noch 816 Millionen Heiden auf Erden! Damit ist alles gesagt!

Das Gözenbild des goldenen Tempels ist keine menschenähnliche Figur, sondern ein Sinnbild Schiwas — eine Stein-

säule, diese wird angebetet, zu dieser heben die Hindu Herz und Hände empor, dieser werden Blumen, Reis und Geld geopfert! Aus mehreren Räucherpfannen stiegen Wohlgerüche empor, und erhellten einige Lampen das Allerheiligste. Es duldete mich nicht lange in demselben, ich verließ es mit Grauen und Abscheu und bestieg die Veranda über demselben. Zwei pyramidenförmige Türmchen und eine Kuppel krönen die Pagode. Eines dieser Türmchen und die Kuppel sind mit vergoldetem Messingblech belegt, daher der Name der Pagode: „Goldener Tempel".

Ich habe nun noch von den indischen Felsen- und Grottentempeln, mit denen gewöhnlich Grottenklöster verbunden waren, zu reden. Unter Felsentempeln versteht man: aus dem Felsen gemeißelte, rings vom Felsen losgelöste, freistehende Tempel; unter Grottentempeln aber solche Tschaitias und Pagoden, die im Felsen ausgehöhlt wurden und sich im Felsen selbst befinden. Die Grottenklöster befinden sich alle im Felsen selbst. In keinem Land der Erde gibt es so viele Felsen- und Grottentempel wie in Indien.

Die ältesten Felsen- und Grottentempel stammen aus dem III. Jahrhundert vor Christus. Sie verdanken ihren Ursprung dem Buddhismus. Sehr viele derselben zeichnen sich durch eine reiche, phantastische, überladene Ornamentik und eine vollendet schöne Politur selbst des härtesten Steines, namentlich des Granites, aus. Später traten die Anhänger der buddhistischen Dschainasekte und die Brahmanen in die Fußtapfen der Felsen- und Grotten-Tempel-Erbauer und errichteten bis ins XII. christl. Jahrhundert solche Kunstwerke der Architektur.

Die indischen Felsenaushöhlungen haben einige Ähnlichkeit mit den römischen Katakomben, doch unterscheiden sich jene von diesen durch zwei Merkmale: 1. waren die Katakomben infolge der Blutbefehle römischer Kaiser gegen die

Christen ausgehöhlt oder, da viele derselben schon vorher als Sandgruben von den Römern ausgegraben worden waren, erweitert worden. Die römischen Katakomben dienten den verfolgten Christen als Zufluchts- und Begräbnisstätten, während die Grottentempel und Klöster der Indier der kapriziösen Sucht derselben: Originelles, Außergewöhnliches und Erstaunliches hervorzubringen, und der ungeheuerlichen Phantasie derselben ihre Entstehung verdanken. Die indischen Grottentempel und Klöster waren nicht Zufluchtsstätten, Verstecke und Schlupfwinkel verfolgter Brahmanen und Buddhisten, sondern originelle Luxusbauten, da die gewöhnlichen Tempel und Klöster dieselben nicht mehr befriedigten. Blos einige wenige Grotten, z. B. auf der Insel Salsette, mögen den Zweck gehabt haben, den von den Brahmanen hartbedrängten Buddhisten als Zufluchtsstätten zu dienen; 2. waren die römischen Katakomben räumlich viel ausgedehnter, aber, was Kunst und Schmuck betrifft, bei weitem weniger hervorragend als die Grottentempel und Klöster der Indier. Wollte man noch ein drittes Unterscheidungsmerkmal anführen, so müßte man sagen: die römischen Katakomben sind — sofern sie nicht von den heidnischen Römern als Sandgruben ausgehöhlt worden waren — von den Zunft- oder Innungsgenossen der christlichen Fossoren hergestellt worden, die entweder blos um Gotteslohn oder um einen geringen Taglohn in denselben arbeiteten, während die indischen Grottentempel und Klöster von zahllosen Sklaven hergestellt wurden.

Die Decke der Felsen- und Grottentempel ist entweder gewölbt oder flach, im ersten Falle wird sie durch Wandpfeiler oder Pilaster, im zweiten durch Säulen gestützt, die man aus dem Felsen als Monolithe herausmeißelte und architektonisch behandelte. Sockel, Kapitäle, Konsole, Architrave, Kragsteine, Gebälk, Gesimse, Gurten, Friese,

Rippen, kurz: alles ist aus Stein gemeißelt. Die Wände und Nischen sind entweder spiegelglatt poliert oder mit mythologischen Darstellungen oder sonstigem dekorativen, ornamentalen Beiwerk überladen.

Auf der Insel Salsette bei Bombay erhebt sich in beträchtlicher Höhe und Ausdehnung ein Gebirgszug, in welchem sich ein wahres Labyrinth von buddihstischen Tempeln und Klosterzellen befindet. Im Jahre 221 vor Christus wurde, laut einer Inschrift, die Ausmeißelung der Grotten von Kanheri begonnen, und erst im VII. Jahrhundert vollendet.

Es kann natürlich weder meine Absicht, noch meine Aufgabe sein, die vielen, fast zahllosen Felsen- und Grotten-Tempel Indiens zu beschreiben, doch halte ich mich, im Hinblicke auf den Titel dieses Buches, für verpflichtet, jene Felsen- und Grottentempel, die ich besichtigte, einer kurzen Beschreibung zu unterziehen. Ich nahm folgende Felsen- und Grottentempel in Augenschein:

1. Den Grottentemepel auf der Insel Elephanta,
2. „ „ von Karli,
3. die Grotten- und Felsentempel zu Ellora und
4. den Makaw-Grottentempel auf der Insel Salsette.

1. Der Grottentempel auf der Insel Elephanta.

Elephanta ligt im Golf von Bombay, ein Dampfer erreicht dieses kleine Eiland in einer Stunde. Sein Umfang beträgt blos 6 Kilometer, und besteht dasselbe aus einem einzigen Berg, der von vielem Gestrüpp und wenig größeren Bäumen bewachsen, und dessen Gipfel mit 2 Kuppen gekrönt ist. Seinen Namen hat es von einem mächtigen, in Stein ausgehauenen Monumente — einem Elephanten —

der an der Meeresküste, unterhalb des Grottentempels gleichsam auf Wache stand, erhalten. Das riesige Monument ist längst zerfallen, und blieben die Bruchstücke desselben viele Jahre am Strande liegen; anno 1864 haben die Engländer dieselben sammeln und in dem Viktoria-Museum zu Bombay wieder zusammenfügen lassen.

Die Eingebornen nennen die Insel Gaurapuri, d. h. Stadt der Höhlen.

Eine breite, steinerne Treppe führt den Berg hinan, der gegen 70 Meter hoch sein mag, und ein, mit großen Steinen gepflasterter Weg zu den Grottentempeln. Dieser Grottentempel und einige Grabkammern — in zweien derselben stehen noch die Steinsarkophage — sind im Berge ausgemeißelt. Es schien mir, der Berg bestehe aus Sandstein, der mit vielem Glimmer vermengt ist, andere halten das Gestein für Thonporphyr, und wieder andere für Trapp, so viel ist jedoch gewiß, daß der Stein ziemlich weich ist, sich ohne große Mühe bearbeiten läßt und leicht verwittert. Es ist nicht Eine Säule, Ein Pfeiler, Eine Figur gut erhalten, ja einige Säulen hat die Zeit ganz zerstört, ihre Bruchstücke liegen da und dort an deu Wänden oder in einem Winkel.

Die ganze Länge des ausgemeißelten Raumes vom Eingang bis zu dem, ihm gegenüber liegenden Ausgange beträgt 40 Meter und die Höhe 4—6 Meter. Die wechselnde Höhe rührt von der Unebenheit sowohl des Bodens als der Decke her. 36 kurze, gedrungene Säulen, die eine quadratische Basis und ein Pfühlkapitäl haben, und 16 Pilaster tragen die Decke. Die Wände sind mit 40 bis 50 mythologischen Figuren verziert. Die merkwürdigste dieser bildlichen Darstellungen ist die riesige, gegen 6 Meter hohe Trimurti-Figur in Relief. Sie ist ein Brustbild mit 3 Köpfen. Dieses merkwürdige Bild, das 7—800 Jahre

alt ist, trägt eine Inschrift, die nach Lassans Angabe (Indische Altertumskunde IV. 870.) also lautet: „Verehrung dem Rudra (Schiwa), dem Hari (Wischnu), dem Brahmâ und dem höchsten Geiste (paramatman).“ Aus diesen Worten geht hervor, daß die Brahminen beabsichtigten, durch die Lehre von der Trimurti die Schiwaiten und Wischnuiten mit einander zu vereinigen, Schiwa, Wischnu und Brahmâ zu einer höchsten Gottheit, in eine göttliche Einheit zu verschmelzen und den komplizierten Kult Schiwas, Wischnus und ihrer Gemalinen in ein Simultaneum umzugestalten. Dieses Bild auf Elephanta ist eines der wenigen Trimurti-Darstellungen aus so alter Zeit — der Grottentempel zu Elephanta stammt entweder aus dem XI. oder XII. Jahrhundert nach Christus.

Der Zweck der von den Brahminen aufgebrachten Trimurti-Lehre erhellt aus einer Inschrift Viruparas, Königs von Vigajanagara; dieselbe bezeugt, daß in der lezten Hälfte des XV. Jahrhunderts dort (in Vigajanagara) der Versuch gemacht worden, aber mißlungen sei, durch Aufstellung einer, über Schiwa und Wischnu stehenden Gottheit, die Schiwaiten und Wischnuiten mit einander zu vereinigen. So berichtet Lassen am angeführten Orte.

Eine andere merkwürdige mythologische Darstellung im Grottentempel zu Elephanta ist die sogenannte Hochzeit Schiwas. Eine phantastische Krone und ein ovaler, mächtiger Nimbus zieren Schiwas Haupt; beide Hände und das rechte Bein desselben sind abgebrochen. Neben ihm steht Parwati, Schiwas Gemalin, mit abgebrochenen Armen und Beinen. Über die Persönlichkeit der anderen 4 Figuren, die Schiwa und Parwati umgeben, streiten sich die Indologen, die meisten nehmen an, die Person links von Schiwa seie Brahmâ, jene rechts von Parwati deren „Kranzeljungfer“, und die 2 Figuren im Hintergrunde stellten den Mondgott

und Wischnu dar. Nun, ich denke, wir, der Leser und ich, lassen uns deßwegen keine grauen Haare wachsen, weil wir uns über die Identität dieser Figuren keine Gewißheit verschaffen können.

Ein von der englischen Regierung angestellter Sipahi führt die Aufsicht in diesem Grottentempel und begleitet die Besucher desselben mit einer brennenden Fackel. Derselbe spricht englisch und verlangt selbstverständlich ein Trinkgeld für die Begleitung und Beleuchtung, allein er ist durchaus nicht imstande, irgend einen Aufschluß über das Alter und die Schicksale des Grottentempels zu geben oder die bildlichen Darstellungen zu erklären — eine große Rücksichtslosigkeit, welche die englische Regierung sich gegen die Besucher von Elephanta zu Schulden kommen läßt. Der Reisende erwartet, und gewiß mit allem Recht, daß die englische Regierung den von ihr angestellten Kustos des Grottentempels in den Stand sezt, einen Aufschluß über Alter, Schicksale und Bedeutung der bildlichen Darstellungen desselben zu geben; sie dürfte demselben blos ein Broschürchen von 5—6 Seiten übergeben, womit dem erwähnten Übelstande abgeholfen wäre.

Ich hatte gelesen und gehört, der Grottentempel Schiwas auf Elephanta seie ein von den Hindu fleißig besuchter Wallfahrtsort, ich fand aber keinen einzigen Pilger dort, obgleich das Wetter sehr schön war.

Da, wie weiter oben bemerkt worden, ein breiter, über Stufen zum Gipfel des Berges hinanführender Weg den Fremden zur Besteigung desselben einladet, und die Aussicht sehr lohnend sein soll; entschloß ich mich, die kurze Strecke bis zum höchsten Punkt zurückzulegen, um mir dort den herrlichen Anblick des Golfes von Bombay, der Inseln Colaba, Bombay, Salsette, Trombay, Karanjah und der Gestade des Festlandes zu verschaffen. Doch kaum war ich

einige Meter emporgestiegen, so hörte ich rechts und links im Gebüsche rascheln. Ich stand still, horchte und spähte rings umher. Da schossen, gerade vor mir, 2 Schlangen über den Weg, jede mindestens 2 Ellen lang. Sollte ich meinen Marsch fortsezen? Ich hatte zur Verteidigung keine andere Waffe in der Hand, als einen Sonnenschirm, und mit diesem wäre ich außerstand gewesen, mein, im höchsten Grad bedrohtes Leben zu schüzen. Es wäre also thörichte Vermessenheit und tollkühne Waghalsigkeit gewesen, um den Preis eines Vergnügens, einer brillanten Aussicht, mich der Gefahr auszusezen, von einer Brillenschlange gebissen, d. h. getötet zu werden. Ich trat also den Rückweg an, bestieg die Barke und schiffte nach Bombay.

Ich kann nicht umhin, 2 Schwindeleien zu erwähnen, deren sich unsere 4 Schiffer mir gegenüber schuldig machten. P. Rive hatte morgens mit unseren 4 Schiffern den Preis für die Fahrt nach Elephanta — hin und zurück — vereinbart. Ich fuhr sodann um 11 Uhr mit P. Künzler und einem Laienbruder nach der erwähnten Insel. Als wir nun, nachts halb 10 Uhr, von dort zurückgekehrt waren, verlangten die Schwindler das Doppelte des vereinbarten Betrags unter dem Vorgeben, der stipulierte Preis habe sich blos auf die Hin=, nicht aber auch auf die Rückfahrt bezogen — ein barer Unsinn und eine freche Lüge! Da die Strolche an einem menschenleeren Landungsplaze angelegt hatten, blieb uns nichts übrig, als den doppelten Preis zu bezahlen. Nicht der Verlust der paar Rupien hat mich damals tief geschmerzt, sondern das beschämende Bewußtsein, von geldgierigen und verschlagenen Asiaten über die Ohren gehauen worden zu sein.

Als wir Elephanta erreicht hatten, hielten die Schiffer an einer seichten Stelle an und riefen 6 Hindu mit dem Bedeuten herbei, uns in Empfang zu nehmen und ans

Land zu tragen, obgleich sich in der Nähe ein Landungsdamm befand, wo sie sehr wohl hätten anlegen können. P. Künzler und der Laienbruder ließen sich willig ans Land tragen, ich aber zog die Stiefel und Socken aus, stülpte die Hosen auf und watete ans Land. Vor unserer Abfahrt befahl ich nun den 4 Schwindlern, ihre Barke an den Landungsdamm zu rudern und uns dadurch das Einsteigen ohne Bezahlung eines Bakschisch zu ermöglichen. Sie gehorchten widerwillig und verdrossen. Die Hindu halten eben einen jeden Europäer für einen steinreichen Engländer und rechnen es sich zum Verdienste an, dessen Börse zu erleichtern. Bei den wirklichen Engländern mögen die von den Hindu ergriffenen Repressalien allerdings wohl am Plaze sein, da jene Indien unbarmherzig brandschazen, aber ein ehrlicher Deutscher, der als Reisender sein eigenes, sauer verdientes Geld verzehrt, ist sicherlich nicht verpflichtet, für die Engländer Restitution zu leisten. Ich hielt darum in Indien stets die Hand fest auf meiner Börse, doch zahlte ich gern, was man mit Recht von mir fordern konnte.

2. Der Grottentempel von Karli.

Die Jesuiten in Bombay, deren mir erwiesene Gastfreundschaft ich nicht genug anerkennen und rühmen kann, gaben mir ein Empfehlungsschreiben an P. de Monte in Lanowlee mit, in welchem sie denselben ersuchten, mich nach Karli zu begleiten. Lanowlee ist eine Station der Eisenbahn, die von Bombay über Puna nach Madras führt. Der genannte Pater nahm mich sehr freundlich und wahrhaft amtsbrüderlich auf und erklärte sich bereit, mich auf der Tour nach dem Grottentempel zu Karli, der 2 Stunden von Lanowlee entfernt ist, zu begleiten. Des andern Tags

fuhren wir auf einem zweirädrigen Ochsenkarren, dem gewöhnlichen indischen Fuhrwerk, zuerst auf einer guten, auf beiden Seiten mit Banianenbäumen besezten Straße, dann auf einem holprigen Feldweg und schließlich über ein breites, aber wasserloses Flußbett, an den Fuß des steil sich erhebenden Gebirges, in welchem der Grottentempel von Karli ausgehöhlt ist. In dem Flußbett, das wir zu Fuß passierten (zur Regenzeit toßt ein Gebirgsbach von den steilen Bergwänden herab und schwillt, durch viele Zuflüsse vergrößert, zu einem reißenden Flusse an, der zum Quellengebiete der Kistna, auch Krischna genannt, gehört), fanden wir sehr hübschen Jaspis, Achat, Carneol und Bergkrystall. Das Vaidurja-Gebirg erhebt sich steil auf der rechten Seite des Flußbettes und erreicht die respektable Höhe von 1107 Meter. Ein schmaler Fußpfad führt zum Grottentempel empor, der 771 Meter über dem Meeresspiegel ligt. Am Fuße des Berges kamen uns Bewohner des armseligen Dorfes von Karli entgegen, die sich als Führer anboten. Wir gaben ihnen, da sie sehr jämmerlich aussahen, einige Annas, lehnten aber ihre Führerschaft ab. Mühselig kletterten wir auf dem steilen Pfad empor und erreichten nach 30 Minuten das altersgraue Wachthaus, das den Vorhof des Tempels abschließt. Als wir diesen Vorhof betraten, bewillkommte uns ein Trupp Hindu mit einer heidenmäßig schönen Musik — natürlich gegen Trinkgeld.

Rechter Hand, unmittelbar vor dem Grottentempel, ist eine kleine, dem Schiwa geweihte Pagode. Ich gab mir den Anschein, als wollte ich das Innere derselben besichtigen; da trat der Brahmine mit aufgehobenen Händen vor mich hin und bat mich flehentlich, dieses Heiligtum nicht zu entweihen. Zur Prüfung seiner Redlichkeit und Standhaftigkeit bot ich ihm ein Pfund Sterling in Gold, sofern er mir erlaubte, die Pagode zu betreten und das in derselben aufgestellte

Götzenbild genau zu besichtigen. Die uns umstehenden Hindu sahen bald mit geldgierigen Blicken das glänzende Goldstück, bald mit gespannter, fragender Physiognomie den Brahminen an, dem man den inneren Kampf zwischen Pflicht und Habsucht in dieser schweren Versuchung deutlich aus den Mienen las. Zögernd und mit schwerem Herzen sagte er, nach errungenem Sieg: «I assure you, it must not be,» d. h.: Ich versichere Sie, es darf nicht sein.

Keiner der anwesenden indischen Karlisten und Troglodyten (Höhlenbewohner) war imstand, uns beim Besuche des Grottentempels als Cicerone (Führer) zu dienen, die mythologischen Darstellungen zu erklären oder über das Alter des Tempels Aufschluß zu erteilen — gewiß ein ihrer geistigen Impotenz ausgestelltes schmähliches Armutszeugnis. Man sollte meinen, da ja die Not erfinderisch macht, sie würden sich ohne Zweifel zu sachkundigen Führern herangebildet haben, die sich, bei dem zahlreichen Besuch des Tempels durch Fremde und durch instruktive Führung derselben, per Jahr ein erhebliches Einkommen verschaffen könnten. Die englische Regierung oder das archäologische Amt (die archaeological survey) hätte ohne allen Zweifel einige der, in den Höhlen beim Grottentempel wohnenden Hindu durch die Verfassung und Herausgabe eines geeigneten Touristen-Guide (Fremdenführers) befähigen sollen, über den höchst merkwürdigen, interessanten Tempel Aufschluß geben zu können, denn nicht jeder Fremde besitzt den, Indien betreffenden Band der: «handbooks for travellers» von J. Murray, oder: „das alte Indien“ von Peter van Bohlen, oder: „Indische Altertümer“ von Christian Lassen, oder: „Indien in Wort und Bild“ von Emil Schlagintweit, oder ähnliche Werke, in denen er sich Rats erholen kann.

Linker Hand von der Eingangspforte der Vorhalle erhebt sich eine circa 12 Meter hohe, sechzehnkantige Säule,

die aber offenbar verstümmelt ist, denn der Schaft sizt ohne Basis und Sockel auf den Steinplatten der Tempelfaçade. Das Kapitäl gleicht einer umgestürzten Tasse oder einem abwärts gekehrten Blumenkelch. Auf dem Kapitäl ist ein quadratischer, kanelierter Aufsaz (Halsstück) und über diesem ein viergliedriger Träger, auf welchem 4, mit dem Hinterteil aneinander gestellte Löwen stehen. Diese Säule trägt eine Inschrift, die besagt, daß der Häuptling Agnimitra, Sohn des Großkönigs Bhoti, diese Sinhastambha (Löwensäule) geschenkt habe. Die Indologen schließen nun aus der altindischen Schrift, daß die s. g. Löwensäule frühestens aus dem III. oder spätestens aus dem IV. Jahrhundert nach Christus stammen müsse. In einer der vielen Grotten, die sich ganz nahe bei dem Tempel befinden, hat man eine Inschrift entdeckt, die dem Fürsten von Andhrabhritja, namens Pudumavi, nachrühmt, er sei ein Beschüzer der Mönche von Karli gewesen. Pudumavi regierte aber im III. nachchristlichen Jahrhundert. Diese Anhaltspunkte berechtigen zu der Annahme, daß der Grottentempel im III., IV. oder V. Jahrhundert nach Christus entstanden sein müsse.

Die Façade der Vorhalle des Tempels hat sehr durch den nachteiligen Einfluß der Witterung Not gelitten; der rechte Teil derselben und 2 Pfeiler der oblongen Lichtöffnungen sind gänzlich zerstört. Der Portikus, der eine Höhe von circa 48 Meter hat (ich habe nirgends die wirkliche Höhe desselben sowie jener des Tempels bis zum Scheitelpunkt des Gewölbes angegeben gefunden, und in Karli selbst konnte ich nicht mit dem Meter, sondern nur mit den Augen approximativ messen), ist reich verziert. Die mythologischen Darstellungen sind, rechts und links, durch 3 Gallerien von einander getrennt. Zwischen den Gallerien und den Bildwerken befindet sich aber kein durchlaufender Gang, weßwegen es richtiger ist, die scheinbaren Gallerien als regelmäßig geglie-

dertes Geländer zu bezeichnen. Die unterste Abteilung der linken Seitenwand ruht auf 3 mächtigen Elephanten. Die Felder zwischen den 3 Geländern sind mit Bildern Buddhas und buddhistischer Heiligen (Tirthankaras) geschmückt. Im zweiten und dritten Feld sind, mit hufeisenförmigen Bögen gekrönte Nischen, in welchen ehedem wahrscheinlich buddhistische Heilige standen.

Die eigentliche Tempelfaçade hat 3 Tore, von denen aber das rechte und linke zugemauert sind. Über jedem Tor ist eine hufeisenförmige Wölbung, die scheinbar von kubischen Kragsteinen getragen wird. Die halbkreisförmige Wölbung über dem Tor in der Mitte ist dreimal so groß als jene über dem rechten und linken. Oberhalb und zwischen diesen 3 Wölbungen befindet sich eine wirkliche Gallerie, die ehedem den Sängern und Musikern als Standort diente. Damit das Tageslicht den Grottentempel erhellen kann, ist das Gestein oberhalb der Gallerie und an der Vorderseite des Tempelgewölbes hinweggemeißelt worden.

Der Grottentempel hat die Form einer christlichen Basilika. Er besteht aus 3 Schiffen und einem Chor oder einer Absis. Das Mittelschiff ist von den Seitenschiffen durch 30 Säulen und von dem Chor durch 7 Säulen getrennt. Eine jede der 30 Säulen ruht auf einem in 4 Absätzen sich verjüngenden Sockel. Auf diesem ligt eine abgestumpfte Kugel, und über ihr erhebt sich der achtkantige Schaft, der ein glockenförmiges Kapitäl hat und mit 4 Kragsteinen als Trägern abschließt. Auf dem obersten Kragstein kniet ein Elephant, und sizen gewöhnlich 2 Figuren, in der Regel eine männliche und eine weibliche, auf dem Rücken des Elephanten.

Über dem Mittelschiff erhebt sich ein hufeisenförmiges Gewölbe, das aber mit Theakholz verkleidet ist, d. h. durch Bogen oder Rippen gestüzt wird, eine Vorsichtsmaßregel, deren Anwendung durch die zu befürchtende Verwitterung des

Gesteines geboten war. Die Seitenschiffe haben eine ebene Steindecke.

Vor der Absis erhebt sich der Stupa, Goga oder Dagop, der Heiligenschrein, der aber massiv aus Stein gemeißelt ist und keine Reliquien enthalten soll. Dieser Stupa hat die Form eines kolossalen, umgekehrten Eierbechers. Über ihm erhebt sich auf einem hohen Stützpunkt der übliche Schirm, der buddhistische Tschata, der aus Theakholz besteht.

Das Mittelschiff ist 38½ Meter lang und fast 29 Meter breit; ich maß die Länge und Breite des Mittelschiffes mit Schritten, die erste beträgt 50 Schritte und die zweite 10 Schritte.

Der Anblick dieses Grottentempels ist wahrhaft großartig, und stehen alle Teile desselben in vollkommener Harmonie mit einander — Hauptschiff und Seitenschiffe, Schiffe und Absis, Säulen und Gewölb. Wie schade, daß dieser prachtvolle und kunstreiche Tempel während Jahrhunderten dem Aberglauben diente und seit drei Jahrhunderten keine Verwendung mehr findet — er ist ein Dankmal der indischen Architektur und eine archäologische Rarität.

Schlagintweit fällt in seinem öfters zitierten Werke, I. 67, folgendes Urteil über den Tempel von Karli: „In Totaleindruck und Ausführung ist dieser Tempel der schönste aller indischen Felsenbauten und reiht sich den großartigsten Kunstwerken mittelalterlicher Gothik an.“ Den zweiten Teil dieser Sentenz möchte ich freilich nicht unterschreiben. Lassen spricht sich in seinem ebenfalls schon öfters zitierten Werke über den Karli-Tempel also aus: „Dieses Felsen-Kaitja ist hinsichtlich der harmonischen Verhältnisse der einzelnen Teile desselben und der Vortrefflichkeit der Ausführung entschieden von allen das schönste; ein Vorzug desselben ist der, daß der dhatugopa so gestellt ist, daß das volle Licht auf ihn fällt.“ (IV. 856.) Ich muß übrigens bemerken, daß weder

Emil Schlagintweit, noch Christian Lassen Indien aus eigener, persönlicher Anschauung kennen gelernt, sondern blos durch Studium von Büchern anderer Schriftsteller sich ein Bild von jenem Land verschafften und darauf ihre Urteile über dasselbe gründeten. Es wird sich deßwegen niemand darüber wundern, daß ihre Angaben bisweilen unzuverlässig sind, und ihr Urteil öfters unrichtig ist. Aus dem angeführten Grund läßt es sich auch erklären, aber dennoch nicht rechtfertigen, daß E. Schlagintweit die berühmtesten Felsen- und Grottentempel von Ellora in seinem zweibändigen Werke: „Indien in Wort und Bild“ mit keiner Silbe erwähnt, ja daß nicht einmal der Name Ellora, der sonst jedem Indologen sehr geläufig ist, in demselben vorkommt. Alle Bücher der Welt, alle Abbildungen, Grund- und Aufrisse ersezen die eigene Anschauung und Erfahrung nicht und werden Ansichten, die man sich blos aus Büchern gebildet hat, sich sehr oft als Phantome erweisen. Etwas ganz Anderes ist es: längst geschehene Begebenheiten oder im Altertum bestandene Einrichtungen, Verhältnisse und Zustände aus den vorhandenen schriftlichen Urkunden erheben und dieselben, nach vorausgegangener gewissenhafter Prüfung, veröffentlichen, und: noch gegenwärtig Bestehendes und Vorhandenes, namentlich Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten, wahr und klar darstellen und schildern — das Zweite kann nur derjenige, der das zu beschreibende Land bereist hat.

Im Vorhofe des Grottentempels führt links eine Treppe zu den Zellen der ehemaligen buddhistischen Wihara. Dieselben bilden 2 Stockwerke und sind quadratisch ausgemeißelte Kammern. Vor denselben befindet sich, im ersten und zweiten Stockwerk, eine geräumige Versammlungshalle.

3. Die Felsen- und Grottentempel zu Ellora.

Ellora ist von Nandgaum, einer Station der „Großen indischen Peninsularbahn", 40 englische Meilen (13 1/3 Stunden) entfernt. (Die Distanz zwischen Bombay und Nandgaum beträgt 178 englische Meilen oder 59 1/3 Stunden.) Von Nandgaum nach Ellora gelangt man entweder zu Pferd oder per Ochsenfuhrwerk. Sehr reiche Leute mögen sich des Palankins bedienen. Die 30 Felsen- und Grottentempel befinden sich in einem, eine Stunde langen und mit dem Uggajanta-Gebirg zusammenhängendem Berge, der aus Granit besteht und im Quellengebiet des Godaveri-Flusses ligt. Behufs der Herstellung dieser Felsen- und Grottentempel wurde der halbmondförmige Berg fast ganz ausgehöhlt.

Die Felsentempel, die aus dem Granit herausgemeißelt sind, stehen ganz frei, sie sind vom Berg abgelöst und wurden alle Teile derselben: Wände, Gewölbe, Säulen, Pfeiler, Gesimse, Figuren, Ornamente — kurz — alles aus dem Granit gemeißelt. Viele Flächen und Figuren der Felsen- und Grottentempel sind spiegelglatt poliert, und manche Darstellung legt beredes Zeugnis von der wunderbaren Kunstfertigkeit, der unübertrefflichen Meisterschaft und dem erstaunlichen Fleiße der Baumeister und Bildhauer ab, welche diese berühmten Denkmäler der Architektur und Plastik geschaffen.

Dieselben gehören verschiedenen Zeitperioden an und verdanken den Buddhisten und Brahmanen sowie der buddhistischen Dschainasekte ihren Ursprung. Die ersten 10 südlich gelegenen, tragen buddhistischen, die 14 folgenden brahmanischen und die nördlich gelegenen 6 gemischten Charakter, der dieselben als buddhistisch-brahmanische oder als Denkmäler

der Dschainasekte kennzeichnet; auch die Dschainatempel und Grotten tragen keinen reinen Charakter, sondern den der Vermengung mit buddhistisch-brahmanischen Merkmalen. Ich beschränke mich, da ich mich unmöglich ins Detail einlassen kann auf die Hervorhebung dieser und jener Merkwürdigkeit.

Der Haupttempel der Buddhisten heißt: Wiswakarma, weil die Hindu glauben, er seie von dem Baumeister der Götter, Wiswakarma, ausgemeißelt worden. Sie schreiben ihm ein Alter von 7900 Jahren zu. Laut einer anderen indischen Sage sollen die Tempel Elloras von den Söhnen des mythischen Pandu-Königes in einer einzigen Nacht, die aber ein ganzes Jahr währte, ausgemeißelt worden sein. Es ist höchst auffallend, daß sich die Zeit der Entstehung so großartiger, ans wunderbare grenzender Werke durchaus nicht bestimmen läßt. Es gibt hierüber keine einzige zuverlässige, glaubwürdige Urkunde. Einige Indologen sind der Ansicht, die Felsen- und Grottentempel Elloras seien im IV. und V. Jahrhundert entstanden, während andere deren Herstellung dem Radscha Eel, der ein Zeitgenosse des Schah Momin Arif war, zuschreiben; dieser Annahme zufolge wären sie erst im X. Jahrhundert entstanden. Es ist immerhin möglich, daß bei den sorgfältigen Untersuchungen, denen die Indologen die Baudenkmäler Elloras unterwerfen, noch die Zeit des Ursprungs dieser merkwürdigen Monumente der indischen Architektur festgestellt werden kann.

Der merkwürdigste der in Frage stehenden Tempel ist die sogenante Kailasa-Pagode. Sie ist dem Schiwa geweiht, welcher auf dem, der Mythe angehörenden Berge Kailasa residierte. Man betritt zuerst eine Vorhalle, die 42 Meter breit und 27 Meter tief ist. Aus dieser gelangt man in eine 75 Meter lange und 45 Meter breite Säulenhalle, die das eigentliche Heiligtum, das Allerheiligste umgibt. Dasselbe steht unter freiem Himmel, wird von 42 kolossalen

Elephanten getragen und findet seinen Abschluß in einer Pyramide, die 27 Meter Höhe erreicht und mit Bildwerken reich verziert ist. Das Innere ist 31 Meter lang und 17 breit und enthält ein riesiges Bild Schiwas. Der Kailasa-Tempel verdient vollauf „brahmanisches Pantheon" genannt zu werden, denn er enthält nicht nur die bildliche Darstellung aller Mythen, die sich auf Schiwa und Wischnu beziehen, sondern zahllose Götter und Göttinen, Halbgöter und Genien. Sehr interessant und künstlerisch ausgeführt ist in demselben ein ganzer Cyklus von Darstellungen aus dem Mahabharata und Ramayana. Dieser Tempel schließt überdies Seen, Obelisken und Nebengrotten in sich.

Ich war wirklich überrascht, in diesem Tempel einen alten Bekannten zu treffen — den famosen Hanuman — dessen Heldentaten der staunenden Nachwelt in mehreren effektvollen Tableaux vor Augen gehalten werden.

Die Tempel Indrasabha (Versammlungshalle des Gottes Indra), Dhumarlena, Ravanaka, Lanka, Parasurama, Dschagannath u. s. w. enthalten so viele Säulen und Figuren und sinnbildliche Darstellungen, daß eine Woche kaum hinreichen dürfte, alle zu zählen. Im Wiswakarma-Tempel ziehen sich z. B. 3 Friese an den Wänden hin, die zahllose mythologische und symbolische Bildwerke enthalten. Vom Elephanten bis zur Lotusblume, von den Riesenstatuen Buddhas bis zu den Balakhiljas (Zwergdämonen, die blos einen Daumen groß sind und durch die Luft fliegen) ist alles mit der größten Ackuratesse, anatomisch richtig und gewöhnlich ohne frazenhafte Verzerrung, die sonst in den Pagoden die Regel bildet, dargestellt. Die Säulen haben, nur mit wenigen Ausnahmen, ein Pfühlkapitäl, einen kurzen Schaft und einen vierkantigen Sockel. Sehr häufig ist der Schaft gerippt oder kaneliert, und befindet sich unterhalb des Kapitäls eine bauchige oder einem abgestumpften Ei ähnliche

Ausweitung, die mit 4 abwärts gekehrten Blättern oder mit Arabesken ornamentiert ist. Bisweilen ist an der Decke, zwischen 4 Architraven, eine hübsche, aus Blättern gebildete Rosette angebracht. Ich fürchte, den Leser zu ermüden, wenn ich über diese Tempel Elloras noch mehr als bisher geschehen, anführe; ich bitte denselben deßwegen, mich zu den Makaw-Caves (Caves ist ein englisches Wort, das auf deutsch Höhlen heißt und Käfs ausgesprochen wird) zu begleiten.

4. Die Makaw-Caves auf der Insel Salsette.

Als ich Bandora auf Salsette besuchte, versprach mir der Superior des dortigen Waisenhauses, P. Theodor Hauser, ein Badenser, also ein Landsmann, mich, nach 8—14 Tagen, auf der Tour nach den berühmten Grotten zu Kanheri, 2 Stunden von der Station Bainder oder Deisser, auf Salsette gelegen, zu begleiten. Als ich, um diese Tour zu machen, nach 8 Tagen wieder nach Bandora kam, traf ich P. Hauser nicht mehr dortselbst, weil er als Superior nach Puna versezt worden war. Scholastikus Eckert, dessen Nachfolger, erbot sich jedoch, mich beim Besuche von Caves — wenn auch nicht gerade jener von Kanheri — zu begleiten. Als Grund, warum die genannten Caves nicht, wenigstens damals nicht besucht werden konnten, gab er an, daß ein fast undurchdringliches Dickicht von Dornengestrüpp, von Stachelpalmen, Kaktus und Aloë die Erreichung der Caves auf dem Wege von Bainder oder Deisser aus bereits unmöglich mache. Er erwähnte aber noch einen andern Grund, der den Besuch der Caves von Kanheri als absolut lebensgefährlich erscheinen ließ, er sagte: „Laut zuverlässigster Mittheilung haben sich in jüngster Zeit die giftigen Schlangen, namentlich die cobrae de capella oder najae, in der Umgebung der Kanheri-

Caves so sehr vermehrt, daß es tollkühn wäre, sich in ihren Bereich zu wagen. Allein es bleibt noch ein anderer, ebenso fataler Umstand zu bedenken: es verlautet nämlich mit aller Bestimmtheit, und berichteten selbst die Zeitungen Bombays, daß die ganze Umgegend der Kanheri-Caves durch Tiger in höchstem Grade unsicher gemacht werde, daß erst in lezter Zeit mehrere Menschen von denselben zerrissen worden seien, und daß der Besuch der genannten Caves den Touristen ernstlich widerraten werden müsse. Diese Nachrichten sind kein Schreckschuß, kein blinder Lärm und keine Zeitungsenten, sondern durchaus zuverlässig. Wie wollten wir uns, da wir ohnehin keine Waffen besizen, wir zu zweit, in dem dichten Gestrüppe gegen Tiger und Brillenschlangen verteidigen und schüzen! Es wäre von uns eine unverzeihliche Verwegenheit, und hieße, mit unserem Leben ein unverantwortliches Spiel treiben, wenn wir uns der augenscheinlichsten Lebensgefahr aussezen würden. Ich mache Ihnen daher den Vorschlag: die Makaw-Caves zu besuchen, zu denen man, wie ich wenigstens gehört habe, gefahrlos gelangen kann." Meines Amtsbruders Gründe leuchteten mir sehr wohl ein, da ich positiv wußte, daß die jährliche Menschen-Verlustliste, die sich auf die Tötung von Hindu und Fremden durch Schlangen und wilde Tiere, namentlich durch Tiger, Löwen, Panther, Leoparden, Rhinocerose, Bären, Hyänen, wilde Elephanten, Wildschweine, Gaviale (Gangeskrokodile) bezieht, ihre Angaben nicht aus der Luft, sondern aus dem Leben griff. Ich wußte, daß in den 3 Jahren 1867—1869 38.218 Menschen in Indien durch giftige und reißende Tiere ums Leben gekommen waren.*) Ich entschloß mich daher, ohne langes Bedenken, auf den Besuch der Kanheri-Caves zu ver-

*) Da diese Notiz für manchen Leser von hohem Interesse sein dürfte, führe ich nachfolgende Einzelheiten derselben an.

zichten und jene von Makaw zu besichtigen. Freilich tat es mir sehr leid, von jenen höchst merkwürdigen Caves ferne

---

Auf Grund statistischer Erhebungen berichteten die offiziellen indischen Blätter folgende Verlustliste pro 1867/69

durch Raubtiere kamen um:

1.	in der Präsidentschaft Madras	888	
2.	„ „ „ Bombay (ausschließlich Sindh ꝛc.)	148	
	„ Bengalen	6.741	
4.	„ den nordwestlichen Provinzen	2.163	
5.	im Pendschab	310	
6.	in Audh	569	
7.	„ den mittleren Provinzen	1.347	
8.	„ Curg	147	
9.	„ Heiderabad	129	
10.	„ Britisch Birma	107	
			12.554

durch Schlangen kamen um:

1.	in der Präsidentschaft Madras	760	
2.	„ „ „ Bombay (ausschließlich Sindh ꝛc.)	588	
3.	„ Bengalen	14.787	
4.	„ den nordwestlichen Provinzen	2.474	
5.	im Pendschab	1.064	
6.	in Audh	3.782	
7.	„ den mittleren Provinzen	1.961	
8.	„ Curg und Heiderabad	226	
9.	„ Britisch Birma	22	
			25.664
			38.218

Menschen, also in einem Jahre: 12.739.

1871/72 reiste ich in Indien, im ersten Jahre (1871) wurden 18.078 Menschen durch Schlangen und reißende Tiere getötet. Im Jahre 1880 kamen 21.990 Personen durch Schlangen und reißende Tiere ums Leben. Im Jahre 1869 zerriß ein einziger weiblicher Tiger 127 Menschen, bevor es gelang, ihn zu töten. Durch einen andern weiblichen Tiger wurden 35 Dörfer verödet, und blieben 256 Quadratmeilen kultivierten Landes brach liegen. Infolge des Blutdurstes eines anderen Tigerweibchens wurden 13 Dörfer verlassen und blieben 6000 Hektar

gehalten zu werden, denn ich hatte mich längst auf die Besichtigung derselben gefreut. Es befindet sich nämlich hinter

---

Land unkultiviert. Ein Tiger verschmäht, sobald er Menschenblut geleckt, tierisches Fleisch.

Die englische Regierung bezahlt jährlich aus der Staatskasse 250.000 Mark an Prämien für Tötung giftiger und reißender Tiere, allein die Erlangung der Prämie ist an eine lästige, ja unsinnige Bedingung geknüpft; wer nämlich z. B. einen Tiger erlegt, muß den Beweis erbringen, daß derselbe schon so und so viele (ich erinnere mich nicht mehr an die Zahl) Menschen oder Haustiere zerrissen hat. Wer kann aber diesen Beweis liefern, da sich der Tiger von den durch ihn getöteten Menschen, Pferden, Kühen, Ochsen, Schafen, Ziegen u. s. w. kein Zeugnis ausstellen läßt! Jeder Tiger, Löwe, Leopard und Panter, jedes Nashorn und jeder Gavial, jede Cobra und Boa, all dieses reißende oder giftige Getier ist im höchsten Grade gefährlich, und wenn eines desselben zufällig noch keinen Menschen oder kein Haustier getötet hat, so wird es, sobald sich ihm dazu Gelegenheit bietet, dieselbe benützen. Die gesunde Vernunft, Klugheit und Erfahrung raten daher entschieden, jedes der genannten giftigen oder Raubtiere zu töten, zu ihrer Tötung aufzufordern, und für deren Tötung eine hohe Prämie zu bezahlen. Troz der erwähnten unsinnigen Klausel werden in Indien alljährlich sehr viele giftige und reißende Tiere getötet. Laut offiziellen Ausweises der englischen Regierung pro 1883, wurden anno 1882 giftige Reptilien getötet: 270.185
und reißende Tiere: 22.357
in Summa: 292.542

Troz dieser enormen Menge erlegter giftiger und reißender Tiere wurden in dem erwähnten Jahre: 21.000 Menschen und 48.000 Stück Vieh getötet.

Nach dem Sipahi-Aufstande vermehrten sich die giftigen und reißenden Tiere in Schrecken erregender Weise, und zwar aus dem Grunde, weil die Hindu-Bevölkerung alle Waffen an die Regierungsbehörden abliefern mußte und während des langen und streng durchgeführten Belagerungszustandes keine neuen Waffen anschaffen oder tragen durfte. Infolge dessen vermehrten sich namentlich die Brillenschlangen und Tiger ganz enorm und wurden zu einer furchtbaren Landplage. Wer in Indien gewesen, der träumt gewiß noch lange, oft und schwer von Cobras und Tigern, bei mir wenigstens war das, ich mache gar kein Hehl daraus, wochenlang der Fall.

dem buddhistischen Grottentempel zu Kanheri eine Höhlenstadt, ein wahres Labyrinth von Portikus und Zellen, die in mehreren Etagen über einander angelegt sind. Es sollen über 3000 Zellen vorhanden sein, und hat man das Ende dieser künstlich aus dem Felsen ausgemeißelten Höhlen, Hallen und Zellen noch nicht finden können. Es wird erzählt, daß der Franziskanerpater Antonio do Porto, um das Jahr 1535, den großen Grottentempel von Kanheri in eine christliche Kirche umgewandelt und dem heiligen Erzengel Michael geweiht habe. Er seie sodann, in Begleitung von 20, zum Christentum bekehrten Hindu und vielen Dienern, die sich mit Lebensmitteln versehen hatten, die für 7 Tage ausreichten, in das Labyrinth eingedrungen und habe 7 Tage lang das Ende desselben zu erreichen gesucht, was ihm aber nicht gelungen seie. Kein Wunder also, wenn es mir schwer fiel, auf den Besuch dieses merkwürdigen Labyrinthes verzichten zu müssen. Allerdings hätte ich mich nicht unterfangen, das Ende desselben ausfindig machen zu wollen, ja, ich würde nicht einmal einen Versuch dazu unternommen haben, ich überlasse es vielmehr getrost der archäologischen Gesellschaft zu Calcutta, den Ausgang der Grotten von Kanheri zu entdecken, der sich, der Sage nach, in Gudscharat befinden soll.

Ich ersuchte Herrn Eckert, alle Vorkehrungen zur Expedition nach Makaw treffen zu wollen. Dazu bedurften wir jedenfalls auch eines zweiläufigen Gewehres. Der nach Puna versezte P. Hauser war im Besize eines solchen. Er hatte mir daher bei meinem ersten Besuche in Bandora gesagt, es seie nicht notwendig, daß ich meine eigene Bürschbüchse (Gewehr mit Kugel- und Schrotlauf) behufs des Besuches der Caves zu Kanheri von Calcutta nach Bandora mitbringe. Nun hatte aber P. Hauser sein Gewehr nach Puna mitgenommen, und Herr Eckert besaß keine Flinte.

Da half uns einer der 4 Waisenknaben, denen Herr Eckert erlaubte, sich an der Expedition nach Makaw zu beteiligen, aus der Verlegenheit, er sagte uns nämlich: sein Onkel im Dorfe Conductim, das wir auf dem Wege nach Makaw passieren mussten, besitze ein Jagdgewehr, das uns derselbe gewiß zum Besuche der Caves leihen würde. Wir schenkten dieser Mitteilung Glauben und hofften, hinsichtlich unserer Bewaffnung, außer Sorge sein zu dürfen.

Des andern Tages bestiegen wir, mit Proviant wohl versehen, den bestellten zweirädrigen Karren, der mit 2 Ochsen bespannt war. Wir, Herr Eckert, 4 Waisenknaben und ich, nisteten uns, so gut es gehen mochte, in das Reisstroh ein, denn Sitzbretter und Rücklehnen waren nicht vorhanden.

Den erwähnten 4 Waisenknaben muß ich alles Lob spenden. Es waren prächtige Jungen, sehr gut erzogen, folgsam, bescheiden und lernbegierig Sie sprachen recht gut englisch, ich aber konnte englisch blos radebrechen und schoß viele Böcke bezüglich der Grammatik und Aussprache; allein niemals hat sich einer derselben darüber lustig gemacht. Sie fragten mich ununterbrochen über europäische Verhältnisse und über meine Reiseerlebnisse — ein Zeichen von geistiger Aufgewecktheit und großer Wiß- und Lernbegierde.

Wir fuhren zuerst in geringer Entfernung vom Meeresstrande auf einem guten Wege. Zwischen dem Meer und dem Weg war ein schmaler Streifen von Cocuspalmen, die reife Früchte trugen. Dann zog sich der Weg landeinwärts nach dem Dorfe Anderree. Bevor wir dieses Dorf erreichten, gerieten wir in einen mephitischen Dunstkreis. Ein entsetzlicher Gestank belästigte unsere Geruchsnerven. Ich richtete meine Blicke auf das Feld, das zu unserer Linken lag, woher eine leichte Seebrise den Pesthauch uns zuführte. Ich bemerkte auf dem Feld glänzende, flimmernde und schimmernde

Gegenstände, die ich aber nicht erkennen konnte, doch schien es mir, daß von jenen Gegenständen der unerträgliche Gestank ausgehe. Ich ließ daher den Fuhrmann halten, stieg vom Karren herab, ging auf das nahe, fürchterlich nach Aas riechende Feld und fixierte die schillernden Gegenstände genau. Und als was entpuppten sich dieselben? als Seefische in der Länge von 5 bis 10 Centimeter, die zu Tausenden das Feld bedeckten, in Fäulnis übergegangen waren und die Atmosphäre verpesteten. Wer schon einen in Verwesung übergegangenen Fisch gerochen, der wird sich einen Begriff davon machen können, welchen pestilenzialischen Gestank jene zahllosen Fische verbreiteten. Ich retirierte, mit Ekel erfüllt, schleunigst von diesem Aasfelde und fragte die Waisenknaben nach dem Grunde, aus welchem man das Feld mit toten Fischen übersäet hatte. Sie antworteten: „Tote Fische sind ein ausgezeichneter Dünger, der die Felder außerordentlich fruchtbar macht. Das Meer ist am seichten Gestade so fischreich, daß, besonders zur Laichzeit, Millionen Fische gefangen werden, und diejenigen, deren Fleisch ein schlechtes Nahrungsmittel ist, werden dann zur Düngung der Felder verwendet.“ Es mag wohl seine Richtigkeit haben, daß Fische ein vorteilhaftes Mittel zum Düngen der Felder sind, allein ob der furchtbare Gestank, den die in Verwesung übergehenden Fische erzeugen, in dem tropischen Klima Indiens Gesundheit und Leben der Hindu nicht bedroht, ob die aus der Fäulnis sich entwickelnden Miasmen, namentlich bei feuchter und schwüler Witterung und unter der indischen Sonne, in deren Gluten jeder Kadaver schon nach etlichen Stunden zu schmoren und zu brodeln beginnt, nicht eine eminent große Ansteckungsgefahr sind, das ist eine andere Frage; ich wenigstens zweifle nicht im mindesten daran. Das englische Gesundheitsamt sollte wenigstens mit aller Strenge darauf dringen, daß die in Verwesung übergehenden Fische mit einer Erdschichte bedeckt werden. Ich

hatte schon bei meinem ersten Besuche Bandoras die Wahrnehmung gemacht, daß an einem schwülen Abend, auf den eine Gewitternacht folgte, der vom Meer her wehende Wind einen unerträglichen Gestank über Bandora verbreitete, der es mir unmöglich machte, mich im Garten aufzuhalten, und mich zwang, in mein Zimmer zu flüchten. Jezt erst kam ich auf die Vermutung, jener Gestank werde ebenfalls der erwähnten indischen Felderdüngungs-Methode seine Entstehung verdankt haben. Auf Befragen fand ich diese Vermutung bestätigt: auch in Bandora und dessen Umgebung werden die Felder mit toten Fischen gedüngt.

In Conductim lieh einer der Waisenknaben von seinem Onkel eine Jagdflinte sammt Munition. Aber wie armselig war diese Waffe! Es war eine Vogelflinte, deren Läufe eine äußerst dünne Wandung hatten; die Schrote aber waren blos zur Hühnerjagd tauglich. Mit dieser Waffe und diesen Geschossen sollte ich eventuell einem Tiger entgegentreten. Solches Wagnis erschien mir äußerst bedenklich zu sein, da ich ohnehin und überdies nicht wußte, ob die Flinte versagt oder beim Abdrücken sich entladet. Doch auf gut Glück hin und in der Hoffnung, ich werde nicht in die Lage versezt werden, von der Vogelflinte, einem Tiger gegenüber, Gebrauch machen zu müssen, sezten wir unsere Expedition fort. Wir gelangten bald an den Fuß des Berges, wo sich die Caves befinden. Dort stiegen wir von unserem Marter-Karren herab und drangen durch dichtes Gestrüpp, das aus Kaktus-, Aloë-, Palmen-, und Bambusgebüsch bestand, den Berg hinan. Nach halbstündiger, mühevoller Arbeit waren wir bei den auf der Ostseite gelegenen Caves angekommen. Es waren 2 kleine Grotten, von denen die erste keine Skulpturen enthielt, die zweite aber ein mit Gözenbildern geschmücktes Gesims besaß. Diese Bilder waren jedoch durch die Unbill der Witterung sehr schadhaft geworden, und konnte

ich deßwegen ihre Bedeutung nicht enträtseln. Von hier begaben wir uns auf die westliche Seite des Berges und gewahrten dort zwei große, auf Pfeilern ruhende Grotten. Als wir, behufs deren Besichtigung, die erste Grotte betraten, kam uns ein scharfer, äzender Geruch entgegen, welcher der Ausdünstung einer Menagerie wilder Tiere ganz ähnlich war. Die 4 Knaben, welche die Grotte zuerst betreten hatten, wichen sogleich voll Angst und Schrecken zurück, sie riefen entsezt: „Tiger, Tiger!" und starrten in die hintere Höhle. Ich befahl ihnen energisch, sich ganz ruhig zu verhalten und machte mich schußfertig. Da nun Totenstille herrschte, hörten wir deutlich das Miauen von 2 oder 3 jungen Tigern, die sich auf der linken Seite der Höhle befanden, denn aus jener Richtung ertönte das Kazen-Duett oder Terzett. Die Tigermutter war selbstverständlich nicht in der Höhle, denn wenn sie bei ihren Jungen gewesen wäre, dann würde sie sogleich hervorgestürzt sein und mit uns kurzen Prozeß gemacht haben. Aber sie konnte jeden Augenblick von ihrem Raubzuge zurückkehren, und dann wären wir Alle verloren gewesen. Scholastikus Eckert und ich hielten nun, nachdem wir uns aus der ersten Höhle zurückgezogen hatten, einen kurzen Kriegsrat, in welchem 4 Fragen erörtert wurden. Sollten wir 1. die jungen Tiger, die, in Anbetracht des schwachen Miauens, noch klein sein mussten, aus ihrem Neste holen und mit denselben sogleich den Rückmarsch antreten? 2. Sollten wir die Jungen töten und uns dann sogleich aus dem Staube machen? 3. Sollten wir, ohne die Jungen mit uns zu nehmen oder sie getötet zu haben, sogleich zu unserem Fuhrwerk zurückkehren? 4. Sollten wir, vor unserer Rückkehr, den nahen Hügel zu unserer Linken besteigen und dort die Aussicht auf Meer, Inseln und Festland genießen? Die 3 ersten Fragen wurden verneinend, die vierte aber bejahend entschieden. Es war allerdings ein großes Wagnis, uns längere Zeit in der Nähe

der Tigerhöhle aufzuhalten, da die Bestie uns jeden Augenblick überfallen und zerreißen konnte, und ich begreife noch heute nicht, wie ich einem so tollkühnen Unternehmen meine Genehmigung erteilen konnte, denn alle Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß wir das Vergnügen, eine schöne Aussicht zu genießen, mit dem Leben würden bezahlen müssen.

Ohne die Caves näher besichtigt oder untersucht zu haben, zogen wir uns also zurück und bestiegen den nahe gelegenen Hügel, der, mit Ausnahme einiger Cocus-Palmen, baumlos, aber mit hohem Gras und Gestrüpp bestanden war. Wir drangen sehr vorsichtig aufwärts und spähten nach allen Seiten umher, denn wir mussten beständig fürchten, von einem Tiger überrascht zu werden. Endlich hatten wir den Gipfel erreicht und genossen in vollen Zügen die großartige, entzückende Aussicht auf Land und Meer. Vor uns lag gegen Norden der Vehar-Lake, das Wasser-Reservoir, das Bombay mit Trinkwasser versieht. Der Vehar-Bach ist durch einen 18 Meter hohen und 2 Kilometer langen Damm zu einem See aufgestaut, und wird dessen Wasser in kolossalen Röhren nach Bombay geleitet. Die Eisenbahn überschreitet auf einer langen, hohen Brücke den Meeresarm, der die Insel Salsette vom Festlande trennt, und windet sich auf einer mächtigen Serpentine die Westghats hinan. Das Meer leuchtete in allen Farbentönen und wurde von zahllosen Dampfern und Segelschiffen durchfurcht. Schroffe Felsklippen, mit Palmen geschmückte Hügel, smaragdgrüne Felder und Wiesen, im Blumenflor prangende Gärten, Dörfer und Villen zauberten ein Panorama vor unsere Augen, das an Großartigkeit, Pracht, Reichtum und Schönheit seinesgleichen nicht hat und jeder Beschreibung spottet. Ach, wenn nur die Angst vor Tigern und Cobras nicht einen Tropfen Wermut in diesen Becher der Lust geträufelt hätte! Doch hienieden gibt es eben keine ungetrübte Freude!

Um die Treffsicherheit der entlehnten Jagdflinte zu erproben, wollte ich dieselbe auf einen Schmuck-Paradiesvogel (paradisea domicellarum) abfeuern, allein der rechte Lauf versagte, der linke aber entlud sich, und der prachtvoll gefiederte Vogel fiel auf die Erde. Die Federn der Stirne und des Halses waren citronengelb, diejenigen der Kehle smaragdgrün, am Rücken, an den Flügeln und am Unterleib rötlichbraun. Aus dem Bürzel ragten 2, fast 2 Fuß lange, nach unten gekrümmte Federn hervor, und waren die Flanken mit einem gelblichweißen, zerschlissenen, sehr langen Federbüschel geschmückt. Der Vogel hatte die Größe einer Drossel. Als wir vom Berge herabstiegen, schoß ich noch 2 interessante Vögel: einen Webervogel (ploceus pensilis). Er war am Kopf und Hals und an der Kehle gelb, an den Flügeln und am Schwanz schwärzlich, am Bauche teils dunkelgrau, teils grün; Schnabel und Füße waren von schwarzer Farbe. Der Webervogel ist etwas größer als ein Sperling und baut ein sehr kunstreiches, beutelförmiges Nest, das er an einem Aste befestigt. Er lebt gesellig, und hängen oft an einem Baum 20—40 Nester. Der zweite Vogel, den ich auf dem Heimwege schoß, war ein Immen- oder Bienenvogel (merops viridis), an Größe dem Nußheher nachstehend, mit prachtvollem Gefieder. Er ist so wenig scheu, daß er sich auf die Telegraphendrähte sezt und dort sizen bleibt, wenn der Eisenbahnzug vorüberbraust, oder Elephanten auf der Straße dahinziehen.

Als wir nach Conductim kamen, kehrten wir in dem Hause jenes Hindu ein, dem die Vogelflinte gehörte. Derselbe erzählte uns, daß die Tigermutter in den lezten Tagen drei Weiber und mehrere Ziegen zerrissen und dieselben in ihre Höhle geschleppt habe. Als sein Neffe die Flinte geholt habe, sei er nicht zu Hause gewesen, denn sonst würde er uns das soeben Erwähnte mitgeteilt, und uns ernstlich

abgeraten haben, die Makaw-Caves zu besuchen. Es habe ihn eine große Angst und Furcht befallen, als er bei seiner Heimkehr in Erfahrung gebracht, daß wir die Caves besuchen wollten, und er habe nicht im geringsten daran gezweifelt, daß wir eine Beute der Tigerin werden würden. Es grenze an ein Wunder, daß wir der uns im höchsten Grad drohenden Gefahr entronnen wären. Der erwähnte Hindu war ein Christ und gehörte der Fischerkaste an. Wir konnten also der Vorsehung Gottes nicht genug danken, daß sie uns, ich sage es unbedenklich, auf wunderbare Weise in augenscheinlicher Lebensgefahr beschützt hatte.

Als wir das Dorf Anderree passierten, kamen wir zu einem Palmwein-Schank. Da ich noch nie Palmwein oder Palmbranntwein getrunken, machte ich den Vorschlag, das Fuhrwerk vor dem Schank halten zu lassen und in Kompagnie Palmwein, Toddi, und Palmbranntwein, Scharab, zu verkosten. Mein Vorschlag wurde mit Beifall aufgenommen. Wir stiegen also von unserem Staatswagen und ließen uns vor dem Schank Toddi und Scharab geben. Der erste hat Ähnlichkeit mit Weinmost, der zweite mit starkem, fuselreichem Fruchtbranntwein; sein Geruch und Geschmack ist widerlich und Ekel erregend. Dieser Wein und Branntwein wird von einem Palmbaume, der mauritia vinifera oder targula heißt, gewonnen. Sein Stamm erreicht eine Höhe von über 30 Meter und ist von der Wurzel bis zur Blätterkrone gleichmäßig dick. Er hat weder Äste noch Zweige, sondern 20—30 fächerförmige, 5 Meter lange Blätter und mehrere, fast 3 Meter lange Blütenrispen, die am Ende des Stammes, unterhalb der Blätterkrone, hervorwachsen. Die Frucht erreicht die Größe und Form eines Hühnereies, und enthält eine graue, fast durchsichtige, gallertartige Masse von süßlichem und widerlichem Geschmack. In der Regel läßt man aber keine Frucht sich ansezen, sondern schneidet vom Blüten-

stengel Tag für Tag ein Stückchen hinweg, hängt ein Gefäß unterhalb der verwundeten Stelle und fängt so den hervorquellenden Saft auf. Das Gefäß wird täglich zweimal seines Inhaltes entleert, und liefert der Baum, wenn er z. B. 4 Rispen hat, circa 1 1/2 Liter Palmwein, der sehr süß und nahrhaft ist und keinen widerlichen Beigeschmack hat. Innerhalb 6—8 Stunden geht der Most in Gährung über und wird dann gebrannt. Wir (7 Personen) tranken im ganzen einen Liter (Wein und Branntwein), und hatte ich dafür 2 Annas = 9 Kreuzer rhein. oder fast 26 Pfennige zu bezahlen. Viele Mohammedaner und niedere Hindu-Kasten sind dem Genusse des Scharab, der sehr berauschend wirkt, in hohem Grade ergeben. Eine eigene Kaste beschäftigt sich mit der Abzapfung des Palmweines und dem Brennen desselben, nach vollendeter Gährung. Daß für alles, was von den Palmbäumen, deren es viele Gattungen gibt, stammt, ein, für Indien, hoher Preis bezahlt werden muß, erklärt sich daraus: Alle Frucht tragenden Palmbäume sind der englischen Regierung steuerpflichtig, für jeden hat der Eigentümer jährlich 2 Rupien = 4 Mark und 11 Pfennige zu bezahlen! Will der Eigentümer einen Palmbaum fällen, so muß er dazu eine Regierungsgenehmigung erwirken, die nicht weniger als 3 Rupien = 6 Mark und 17 Pfennige kostet!

Meine Makaw-Caves-Expedition hatte also, obgleich ich von Höhlen- und Grottentempeln, von Götterbildern und Wihara-Zellen fast nichts zu sehen bekommen hatte, nichts desto weniger einen sehr guten Verlauf und Ausgang genommen; denn ich war nahe daran, von einer Tigermutter ihren Jungen als importierter, fetter Leckerbissen präsentiert zu werden. Schließlich muß ich aber noch erwähnen, daß uns diese Caves-Expedition eine Kleidereinquartierung bescheerte, die uns bis aufs Blut peinigte.

Wir marschierten nämlich stellenweis durch hohes Gras, dessen Samenkapsel mit einem Stachel versehen ist, an dem sich ein Widerhacken befindet. Stachel und Widerhacken hängen sich an die Kleider, dringen durch dieselben bis auf den Körper, verursachen demselben heftigen Schmerz und verwunden ihn förmlich bis aufs Blut. Ich hatte 2 Tage damit zu tun, diese Peiniger aus meinen Kleidern zu entfernen. Das heillose Gras wird von den Eingeborenen Cahali und von den Botanikern Cenchrus biflorus genannt. Mit vollstem Recht bezeichnet die «Flora of Bombay» dieses Peinigungsroß: «One of the most troublesomes grasses» d. h. eines der am meisten Widerwärtigkeiten bereitenden Gräser.

Hindu-Feste.

In Calcutta ersuchte ich den Hochwürdigen Herrn Erzbischof Steins, mir gefälligst einiges über die Hindu-Feste entweder mündlich mitzuteilen oder ein Buch namhaft zu machen, in welchem ich mich über diesen Gegenstand informieren könnte. Der äußerst gefällige Kirchenfürst übergab mir hierauf den Jahrgang 1857 des indischen Adreßkalenders, der: «Times of India, Calendar and Directory» betitelt ist, in welchem sich von Seite 42—51 eine von der englischen Regierung autorisierte Aufzählung und Beschreibung der Hindu-Feste befand, mit dem Bedeuten, daß sich in dem erwähnten Buch eine Abhandlung über den fraglichen Gegenstand finde; was aber die mit Regierungs-Genehmigung versehene einseitige und schiefe Beurteilung mancher Hindu-Feste betrifft, so werde ich die indischen Verhältnisse, namentlich auf dem religiös-sozialen Gebiet, insoweit kennen gelernt haben, daß ich die irrtümlichen Ansichten und Aussprüche des Direktory*) richtig stellen könne. Zugleich erlaubte mir derselbe, jene Blätter, die sich mit den Hindu-Festen befassen, vom Direktory abtrennen und zu schriftstellerischem Gebrauch verwenden zu dürfen. Ich nahm dieses gütige Anerbieten dankbar an und teile nun in den nachfolgenden

---

*) Ich werde in den nachfolgenden Blättern diesen Adreßkalender kürzehalber „Direktory" nennen

Blättern dem geneigten Leser eine Übersetzung des englischen Textes mit, der aber von mir mit vielen Anmerkungen versehen wurde, in welchen die Angaben und Schilderungen des Direktory, betreffs der Hindu-Feste, ergänzt oder richtig gestellt wurden. Die vorzunehmenden Korrekturen waren namentlich dadurch veranlasst, daß schreiende Mißstände, die bei der Feier der Hindu-Feste zutag treten, im Direktory entweder zu mild beurteilt oder vertuscht sind, und daß die englische Regierung (im Jahre 1857 noch jene der englisch-ostindischen Kompagnie) ihre spärlichen und geringfügigen Verdienste, die sich dieselbe um das geistige, sittliche und leibliche Wohlergehen der Indier erworben hat, marktschreierisch vergrößerte und pausbackig ausposaunte.

Die Feste der Bewohner Bengalens sind, gleich denen aller andern Völker, teils aus dem Religionsbekenntnis, teils aus dem bürgerlichen und häuslichen Leben herausgewachsen; die lediglich religiösen Feste behaupten aber, den bürgerlichen und häuslichen gegenüber, den Vorrang, sowohl was ihre Anzahl als ihre Mannigfaltigkeit betrifft. Wir wollen dieselben in der Ordnung beschreiben, in welcher sie im hindostanischen Kalender auf einander folgen, indem wir mit dem Monat Baisakh anfangen, mit welchem bekanntlich das neue Jahr in Bengalen beginnt, nämlich: zu Ende April und anfangs Mai.

Es ist eigentümlich, daß der erste Tag dieses Monats, also der Neujahrstag, nicht durch ein allgemeines Fest gefeiert wird. Den Anfang eines neuen Jahres, sowohl im bürgerlichen Leben als in der Kirche, feierlich zu begehen, ist ja so natürlich, daß solches beinahe von jeder Nation beobachtet wird; in Bengalen aber wird der Anfang des Jahres vom größten Teil der Einwohner kaum beachtet. Der Beginn des neuen Jahres ist nur bei den Kaufleuten und Handwerkern ein Tag von Wichtigkeit, da sie denselben dazu verwenden, ihre Jahresrechnungen abzuschließen, ihre alten Geschäftsbücher durch neue zu ersezen und das Bildnis des

Gözen Ganesa*) auf ihre Thürpfosten zu malen, ein Gebrauch, welcher an die alten Römer erinnert.

Neujahrsgeschenke zu geben, eine in Europa so allgemeine Sitte, ist hier ganz unbekannt; anstatt dessen herrscht aber ein Gebrauch, welcher mehrere Züge in dem Charakter des Volkes beleuchtet. Wenn auch der Hindu sein Geld zu sehr liebt, um sich davon zu trennen, so läßt er sich doch dazu überreden, es auf kurze Zeit in die Hände eines Kaufmanns niederzulegen. Deßwegen ist es gebräuchlich, daß man am ersten Tage des Jahres einige Rupien der Obhut eines Kaufmanns anvertraut, der sie in kurzer Frist wieder zurück gibt; die Kaufleute nehmen aber solche Deposita sehr gerne an, weil es als glückliches Omen gilt, wenn die Jahresrechnung mit vielen Geldgeschäften anfängt. Obwohl die Hindu den ersten Tag des neuen Jahres nicht feiern, so halten sie doch den ersten Monat desselben für sehr heilig; weßwegen sie denselben vorzüglich zur Übung frommer Werke und religiöser Pflichten verwenden. Was man auch über die Verkehrtheit der indischen Weisen und Gesezgeber sagen mag, die so viele albernen Vorschriften gegeben und so viele nichtssagenden Zeremonien angeordnet haben; so muß man doch gestehen, daß manche ihrer religiösen Anordnungen auf Vernunft gegründet, und einige ihrer Vorschriften allgemein nüzlich sind und das öffentliche Wohl bezwecken.

Der Monat Baisakh ist vielleicht der allerheißeste in den Ebenen Bengalens. Die Atmosphäre, welche den senkrechten Strahlen einer tropischen Sonne ausgesezt ist, wird mit heißen Dünsten übersättigt; der erhizte Erdboden brennt die unbeschuhten Fußsohlen; die Wasserbehälter sind größten-

*) Ganesa ist, wie weiter oben schon angegeben wurde, der Gott der Lernenden, der Gott der Weisheit, er wird in menschlicher Gestalt abgebildet, die jedoch einen Elephantenkopf trägt, da der Elephant bekanntlich ein sehr kluges Tier ist.

teils ausgetrocknet, und Menschen und Tiere verschmachten vor Hize und Durst. In dieser Zeit der Trockenheit und unerträglichen Hize ist es ganz weislich von den indischen Gesezgebern angeordnet, daß Menschen, Tiere und Pflanzen gewissenhaft mit reichlichem Wasservorrat versehen werden. Während dieses Monates sieht man vor den Häusern aller angesehenen Hindu Wasserkrüge aufgestellt, deren Inhalt für das dürstende Vieh bestimmt ist. An erhöhten Pläzen sind ferner Gefäße angebracht, die mit Futter für die Vögel gefüllt sind, während in einem Holzrahmen, der nach vorne geneigt ist, Cholakörner, Zuckerhonig und Wasser dem müden Wanderer zur Labung und Erquickung dargereicht werden. Zu dieser Zeit werden die Wurzeln des weit ausgedehnten Aschwat-Baumes und der bescheidenen Tulasi-Pflanze (Basilikenkraut, ocimum sanctum) dadurch erquickt, daß man über denselben Töpfe aufhängt, deren Wasser auf sie herabträufelt. Sogar die Gözen werden in diesem Monate besser genährt als gewöhnlich, da eine Extrazugabe aller Arten Früchte und Leckerbissen in der Abendkühle vor ihr Bildnis gesezt wird, und Töpfe voll Ganges-Wasser werden über die Häupter Schiwas und die Schalgrams*) gehängt, um sie vor dem Einfluß der glühenden Hize zu schüzen.

Während dieses Monates bringt man den Brahminen reichlichen Vorrat an Kokos- und Betelnüssen**), an Pisang,

*) Schalgrams sind poröse Steine von schwarzer Farbe, die als Sinnbilder Wischnus hoch in Ehren gehalten werden.

**) Betel (piper betle) ist eine ostindische Pfefferart, eine Schlingpflanze, deren Blätter einen gewürzhaften Geruch von sich geben und auf der Zunge ein prickelndes Gefühl erzeugen. In das Blatt des Pfefferkrautes werden Stückchen der Arekanuß (areca catechu, Pinang), die so groß ist wie eine Muskatnuß, gewickelt, nachdem das Betelblatt vorher mit gebranntem Kalk von Muscheln bestrichen worden ist. Diese 3 Ingredienzien üben, in den Mund genommen, einen heftigen Reiz auf die

geweihtem Faden*), Bade-Tüchern und auch bedeutende Geschenke in Geld. Gelübde jeder Art werden gemacht, Mütter machen sie für ihre Kinder; Frauen für ihre Männer und umgekehrt. — Zwei Feste finden in diesem Monat statt, welche aber zu unbedeutend sind, als daß sie einer Beschreibung wert zu erachten wären, nämlich: die Anbetung des Flusses Bhagirathi und das Baden Wischnus. Noch ein Fest aber wird gefeiert, dem seiner Eigentümlichkeit wegen Erwähnung gebührt, es ist die Anbetung des Dhenki.

Unsere Leser werden natürlich fragen: Was ist denn ein Dhenki? — Dieser Dhenki, oder Pedal, ist ein, in wagerechter Richtung auf einen Zapfen oder Stift gestellter Balken, an dessen einem Ende ein Stück Holz senkrecht angebracht ist, welches als Hammer dient. Der Zweck dieser einfachen Maschine besteht darin: den Reis, welcher in eine Vertiefung in der Erde geschüttet wird, von seinen Hülsen zu trennen. Die Kraft, welche diese Maschine in Bewegung sezt, ist weder Dampf noch Elektrizität, sondern einfach der Druck eines Frauenfußes auf den kürzeren Teil des Hebels. Diese primitive, bei der Lebensweise in Bengalen so unentbehrliche Maschine, wird in beinahe jeder Haushaltung in Mofussil (die Umgegend von Calcutta) angetroffen. In Übereinstimmung mit dem wohlbekannten Grundsaz der Hindu-Theologie, daß das Nüzliche auch anbetungswürdig ist, wird

Speicheldrüsen aus und beschleunigen deren Tätigkeit, zugleich wirken sie aufregend und in geringem Grade berauschend auf die Nerven. Jeder Indier trägt stets seine Beteldose bei sich und bietet dieselbe seinen Bekannten oder Besuchern, Freunden und Kunden in derselben Weise an, wie man bei uns eine Prise Tabak anbietet. Der Speichel wird, infolge des Kauens der Betelnuß ziegelrot und ebenso die Zähne. Auch das weibliche Geschlecht huldigt der Gewohnheit, die Betelnuß zu kauen.

*) Zur Anfertigung der heiligen Schnur.

dem Dhenki göttliche Ehre erwiesen, und zwar bei Hochzeiten, bei des Kindes erstem Genuß von Reis und beim Empfang der heiligen Schnur*). Neben diesen kleinen Hausfesten wird das bescheidene Pedal in gewissen Gegenden regelmäßig einmal im Jahr von den Frauen angebetet, und zwar im Monat Baisakh. Der Kopf des Reispuzers wird bei diesem Anlaß mit Scharlach bemalt, mit geweihtem Öl bestrichen und mit Reis und Durvagras beschenkt. Nicht weniger auffallend ist die Entstehung dieses Gözendienstes. Ein angesehener Religionslehrer befahl seinem Zögling, das Wort Dhenki wenigstens hundert und achtmal täglich auszusprechen. Narada, der Chorregent der Götter und Schuzpatron des Dhenki, hocherfreut über die Andacht des Zöglings, machte ihm einen Besuch, auf einem Dhenki reitend, und gab ihm seinen Segen, kraft dessen sein Verehrer entschlief und in den Himmel aufgenommen ward.

Außer dem großen Schaukelfest, von dem an einem andern Orte die Rede sein wird, gibt es auch in diesem Monat ein derartiges Fest in kleinerem Maßstab, einer untergeordneten Gottheit, Dharmaraj, zu Ehren; das Fest ist aber keineswegs allgemein, sondern auf gewisse Gegenden beschränkt. Im Anschlusse an das Vorhergehende bemerken wir noch, daß zu dieser Zeit ein Holzkloz, Debansi genannt, als Teilnehmer an der göttlichen Natur, verehrt wird. Diesem Unding schreibt man die Eigenschaft zu, heilige Orte auf

*) Diese Schnur, die von den Hindu in der Weise getragen wird, daß sie auf der linken Schulter aufligt und unter dem rechten Arme hindurchgezogen ist und bei den höheren Kasten aus Baumwolle, bei den niederen aus Wolle besteht, wird den Anhängern des Brahmanismus von einem Brahminen umgehängt und gilt als ein Sinnbild, daß der Träger derselben sich allen Lehren der Dogmatik sowie allen Vorschriften der Moral und des Kultus der Hindureligion unterwerfe. Diese Schnur heißt Dschaneo oder Poita.

unterirdischen Wegen besuchen zu können. Im Monat Dschaischtha, zu Ende Mai und anfangs Juni, feiert man das Fest des Ganges.

Dschagannath (der Gott Wischnu) wird gebadet, die Beschüzerin der Kinder (Satschi) wird angebetet, und Schwiegersöhne werden festlich bewirtet. Wir werden nicht zum hundertsten Male hier die Geschichte des Herabsteigens des heiligen Flusses von den erhabenen Höhen Baikunthas erzählen, wie er hervorstürzte aus den verwirrten Haaren des herumvagierenden Schiwas, wie er die Fußtapfen des Muschel-blasenden Bhagirath*) verfolgte, und wie er, nachdem er an Ortschaften vorübergeströmt, welche in der Geographie der Hindu-Pilgerfahrten denkwürdig geworden sind, endlich in das große Meer fiel, und die sechzigtausend Söhne des mächtigen Sagaras, Königs von Oude (Audh) aus der Unterwelt befreite.

Das jährliche Andenken an diese Begebenheit wird mit großer Pracht im Monat Dschaischtha gefeiert. Die Ufer des heiligen Flusses Ganges werden an diesem Feste mit Blumengewinden geziert und von Tausenden besucht, welche in dem heiligen Wasser sich baden. Man sucht sich durch geeignete Verehrung die Gunst der Flußgöttin zu verdienen; die schuppigen Bewohner der Tiefe werden mit Opfergaben beschenkt, Lampen, mit geläuterter Butter genährt, werden angezündet, die diensttuenden Priester reichlich belohnt und die Brahminen überhaupt bewirtet. Dieses Fest nennt man Dasahara, weil man glaubt, daß eine gewissenhafte Beobachtung desselben die Sünden von zehn Wiedergeburten vertilge.

Die Patronin der Mütter und Beschüzerin der Kinder

*) Bhagirath war ein Urenkel des Königs Sagaras von Ajodhja, dem 60.000 Söhne von Sumati, seinem Weibe, geboren worden waren. Bhagirath zog durch Gebet und Bußübungen den Ganges, der im Himmel dahinfloß, auf die Erde herab.

ist Satschi, die als eine Frau dargestellt wird, welche ein Kind in den Armen hält und auf einer Kaze reitet. Diese liebenswürdige Göttin genießt das Vertrauen der Hindu-Mütter in hohem Grade. Bei der Geburt eines Kindes wird sie verehrt, und die Geschenke, welche ihr dargebracht werden, so lange ihr Schüzling noch minderjährig ist, sind weder gering noch selten. Ist das Kind aber erwachsen, dann hört Satschis Verehrung auf. Jeder Sohn, jede Tochter wird als Kind und Untertan der Satschi betrachtet, und Opfer, welche ihrer Würde und ihrem Geschmacke entsprechen, werden ihr sehr bereitwillig dargebracht, namentlich wenn ihre Pflegempfohlenen von Krankheiten heimgesucht werden. Da die Beschüzerin der Kinder auf einer Kaze zu reiten beliebt, so wird, infolge dessen, dieses Tier in jeder Hindu-Familie mit großer Zärtlichkeit behandelt. Das Käzchen mit einem Besenstiel zu schlagen, würde der Hindu als einen kecken Frevel ansehen. Vielfach beziehen sich die Gelübde, welche die Hindu-Weiber der Göttin Satschi darbringen, auf das Wohlergehen und die Erhaltung ihrer Kinder, und nicht weniger als sechs Feste werden jährlich ihr zu Ehren gefeiert, wovon jedoch das merkwürdigste im Monat Dschaischtha stattfindet.

Gleich den Dryaden der griechischen Mythologie, hält sich diese Göttin gern in dem Stamme des indischen Feigenbaumes auf. In der Umgebung eines jeden Hindu-Dorfes findet man einen Banianenbaum, welcher dieser Wald-Nymphe gewidmet ist, und an einem schönen sonnigen Tage des Monats Dschaischtha findet man dort alle Frauen des Dorfes versammmelt. Da kann man die lächelnden Gesichter der Mütter sehen, strahlend vor Freude, angetan mit ihren schönsten Kleidern, geschmückt mit ihren kostbarsten Kleinodien und das heilige Opfer in den Händen tragend.

An diesem Feste nehmen auch jene Frauen Anteil,

welche nicht mit Kindern gesegnet sind. Ihr Antliz ist mit tiefster Trauer umflort, und ihre Lippen murmeln innige Gebete zu der bisher unerbittlichen Göttin. Der dienst-tuende Priester wiederholt die bei diesem Anlaß üblichen Gebete, und die rauhen Mißtöne der betäubenden Tamtam erschallen. Kinderlose Frauen nehmen freudig Geschenke von jenen an, die mit Kindern gesegnet sind, und die schönen*) Pilgerinen kehren dann in Prozession in das Dorf zurück. Das Fest ist aber damit noch nicht zu Ende; denn nunmehr werden die neuverheirateten Männer von ihren Schwieger-vätern eingeladen, festlich bewirtet und mit Kleidern und Blumen beschenkt. Fröhlichkeit herrscht in jedem Hause und alle erfreuen sich über das Wohlwollen der Schuzgöttin der Kinder.

Ein drittes Fest wird im Monat Dschaischtha gehalten. Das Baden Dschagannaths. Jeder, der sich eine Zeit lang in Bengalen aufgehalten hat, muß ein höchst auffallen-des Gözenbild gesehen haben, einen unförmlichen Kloz nämlich, der keine Arme hat, und dieser trägt den pompösen Titel: „Herr der Welt", und wird als einer der hervor-ragendsten Götter verehrt. Dieser häßliche Göze wird bei dem Badefest in Tücher eingewickelt und in eine Nische ge-stellt, welche zu eben diesem Zwecke gebaut worden ist. Während des Absingens der Vidik-Beschwörungen durch die Brahminen, wird, unter lautem Beifallrufen der Zuschauer, der Herr der Welt seiner Gewänder entlediget und in dem Wasser des Bhagirathi**) gebadet. Sobald diese Verrichtung

---

*) Von „schönen" Indierinen zu reden, ist ein schwerer Verstoß gegen die Wahrheit und eine, wenn auch konventionelle, doch immerhin unwürdige Schmeichelei. Ich sah in Indien nie und nirgends schöne Indierinen, wohl aber sehr viele Vogelscheuchen.

**) Ein Beinamen des Ganges, der aber gewöhnlich „die Ganga" genannt wird, da sich die Hindu den Ganges als eine Göttin vorstellen.

geschehen ist, opfert die Menge dem gebadeten Gözen Blumen, Süßigkeiten und Geld. Daß diese Gaben den Priestern zu gute kommen, bedarf kaum der Erwähnung. Im heiligen Puri in Orissa wird das Badefest auf die allergroßartigste Weise gefeiert, in Bengalen aber nirgends so prachtvoll gehalten als in einem kleinen Dorfe, in Manesch, in der Nähe von Serampour, nördlich von Calcutta. Tausende von Menschen begeben sich als Teilnehmer und Zuschauer dahin, doch ist das dort gefeierte Fest eher ein Auftritt der zügellosen Ausschweifung als der abergläubischen Andacht. Alte Frauen gehen ohne Zweifel aus irregeleitetem Andachtseifer dahin, aber die meisten der dort Versammelten betrachten das Ganze als eine Art ausgelassener Unterhaltung. Die Hefe des Volkes verläßt die Hauptstadt, um diesen Ort der Lustbarkeit aufzusuchen; namentlich auf die frechste Sorte der Mädchen übt dieses Fest eine unüberwindliche Anziehungskraft aus, und vermehren junge Stuzer mit ihren Geliebten die Zahl der Anbeter Dschagannaths*). In den Booten, welche die verschiedenen Landungspläze Calcuttas verlassen, um diese eigentümlichen Wallfahrer nach Manesch, dem Dorf, wo das Fest gehalten wird, zu bringen, hört man nichts als die schmuzigsten Reden und die ausgelassensten Lieder. Der Einfluß, welchen solche Zusammenkünfte von Männern und

*) Der Verfasser dieses Festkalenders ist übrigens sehr im Irrtum, wenn er glaubt, blos auf die Hefe des Volkes, auf gefallene Mädchen und Stuzer wirke das Dschagannath-Fest sympathisch, sondern der Brahmanismus als solcher emanzipiert das Fleisch aufs schrankenloseste und erniedriget den Menschen unter das Tier; er unterdrückt alles Ehr- und Schamgefühl und ertötet das Gewissen. Unter allen gläubigen Hindu ist kein ehrbarer, sittlicher Mensch, und kann, vermöge ihrer religiösen Uberzeugung, ihres schandbaren Kultus und ihres zuchtlosen Familienlebens, unmöglich ein ehrbarer, sittlicher Mensch sein. Die vornehmen Hindu in Calcutta haben nicht nötig, in Manesch das Dschagannath-Fest zu feiern, denn ihr ganzes Jahr ist ein ununterbrochenes Dschagannath-Fest.

Weibern auf die Hindu-Lebensweise im allgemeinen ausüben, kann nicht nach Gebühr geschildert werden*).

Im Monat Asarha, das ist zu Ende Juni und anfangs Juli, ist das einzige Fest von Bedeutung das sogenannte Ratha-Yatra oder Wagenfest. Ungefähr vierzehn Tage nach dem Baden Dschagannaths bringt man ihn auf einen hölzernen Wagen, sezt ihn bequem nieder, und so genießt er die Wohltat einer Sommerspazierfahrt. Der Wagen ist ein riesenhafter, schwerfälliger Karren, der sich auf eben solchen Rädern befindet, und der durch Hindu an Schlepptauen in Bewegung gesezt wird. Hinsichtlich der Leichtigkeit der Bewegung, ist er vielleicht die schlechteste Fahrmaschine, welche je erfunden worden ist.

Außer dem riesenmäßigen Karren zu Puri, in Orissa (den wir weiter oben kennen gelernt haben), besizt beinahe jedes Dorf in Bengalen seinen eigenen Wagen, in welchem der Moloch des Orients herumgeschleppt wird. In der Stadt Calcutta allein werden mehrere Hunderte solcher Wagen sein, obwohl in den lezten Jahren ihre Anzahl sehr abgenommen hat. Vor jedem Gözenwagen Dschagannaths, der ohnehin mit schrecklichem Getöse dahin rasselt, wird eine betäubende Musik aufgeführt — die tieftönende Mirdanga, die lärmenden Zymbeln und Sängerchöre mit kreischenden Stimmen verkünden das Lob Krischnas (eine Inkarnation Wischnus); überdies werden bei jedem Wagenfeste Schauspiele aufgeführt. Die schwerfällige Maschine fortbewegen zu helfen, gilt für sehr verdienstlich, daher kommt es, daß sowohl Greise als Kinder das Schlepptau mit Eifer ergreifen.

---

*) Dieses abscheuliche Fest ist nicht die Ursache des schauerlichen Sittenverderbnisses bei den Hindu, sondern es (das Sittenverderbnis) ist die notwendige Folge des grassesten Aberglaubens, der unsinnigsten Gözendienerei und eine Apotheose (Vergötterung) der Sinnlichkeit und Wollust. Das Dschagannath-Fest hat nicht die Unsittlichkeit erzeugt, sondern die schon vorhandene greuliche, sittliche Verworfenheit hat das Fest eingeführt und zu einer solemitas primae classis cum octava erhoben.

Wir dürfen unsere Leser nicht daran erinnern, daß das Wagenfest mit der größten Pracht in Puri zu Ehren Dschagannaths gefeiert wird, wohin Hunderttausende von Hindu aus allen Gegenden Indiens sich begeben. Ja, es gab eine Zeit, wo die verblendeten Anhänger eines teuflischen Aberglaubens sich vor den Rädern des Gözenwagens auf den Boden warfen und sich von denselben zermalmen ließen, in der Hoffnung, dadurch der Seligkeit teilhaftig zu werden. Doch diesen Greueltaten hat die wohltätige Wirksamkeit der britischen Regierung Einhalt getan, aber troz dessen übt dennoch der Gözenwagen eines jeden Dorfes, vermöge der abscheulichen Darstellungen, welche an und auf demselben zur Schau ausgestellt sind, einen höchst verderblichen Einfluß auf die Sitten des Volkes aus.

Im Monate Schrabana, teils aus Juli, teils aus August bestehend, werden zwei Feste gefeiert, das Schaukelfest und die Anbetung der Schlangenkönigin.

Krischna, der beliebteste Göze des Hindu-Pantheon, ist der Gegenstand der Anbetung bei dem Jhulana-Yatra, oder Schaukelfest. In einem Zimmer neben dem gewöhnlichen Aufenthalt des Gözen wird ein Tron, der bisweilen aus Silber, öfter aber von Holz gemacht ist, am Plafond mit Stricken befestiget. Das schwarze Gözenbild wird mit Flitter aufgepuzt und dann auf den Tron gesezt. Wie ein Kind in seiner Wiege wird der lustige Hirt von Gokul (der Gott Wischnu) in seinem Tronsessel gewiegt. Nachdem er genug geschaukelt ist, stellt man ihn auf seinen Altar, wo er durch Darbringung verschiedenartiger Geschenke unter Musikbegleitung verehrt wird. Ist die Anbetung vorüber, so bewirtet der Herr des Hauses, wo das Fest gefeiert wird, seine Freunde mit Süßigkeiten. Auf den Schmaus folgt eine dramatische Aufführung der Liebeshändel Krischnas, in welcher häßliche Knaben und erwachsene Männer die Rollen

der reizenden Radha und der schönen Milchmädchen von Brindaban spielen . . . . . . (Das weiter Mitgeteilte musste, zur Vermeidung von Ärgernis, unterdrückt werden.) Während drei bis fünf aufeinander folgenden Nächten wird der Göze geschaukelt, werden die Freunde bewirtet und die greulichen Schauspiele wiederholt. Nachdem man Zeuge von diesen und ähnlichen Vorgängen gewesen ist, kann man sich unmöglich über die allgemeine Verdorbenheit der Sitten und den totalen Mangel alles Zartgefühls, aller Sittlichkeit und Tugend der Hindu wundern. Können wir, angesichts dieser scheußlichen Vorkommnisse, in Abrede stellen, daß es dem vereinten Einfluß der Erziehung und des Christentums noch nicht gelungen ist, solche Fortschritte in der Kultivierung der Hindu-Bevölkerung zu machen, wie man voraussezen und wünschen möchte?*)

---

*) Welches Geflunker, welche Phrasen, welche Heuchelei! Man sollte gar nicht glauben, daß obige Worte im Direktory oder Adreßkalender Calcuttas, also in einem von der englisch-ostindischen Kompagnie herausgegebenen Buche, stehen, in einem Buche, das gleichsam vom Schwanengesang der in den Zügen liegenden Kompagnie wiederhallte, denn 1858 wurde sie zu den Toten geworfen, und Indien als ein integrierender Teil Englands erklärt! Welche Verdienste hat sich denn die englisch-ostindische Kompagnie vom Jahre ihrer Gründung bis zu ihrem Todestage (vom Jahre 1600 bis zum 1. September 1858) um die Religion und Bildung, Kultur und Gesittung der Hindu, um Gründung von Kirchen und Schulen, sowie um Hebung des Wohlstandes in Indien erworben? Was die Religion, die Voraussezung und Grundlage aller Bildung, Kultur und Gesittung, sowie die Gründung von christlichen Kirchen und Schulen anbelangt, so ist, der Wahrheit gemäß, zu konstatieren, daß die englisch-ostindische Kompagnie in der enorm langen Periode von 258 Jahren zur Ausbreitung der christlichen Religion, für Bildung und Gesittung der Hindu und zur Gründung christlicher Kirchen und Schulen so viel wie nichts getan hat, ja dieselbe hat dem Heidentum in allweg Vorschub geleistet , sie ist direkt und indirekt der Bekehrung der Hindu zum Christentum auf teils arglistige, teils gewalttätige Weise in den Weg getreten,

Ist es nicht sonderbar, daß das verhaßte und giftige Geschlecht der Schlangen je Gegenstand der Anbetung der

---

sie hat die grauenhafte Lasterhaftigkeit der Hindu patronisiert und überließ dieselben ihrer stumpfsinnigen Roheit und bestialischen Verwilderung. Sie hat durch ihre Beamten, die ihre Verachtung des Christentums zur Schau trugen und nur dem Mammon und der Genußsucht fröhnten und eine sehr laxe Moral verrieten, das Christentum in Mißkredit gebracht und den Hindu die Überzeugung aufgedrängt, daß das Christentum, nach englischem Muster, sich im praktischen Leben ganz anders ausnehme als im Katechismus, und daß der Getaufte seine sinnlichen Triebe und Leidenschaften nur besser zu verbergen wisse oder in manierlicherer Weise befriedige als der Umgetaufte, daß somit die christliche Religion Humbug und Schwindel seie.

Die Direktoren der englisch-ostindischen Kompagnie zeigten sich jederzeit feindselig gegen die Einführung des Christentums in Indien, gegen die Missionäre und namentlich gegen den Katholizismus; sie bewährten sich als echte Krämerseelen und no popery — Fanatiker. Sie hatten den englischen Faktoreien aufs strengste eingeschärft: „Die religiösen Vorurteile der indischen Fürsten, welche die Gründung englischer Faktoreien gestattet hatten, ja nicht zu verlezen." Als die vom englischen Parlament der ostindischen Kompagnie (auf je 20 Jahre) verliehenen Privilegien, anno 1793, erloschen waren, verlangte das Parlament, daß in die neue Charte (Privilegiumserneuerung) der Artikel aufgenommen werde: Die englisch-ostindische Kompagnie seie verpflichtet, für den religiösen Fortschritt unter den indischen Völkern tätig zu sein. Da entfuhr der Kompagnie ein Schrei der Entrüstung, die Direktoren erhoben gegen diesen Artikel energisch Protest und erklärten den Inhalt desselben als töricht, schädlich und verwerflich. Daraufhin ließ das Parlament diesen Artikel fallen, und als anno 1813 die Aufnahme desselben in die neue Charte wiederum beantragt wurde, erhob sich abermals ein Sturm der Indignation gegen denselben, und abermals fiel derselbe bei der Abstimmung durch. Der englische Generalgouverneur von Indien, Gilbert Elliot, Graf von Minto, der 6 Jahre lang (von 1807 bis 1813) mit eiserner Faust in Indien regierte, verwieß 8 Missionäre des Landes, er verweigerte jede Begünstigung und Unterstüzung der Bibelgesellschaften und bewilligte keinen Penny aus der Kompagnie-Kasse behufs des Druckes von Bibeln in den verschiedenen indischen Sprachen und deren Verbreitung unter den Hindu. Die Amtsnachfolger Mintos

Menschen werden könnte? Mag es vielleicht sein, daß der mächtige Drache, (der Verfasser dieser Beschreibung der

---

wandelten bis zum Jahre 1855 ganz präzis in dessen Fußtapfen. Das Parlament in London gestattete 1813, daß englische, und 1833, daß auch nicht-englische Missionäre in Indien das Christentum verbreiten dürfen, dagegen erhob aber die Kompagnie jedesmal Protest. Im Jahre 1847 verboten die Direktoren der Kompagnie allen ihren Beamten, sich in irgend einen Missions- oder Bibelverein aufnehmen zu lassen. In der anno 1833 erneuerten Charte der Kompagnie-Privilegien ist ausdrücklich die freie Religionsübung aller Kulte gewährleistet, aber das Wort „Christentum" war weder in dieser noch in einer früheren Charte erwähnt, als wäre schon das Wort „Christentum" mit der Pest behaftet und das Heidentum, den Islam, das Judentum, den Parsismus und die Loge mit Ansteckung bedrohend. Nur Feigheit, Charakterlosigkeit oder Verräterei fürchten sich, in religiöser Beziehung Farbe zu bekennen. Das Wort „Christentum" wurde zum erstenmal öffentlich und feierlich in der Proklamation vom 1. November 1858 ausgesprochen. In diesem für Indien hochwichtigen Aktenstücke tut die Königin Viktoria von England den Fürsten und Völkern Indiens kund und zu wissen, daß sie die Regierung Indiens von der ostindischen Kompagnie übernommen habe. Sie sagt in demselben: „Indem ich mich selbst fest auf die Wahrheiten des Christentums stüze, erkenne ich mit Dank die Tröstungen der Religion an, allein ich erkäre hiemit, daß ich weder berechtigt bin, noch den Willen habe, unsere Überzeugungen irgend einem unserer indischen Untertanen aufzudrängen. Wir erklären es als unseren königlichen Willen, daß niemand um seines Glaubens willen bevorzugt oder bedrückt werde, sondern daß vielmehr alle sich desselben unparteiischen Schuzes zu erfreuen haben. Wir befehlen allen unseren Behörden, und zwar bei Strafe unserer allerhöchsten Ungnade, sich jeder Einmischung in die religiösen Anschauungen unserer Untertanen zu enthalten." Diese Worte aus dem Munde der Königin Viktoria sind sehr schön und ganz recht, lobenswert und rühmlich, allein nichts desto weniger wird ein entschiedener Christ wünschen, die Königin, die bekanntlich tief religiös ist und den Titel „Defensor fidei" führt, möchte noch folgende Worte hinzugefügt haben: Es ist der sehnlichste Wunsch meines Herzens, daß meine indischen Untertanen der Segnungen des Christentums teilhaftig werden, und würden sich dadurch meine kühnsten und süßesten Hoffnungen verwirklichen. Welcher überzeugungstreue Christ wünscht nicht, die Königin möchte gesagt haben:

Hindufeste war jedenfalls in der Kenntnis der heiligen Schrift sehr schlecht beschlagen, denn sonst hätte er hier nicht

---

Ich befehle allen unsern Behörden, und zwar bei Strafe unserer allerhöchsten Ungnade, sich jeder unbefugten und gewalttätigen Einmischung in die religiösen Anschauungen unserer Untertanen zu enthalten; wir gestatten dagegen den Dienern der christlichen Kirchen, unseren indischen Untertanen das Evangelium zu verkündigen, und sind denselben von Seite unserer weltlichen Behörden keinerlei Schwierigkeiten und Hindernisse zu bereiten.

Die englische Regierung hofiert übrigens geradezu dem blödsinnigen Aberglauben und den verruchten gözendienerischen Gebräuchen der Hindu, respektive des Hinduismus oder Brahmanismus, indem sie vor dieser heillosen Religion die tiefste Hochachtung heuchelt und sie mit diplomatischer Finesse dem Christentum ganz gleichwertig an die Seite sezt. Am 23. Juli 1859 hat dieselbe englische Regierung allen ihren Beamten eingeschärft, den Hinduismus in amtlichen Schreiben ja nicht als Heidentum zu bezeichnen. Welche zarte Rücksicht, welche non-plus-ultra-Toleranz von Seite Englands, sage: Englands, das unter der Regierung Heinrichs VIII. und Elisabeths den katholischen Klerus aufs grausamste verfolgte, und das die katholischen Irländer bis auf den heutigen Tag wegen ihrer Religion aufs brutalste knechtet, dem Hungertode preisgibt oder zur Auswanderung nötigt. Dieses England trieft von Toleranz und zarter Rücksicht gegen den Hinduismus, während die Pastoren der englischen Hochkirche, die Traktätlein der Bibelgesellschaft und der Missionsvereine den Katholizismus, namentlich die Lehre vom heiligen Meßopfer, von der Verehrung und Anrufung der Heiligen, vom Ablaß, vom Reinigungsort ꝛc., gänzlich unbeanstandet und ungestraft, als Aberglauben, Abgötterei und Heidentum bis auf den heutigen Tag lästern, verhöhnen und brandmarken! Wenn der Hinduismus mit seinen 330 Millionen Göttern, Göttinen und Genien, mit seinem schamlosen Kultus und seinem grauenhaften Sittenverderbnis kein Heidentum ist und nicht als solches bezeichnet werden darf, was ist denn derselbe eigentlich? Ist er etwa die wahre Religion? Ist die abgöttische Verehrung der Stiere, Kühe, Affen, Schlangen und Pfauen vernünftig und des Menschen würdig? Sind die durch den Hinduismus gehegten Laster Tugenden? Sind die Bajaderen und Natschmädchen den englischen Ladies als ebenbürtig, vollberechtigt und gleichwertig an die Seite zu sezen?

Alle Verdienste, welche die englisch-ostindische Kompagnie sich um

von einem „mächtigen Drachen“ (mighty dragon) gefabelt. Der mosaische Bericht (siehe I. Mosis III. 1—16) spricht

---

Religion, Bildung und Gesittung erworben hat, reduzieren sich lediglich darauf:

1. Vom Jahre 1828—1830 hat sie die Verbrennung der Wittwen mit dem Leichnam ihrer Männer durch Gesez verboten. Sie hat also bis zum Jahre 1828 diesen grauenhaften Selbstmord von Millionen Wittwen geduldet! Gegen die fanatischen Selbstmorde anläßlich des Wagenfestes Dschagannaths blieb sie dagegen indolent. Erst anno 1877 schritt die englische Regierung gegen diesen bluttriefenden Fanatismus ein.

2. Hat sie einige Male schüchterne Versuche gemacht, den Mädchenmord zu unterdrücken, was ihr aber, infolge der angewendeten halben Maßregeln, nicht gelang. Erst 1870 hat die englische Regierung sehr strenge Maßregeln gegen diese, Jahrhunderte lang geübte Unnatur und Grausamkeit der Hindu ergriffen.

3. Hat sie, durch die Umstände gedrängt, für die katholischen Soldaten der englischen Armee Militärkapläne angestellt, doch bezahlte sie dieselben, im Verhältnis zu den protestantischen, sehr stiefmütterlich und knauserig, indem sie jenen in der Regel einen 4—5 mal höheren Gehalt als diesen zuerkannte. Ich führe hier blos einige Beispiele dieser schreienden Willkürlichkeit an. In der englischen Invalidenstation Chunar, am Ganges, erhielt, in den Jahren 1850—1860, der katholische Militärkaplan per Monat 200 Mark, während der anglikanische 500 Mark bezog. In Berampore (apostolisches Vikariat Visigapatam) bezog der katholische Militärkaplan per Monat 80 Mark, während dem anglikanischen nicht weniger als 1200 Mark zuerkannt wurden. Der protestantische Feldkaplan I. Kl. bezieht gegenwärtig von der englischen Regierung per Jahr 13.714 Mark, jener II. Kl. 17.142 Mark und jener III. Kl. 21.623 Mark. Alle protestantischen Militärkapläne haben Majorsrang, sind pensionsfähig und beziehen bei Unternehmung von Geschäftsreisen eine Diät von 13 Mark 71 Pf. Der katholische Feldkaplan dagegen bezieht blos 3700—6000 Mark, er besizt keinen militärischen Rang, ist nicht pensionsberechtigt und hat auf Dienstreisen eine knapp bemessene Diät anzusprechen, die kaum seine Auslagen deckt. Wenn in einer Stadt blos drei englische Beamte, die sich zur protestantischen Hochkirche bekennen, angestellt sind, so sendet die Regiernng einen Pastor dorthin, der jährlich 17—30.000 Mark aus der Regierungskasse bezieht. Überdieß baut sie dort eine Kirche und stellt einen Sakristan an. Bekennen sich dagegen die von der Regierung ange-

stets nur von einer listigen Schlange (artful snake, nach der Vulgata: serpens callidus); es ist darum rein unerfind-

stellten Beamten zur katholischen Religion, so überläßt sie denselben die Sorge, einen katholischen Priester anzustellen und eine Kirche zu erbauen. Als ich mich in Indien befand (1871/72), bezog der anglikanische Erzbischof von Calcutta aus der englischen Staatskasse ein jährliches Einkommen von 108.205 Mark, während ein katholischer Bischof als solcher aus derselben gar keinen Gehalt bezieht, dagegen als Standesbeamter (wegen Führung der Listen der Standesbeamtung, der Geburten, Ehen und Sterbfälle in allen Pfarreien und Militärstationen seines Sprengels) mit jährlichen 7200 Mark abgefertiget wird. Ganz ähnliche Verhältnisse walteten in dieser Beziehung unter der Regierung der englisch-ostindischen Kompagnie ob, d h. in höchst parteiischer und ungerechter Weise wurde von Seite der Kompagnie gegen die Angehörigen der katholischen Kirche verfahren.

Behufs Errichtung der Kirchen für die Soldaten der englischen Hochkirche war die englisch-ostindische Kompagnie äußerst freigebig — sie schenkte die Bauplätze, ließ die Kirchen auf ihre Kosten erbauen, richtete sie vollständig ein, stellte einen Sakristan an, bezahlte ihn und schaffte sogar noch die Besen zur Reinigung der Kirchen an; bei Erbauung von Kirchen für die katholischen Soldaten, die größtenteils Irländer sind, zeigte sie sich dagegen jederzeit sehr filzig und knauserig, denn sie trat gewöhnlich nur den Bauplaz zur Errichtung der katholischen Kirche ab, für den Bau selbst und die Einrichtung der Kirche ließ sie dagegen die katholischen Soldaten, deren Militärkapläne und die katholische Charitas sorgen.

Bei jedem sich darbietenden Anlaß trieb die englisch-ostindische Kompagnie den Katholiken gegenüber Seelenfängerei. Zur Versorgung der Waisenkinder von englischen Soldaten errichtete dieselbe einige Zentral-Waisenhäuser, in welchen die Kinder protestantisch erzogen wurden. Nach dem Tode katholischer Soldaten beschlagnahmte sie deren hinterlassene Kinder, nahm dieselben in die erwähnten Waisenhäuser auf und ließ sie protestantisch erziehen. Mochten auch die katholischen Väter vor ihrem Tode testamentarisch angeordnet haben, daß ihre hinterlassenen Kinder nicht in das protestantische Waisenhaus aufgenommen werden dürften, mochten auch die Wittwen der verstorbenen Soldaten, also die Mütter der Halbwaisen, sich erbieten, für den Unterricht und die Erziehung derselben zu sorgen — es blieb alles unberücksichtigt! Die Regimentskommandeure wurden von der Kompagnie strengstens angewiesen, auch die katholischen

lich, wie der Hindufestbeschreiber, ein gewisser Ward, Verfasser einer „Literaturgeschichte“ und der „Religion der

---

Waisenkinder in das betr. protestantische Waisenhaus zu senden, und, im Weigerungsfalle von Seite der Mütter derselben, Gewalt zu brauchen. Gegen diese Barbarei, diese moderne Sklaverei, diesen abscheulichen Gewissenszwang, diese himmelschreiende Seelenfängerei und Intoleranz traten die katholischen Soldaten einmütig auf, ja sie erboten sich, für den Unterricht und die Erziehung der Waisen ihrer verstorbenen Kameraden sorgen zu wollen, allein die intoleranten no-popery-Krämerseelen sezten ihren fanatischen Beschluß aufs rücksichtsloseste mit Gewalt in Vollzug. Da ersannen aber die irländischen Soldaten, denen ihre Religion über alles geht, ein Mittel, die katholischen Waisenkinder ihrer Religion zu erhalten, an welchem die raffinierte Seelenfängerei der Kompagnie zu Schanden wurde: sie übernahmen nämlich die Kinder ihrer katholischen Kameraden, noch ehe deren Tod eingetreten war, mit Einwilligung derselben und übergaben sie katholischen Frauenklöstern zur Erziehung. Selbstverständlich machten sie sich verbindlich, durch freiwillige Beiträge alle dadurch entstehenden Kosten zu bestreiten. Als sich nun die Kompagnie durch den Augenschein überzeugen musste, daß all ihre, in der Ausübung der Proselytenmacherei angewendeten Künste, ihre erheuchelte Barmherzigkeit sowohl wie ihre banditenmäßigen Gewaltsmaßregeln, vor der religiösen Begeisterung und dem großmütigen Opfersinn gemeiner Soldaten, armer, verachteter Irländer, die Waffen strecken mussten; zog sie andere Saiten auf: sie erklärte sich bereit, für jedes katholische Soldatenwaisenkind, behufs dessen Erziehung in einem katholischen Institut, monatlich gerade so viel wie für ein protestantisches, nämlich 5 Mk. 14 Pf. ($2\frac{1}{2}$ Rupien oder 5 englische Schillinge) zu bezahlen.

4. Ist die englisch-ostindische Kompagnie in ihrem eigenen Interesse mit Ernst und Strenge gegen die Kaste der Thags (Raubmörder, Straßenräuber) aufgetreten und hat dieselbe in den, unter ihrer (der Kompagnie) unmittelbaren Regierung stehenden Staaten ausgerottet, in den sogenannten Vasallen- oder Tributstaaten dagegen steht diese Kaste noch in Blüte. Im Jahre 1820 ordnete sie die polizeiliche und kriminelle Verfolgung der Thags an und errichtete 1835 ein eigenes Armeekorps zur Aufsuchung und Festnahme derselben. Alle des Raubmords überwiesenen Thags wurden, nach § 310 und 321 des indischen Strafgesezbuches, zum Tode durch den Strang verurteilt In der kurzen Zeit vom 1. Januar bis 1. Oktober 1835 wurden 2000 Thags gefangen genommen, und von diesen 382 ge-

Hindu", der unstreitig zur englischen Hochkirche gehörte, deren Glieder als sehr bibelfest gelten, dazu kam, aus der biblischen

henkt, 1200 auf Lebenszeit auf die Galeeren geschickt und die restlichen 418 zu lebenslänglicher Kerkerstrafe verurteilt. Dieser, der Thags-Kaste bewiesene blutige und furchtbare Ernst war von dem besten Erfolge gekrönt: in kurzer Zeit waren in den englischen Staaten Indiens die Thags verschwunden und die Untertanen von dieser schrecklichen Landplage erlöst.

Das sind die Verdienste, die sich die englisch-ostindische Kompagnie im Laufe von nicht weniger als 258 Jahren um die christliche Religion überhaupt und die Einführung von Bildung und Gesittung unter den Hindu erworben! Rari nantes in gurgite vasto — wie armselig, wie verschwindend klein sind diese Leistungen im Verhältnis zu der riesig langen Zeit von 258 Jahren, zu dem Einfluß, den die Kompagnie tatsächlich auf dem politischen und merkantilen Gebiete in Indien ausübte, und den es, bei gutem Willen, auch auf dem religiös-sozialen hätte ausüben können, und endlich im Verhältnis zu den Machtmitteln geistiger und materieller Art, die ihr, den Indiern gegenüber, zu Gebot standen. Allein was lag der Kompagnie, die lediglich aus Krämerseelen bestand, an der Religion, der Bildung und Gesittung der Indier! Sie wollte in ihrer unersättlichen Quadratmeilensucht, in ihrer Ländergier und ihrem Golddurst Indien unterjochen und sich schnell bereichern, auf dieses Ziel steuerte sie während fast 8 Menschenaltern mit vollen Segeln los, zu dessen Erreichung sezte sie alle Hebel an und gebrauchte alle Mittel: List und Gewalt, Schmeichelei und Intrigue, Spionage und Bestechung, Wortbruch und Verrat; namentlich hezte sie die indischen Fürsten aufeinander und bot sich ihnen dann als Vermittlerin und Friedensstifterin an. Waren dieselben so töricht, in die ihnen gestellte verhängnisvolle Falle zu gehen, so war es gewöhnlich um die Souveränität beider geschehen. An den Höfen der indischen Fürsten unterhielt sie Spione und Wühler, die durch käufliche Kreaturen dem Fürsten und seinen Räten Opposition machen und sie dem Haß und der Verachtung des Volkes preisgeben mussten. Dann trat die Kompagnie ins Mittel, sendete einen Residenten als Unterhändler und ließ gewöhnlich durch diesen erklären: Der Fürst ist unwürdig oder unfähig, das Szepter zu führen. Sie verleitete ferner die indischen Fürsten sehr oft dazu, einen unerhörten Aufwand zu machen, wodurch diese genötigt wurden, die Steuern zu erhöhen oder sich in Schulden zu stürzen. Dann reizte sie das Volk zu revo-

Schlange einen fabelhaften, der Mythe angehörenden Drachen zu machen.) Mag es also vielleicht sein, daß der mächtige

---

lutionären Kundgebungen und die Gläubiger zu Drohungen mit Gant und Exekution auf. Nun trat die Kompagnie gegen den Fürsten auf, erklärte denselben für einen Verschwender und leichtsinnigen Schuldenmacher, stellte ihn unter Kuratel, nahm ihm in kurzer Zeit sein Land weg und machte sich verbindlich, die Gläubiger zu befriedigen. Der englische Schriftsteller Potter sagt im I. Bande seines interessanten Werkes „Progresses of the nation", Seite 127: „England darf auf seine Kolonisationsversuche nicht stolz sein. Mit Ausnahme der Strafkolonien und Sierra Leone, welches diesen Charakter halbwegs hat, sind alle englischen Kolonien eine Frucht der Eroberung."

Der englische Generalgouverneur Lord Clive, der sich um die Unterjochung Indiens die größten Verdienste erworben und sich, am 22. November 1774, eine Kugel durch den Kopf jagte, schrieb an die Direktoren der englisch-ostindischen Kompagnie, als dieselben den löblichen Beschluß gefaßt hatten, alle weiteren Eroberungen in Indien einzustellen: „Die indischen Fürsten haben solche Beispiele unserer Herrschsucht erlebt, daß sie bei uns Genügsamkeit nicht mehr für möglich halten können, und deßwegen müssen wir ..... vollkommen und ohne Rückhalt selbst Nawabs (d. h. indische, heidnische oder mohammedanische Despoten) werden." Kurz, mit einem Wort: Unterjochung und Ausbeutung waren der einzige Zweck der englisch-ostindischen Kompagnie. Weit über die Hälfte Hindostans, das 240 Millionen Einwohner zählt, hat die Kompagnie indischen Fürsten entrissen und sich angeeignet; die andere, geringere Hälfte verblieb indischen Vasallenfürsten, gegenwärtig 153 an der Zahl, und 190 Aftervasallen, die 15 Millionen Mark Tribut an die englische Staatskasse zu zahlen haben.

Die Kompagnie legte den Bewohnern Indiens schwere, fast unerschwingliche Steuern auf und ließ dieselben durch die geldgierigen Zemindars (Gutsherrn, Ortsvorsteher) erheben, die das Volk aufs unbarmherzigste aussaugten, ihm Geld abpreßten und dasselbe in Schulden stürzten.

Die Kompagnie gewährte den von ihr Angestellten ein sehr hohes Einkommen und reiche Pensionen. Sie überschwemmte ganz Hindostan mit englischen Fabrikaten und belegte alle nicht englischen Erzeugnisse mit hohen Zöllen. Zu allen Zeiten, sowohl während der Herrschaft der

Drache (sagt der Hindu-Festbeschreiber von Calcutta), welcher die Mutter des Menschengeschlechtes betrogen, es durch seine

englisch-ostindischen Kompagnie als auch seitdem Hindostan ein integrierender Teil der englischen Besizungen ist und unter der unmittelbaren Regierung Englands steht, lassen sich jährlich einige Hundert Engländer bei der Militär- oder Civil-Verwaltung in Hindostan anstellen, allein sie bleiben nur so lange dort, bis sie entweder pensionsberechtigt sind oder sich ein Vermögen gesammelt haben, von dessen Zinsenerträgnis sie leben können; dann kehren sie Hindostan den Rücken, lassen sich entweder in England oder an einem reizenden Punkt der Erde nieder und verzehren dort die in Indien gemachte Beute.

Es ist weltbekannt, daß sowohl die englisch-ostindische Kompagnie als auch die jezige englische Regierung es duldet, daß in Fabriken Englands, namentlich in Liverpool, indische Gözenbilder massenhaft verfertigt, und ganze Schiffsladungen derselben in Indien eingeführt werden. Das heißt doch offenbar: dem Heidentum Vorschub leisten, den Gözendienst befördern und die Hindu absichtlich in Aberglauben, Irrwahn und viehischer Verwilderung erhalten. Das französische Journal „Archive de christianisme“ geißelte, 1873, in einem Artikel diese Perfidie und Charakterlosigkeit gebührendermaßen und sagte dann: „Oft befinden sich auf einem und demselben Schiffe ebenso viele siamesische, birmanesische oder indische Neue Testamente als Kisten mit Gözenbildern. Was hilft es also, wenn Missionäre der englischen Hochkirche nach Indien gehen, um den Gözendienst auszurotten, wenn, sich christlich nennende Handelshäuser dem Gözendienst Vorschub leisten, und wenn der Chef des Liverpooler Hauses (der Gözenfabrik) Präsident einer Bibelgesellschaft ist!“ Das sind sehr bittere und sarkastische, aber sehr wahre und sehr wohlverdiente Worte.

Es ist also, im Hinblick auf das Angeführte, sehr schwer einzusehen, wie die englisch-ostindische Kompagnie den traurigen Mut haben konnte, in dem erwähnten Direktory oder Adreßkalender mit eiserner Stirne in die Welt hinauszuposaunen: „Können wir, angesichts dieser scheußlichen Vorkommnisse, in Abrede stellen, daß es dem vereinten Einfluß der Erziehung und des Christentums noch nicht gelungen ist, solche Fortschritte in der Kultivierung der Hindu-Bevölkerung zu machen, wie man voraussezen und wünschen möchte?“ Das ist die Sprache eines vollendeten Tartüffe (Scheinheiligen, Heuchlers) und eines abgefeimten Macchiavelli (geriebenen Diplomaten). Gerade die englisch-ostindische Kompagnie trägt die Schuld, daß die Hindu

teuflischen Künste dahingebracht hat, daß bei den Menschen die Anbetung der Schlange als Zeichen der Anerkennung seiner großen Macht und zur Erinnerung an ihren schmählichen Fall eingeführt wurde, oder daß die Gestalt und die unheimlichen Windungen des scheußlichen Gewürmes, dasselbe als ein Sinnbild der Macht und Ewigkeit erscheinen ließ; oder mag es sein, daß hier der anerkannte Grundsaz der Religion sich Geltung verschaffte, nämlich: daß, was furchtbar ist, auch anzubeten sei, — so viel ist gewiß, daß die meisten der alten Völker der Schlange göttliche Ehre erwiesen haben.

Es ist wohl bekannt, daß alle tropischen Länder Schlangen beherbergen. Gegen das Ende des Sommers, aber ganz besonders während der Regenzeit, kriechen die Schlangen aus ihren Löchern hervor und töten viele Menschen und Tiere. In Bengalen sterben jährlich mehrere Hunderte von Menschen an Schlangenbiß; daher sucht man bei mancher Gelegenheit des Jahres hindurch, die gefürchtete Schlangenkönigin Manasa-Devi durch Geschenke, Gelübde und Feste zu besänftigen. Im Monat Schrabana verehrt man die Schlangengöttin mit großem Glanz. Das Bildnis der, auf einer Lotusblume sizenden und von Schlangen umzüngelten Göttin oder ein Ast des Schlangenbaumes, einer Art Euphorbia, oder ein Topf voll Wasser, in welchem sich aus Thon geformte Schlangen befinden, bilden den Gegenstand ihrer Anbetung. Männer, Frauen und Kinder, alle bieten ihr Geschenke an, um sich vor dem Zorn einer so gefürchteten Göttin zu schüzen.

---

im tiefsten Heidentum, im absurdesten Gözendienst und in schauerlichem Sittenverderbnis stecken. Das ist die pure, unverfälschte Wahrheit, das wird jeder bestätigen, der die indischen Verhältnisse aus eigener Erfahrung kennt, und dieses Zeugnis wird einst die unparteiische Geschichte der englisch-ostindischen Kompagnie ausstellen.

Die Mals oder Schlangenfänger spielen bei diesem Feste eine große Rolle. Gerüste von Bambusrohr werden vor dem Bildnis der Göttin errichtet. Die Hindu tragen Gefäße herbei, in welchen sich verschiedenartige Schlangen befinden. Die Mals, welche oft ganz betrunken sind, besteigen die Gerüste, nehmen die Schlangen aus den Gefäßen und lassen sich von ihnen in den Arm beißen. Alle Schlangen werden vergöttert, von der schlanken, harmlosen Hele an, bis zu der großen Boa konstriktor und der furchtbaren Cobra di Capello, und alle*) erscheinen hier, und suchen unablässig die sie neckenden

*) Diese Behauptung ist jedenfalls übertrieben; denn es gibt in Indien 211 Arten von Schlangen, von denen 33 giftig sind. Wie könnten also beim Schlangenfest alle Arten vertreten sein! Unter den giftigen Arten kommen am häufigsten vor: Die Brillenschlangen (cobra di capello, naja tripudians), die gefleckten Nattern (daboia elegans) und die schwarzen Nattern mit weißen Ringen (bungarus arenatus). Die gefährlichste von allen giftigen Schlangen ist die Brillenschlange, ihr Biß ist absolut tötlich, schon nach wenigen Minuten stirbt der von ihr Gebissene, und haben sich alle Heilmittel als wirkungslos erwiesen. Leider kommt dieses leicht gereizte, jähzornige Gewürm in ganz Indien sehr häufig vor, und ist man allenthalben, namentlich in Gärten, auf Spaziergängen, auf der Jagd, beim Botanisieren ꝛc. von demselben bedroht. Ich begegnete öfters der Cobra auf Malabar-Hill, bei Bombay, auf den Inseln Salsette und Elephanta, sowie in der Umgebung von Madras. Auf Salsette hat es so viel Schlangen, daß die Bewohner dieser Insel, wenn sie des Nachts ausgehen, ein Licht in einer Laterne bei sich tragen, da die Schlangen eine große Scheu vor dem Licht haben, und daß sie überdieß sich eines metallenen Stockes bedienen, der oben in eine Gabel ausläuft, an deren Zinken sich Metallringe befinden. Schritt für Schritt stoßen sie diesen Stock auf den Boden, wodurch ein widerliches Klirren entsteht, das die Schlangen verscheucht. Ich unternahm, während meines Aufenthaltes in Bandora, auf der Insel Salsette, eines Tages, am frühen Morgen, einen Spaziergang an das Meeresufer. Auf diesem Weg kam ich an einem Weiher vorbei und bemerkte im Straßenstaub sehr viele Schlangenspuren. Ich zählte dieselben ganz genau ab und machte dadurch die Erfahrung, daß, auf eine Länge von 100 Schritten, nicht weniger als

Mals zu töten. Biß folgt auf Biß, die Arme triefen von Blut, allein die verwundeten Mals fahren unter dem betäuben-

---

21 große und kleine Schlangen zu dem Weiher gekrochen waren, um in demselben ein Bad zu nehmen. Nach genommenem Bad waren 19 wieder über die Straße zurückgekehrt. Wie viele Schlangen mögen aber im ganzen Umkreise des Weihers zum und wieder vom Wasser gekrochen sein!

Die schönste aller Schlangen Indiens ist die schillernde Metallnatter (boiga, leptophis ahaetulla). Sie gehört zu den dendrophidae, da sie auf Bäumen lebt, sehr gut klettert und sich von Ast zu Ast schnellen kann. Als ich einst die, auf einem Hügel am Meeresstrand, bei Bandora, äußerst romantisch gelegene Muttergottes-Kapelle, bei der ein portugiesischer Priester angestellt ist, besuchte, bemerkte ich in den untern Zweigen eines gewaltigen Mangobaumes eine wunderschöne Schlange, die sehr behende von Zweig zu Zweig, von Ast zu Ast hüpfte. Mein Begleiter warnte mich ernstlich, unter dem Baume stehen zu bleiben, indem er erklärte, die schöne Schlange seie sehr giftig und sehr bösartig; sie begebe sich, wenn jemand unter dem von ihr bewohnten Baume laufe, auf den untersten Zweig und springe dann auf die Achsel oder Schulter ihres Opfers, beiße es in den Hals oder Nacken und töte es dadurch unfehlbar. Durch diese Warnung mißtrauisch gemacht, beobachtete ich die Bewegungen der prächtigen Schlange noch genauer und sorgfältiger und musste dabei allerdings die Wahrnehmung machen, daß sie immer tiefer herabstieg und mir näher zu kommen suchte. Als sie sich nun auf den untersten Zweig des Baumes, der blos 30 Centimeter von meinem Kopf entfernt war, vorsichtig herabließ, gab ich ihr mit meinem Stock einen Streich, der sie augenblicklich tötete. Sie fiel zu Boden, worauf ich sie aufhob und genau betrachtete. Sie war 45 Centimeter lang und sehr dünn. Auf dem Rücken war sie wunderbar schön grün und azurblau bronziert, die Flanken waren goldglänzend und der Bauch silberfarbig. So viel ich an den Eckzähnen der oberen Kinnlade wahrnehmen konnte, waren dieselben nicht durchbohrt; es schien mir also, daß diese Schlange nicht zu den giftigen Arten gehöre — doch, ich gebe es zu, könnte ich mich auch getäuscht haben, da die Abenddämmerung schon hereingebrochen war, und der Hinduknabe, der mich auf diesem Spazierweg begleitete, die ihm übergebene Schlange verlor, so daß ich mit deren Zähnen des andern Tages keine genauere Untersuchung anstellen konnte.

Wenn man über fremde Länder in Büchern oder bei Personen Be-

den Beifallrufen der Zuschauer dennoch fort, die Schlangen zu reizen. Hin und wieder fallen sie von dem Gerüste herunter, sie geben sich dadurch den Schein, als verspürten sie die Wirkung des Giftes, aber sogleich schicken sie sich an, die empfangenen Wunden durch Beschwörungen zu heilen. Alles ist aber bloßer Schein; denn die Schlangen, mit denen sie spielen, die sie necken und zum Zorn reizen, sind vorher dazu abgerichtet worden, und die Giftzähne wurden ihnen mit großer Sorgfalt ausgezogen. Die meisten der gewöhnlichen Zuschauer geben sich aber dem Glauben hin, die Mals seien auserwählte Diener Schiwas, und Lieblinge der Schlangengöttin Manasa. Obwohl die übernatürlichen Ansprüche der Mals lächerlich sind, so muß man dennoch gestehen, daß sie die Schlangen zum Gegenstand ihres besonderen Studiums gemacht haben. Sie sind vollständig bekannt mit den Eigenschaften und Gewohnheiten derselben. Sie verfolgen oft eine

---

lehrung und Aufklärung sucht, kann man nicht vorsichtig und argwöhnisch genug sein, da man von Menschen und Büchern sehr oft in die Irre geführt wird. Ich will diesbezüglich nur ein, und zwar ein ganz eklatantes Beispiel aufführen. Meyers Konversationslexikon, III. Aufl., behauptet im Artikel „Ostindien", XII. Band, Seite 408: „In Bezug auf die Vögel ist hervorzuheben, daß der Papagei in Ostindien fehlt." Nun fehlt aber der Papagei in Ostindien nicht nur nicht, sondern er kommt dort, namentlich an den Ufern des Ganges, so häufig vor, daß er die Obstbäume, die Gärten und Reisfelder förmlich plündert und, wenigstens den Europäer, durch sein abscheuliches Geschrei fast zur Verzweiflung bringt. Mit vollem Rechte erwähnt daher die „Allgemeine Realencyklopädie" von Manz, III. Aufl., im Artikel „Indien", Band VII. Seite 1074: „daß die Wälder Indiens von zahllosen Papageien bewohnt sind." Das Mayer'sche Konvers.-Lex. widerspricht sich übrigens selbst, denn im Artikel Benares, II. Band, Seite 943 heißt es von den reizenden Gärten und Höfen in Benares: „Andere kleinere Höfe haben Blumenbeete mit einem Springbrunnen in der Mitte und sind bewohnt von zahlreichen Vögeln mit dem glänzendsten Gefieder, von Schwärmen von Tauben, blauen Dohlen, gelbbrüstigen Sperlingen und glänzenden Papageien."

Schlange so lang, bis sie sich in ein Loch verkriecht, und dann reißen sie dieselbe mit Gewalt aus ihrem Versteck; sogar die furchtbare Cobra wird durch die auffallende Überlegenheit der Mals eingeschüchtert. Während sie die Schlangen aus ihren unterirdischen Schlupfwinkeln hervorholen, murmeln sie Zauberformeln, in welchen die Namen „Manasa, Mahadeva" = (Schiwa) sich oft wiederholen. Nur der Aberglaube kann diesen nichtssagenden Worten eine übernatürliche Macht zuschreiben, aber die gesundeste Philosophie*) darf zugeben, daß es Pflanzen gibt, deren Wurzel den Schlangen zuwider ist, und von welcher sie sich instinktmäßig wegwenden. Alle Schlangenfänger in Bengalen tragen, so oft sie auf die Schlangenjagd gehen, ein Bündel Wurzeln von einer gewissen Pflanze bei sich. Wenn eine, in ihrem Nest gestörte Schlange, zischend vor Zorn, mit geringeltem Leib und in die Höhe gereckten Kopf, wütend herausfährt, dann hält ihr der Mals das Bündel Wurzeln hin, und sie wird sogleich mutlos wie ein Aal. Dessen sind wir mehr als einmal Zeuge gewesen. Doch kehren wir zu unserm Gegenstand zurück! Die Schlangenspiele, von denen die Rede ist, finden in allen Teilen Bengalens statt. In dem Bezirk Hugli ist ein kleines Dorf, wohin jedes Jahr Tausende von Menschen gehen, um den Schlangenproduktionen beizuwohnen, und dabei werden geschickte Mals von der staunenden Menge immer mit Geld und Kleidern beschenkt. Während wir eine kurze Beschreibung des großen Festes der Schlangenkönigin geben, dürfen wir ein Vorkommnis, welches sich einige Tage vor dem öffentlichen Schlangenfeste vollzieht, nicht mit Stillschweigen übergehen. Bengalische Mütter, die sehnlich wünschen, ihre Kinder möchten vor Schlangenbiß bewahrt bleiben, erflehen die Gunst

---

*) Nicht die Philosophie, sondern die Naturwissenschaft und Empirie (Erfahrung) haben über die Künste der Mals zu entscheiden.

der Göttin Manasa. An einem der lezten Tage Schrabanas sieht man Frauen aus einem Dorfe kommen; in ihren Händen tragen sie Gefäße, welche eine Mischung von Reis, Milch und Zucker enthalten. Nachdem sie das Dorf verlassen haben, machen sie, meistens in der Nähe eines Teiches, Halt, wo sie der Göttin, von welcher jedoch kein Bildnis aufgestellt ist, ihre bescheidenen Geschenke zum besten ihrer Kinder anbieten. Nachdem die Opferung vorüber ist, laben sie sich an den mitgebrachten Speisen: Reis, Milch und Zucker, und, der Göttin dankend, kehren sie in dem festen Vertrauen heim, daß ihre Kinder vor dem Biß giftiger Schlangen bewahrt bleiben. In Städten und großen Dörfern, wo die Frauen den erwähnten Kultus nicht auf freiem Felde ausüben können, findet derselbe, Ban-bhojan genannt, zu Hause statt. Troz aller Vorsorge und aller Frömmigkeit der Hindu-Mütter, werden ihre Kinder dennoch bisweilen von Schlangen gebissen. In allen solchen Fällen wird aber die Macht Manasas keineswegs in Frage gestellt, sondern man beschuldiget hierwegen entweder die Mütter, als hätten sie die erzürnte Göttin nicht hinlänglich besänftiget, oder deren Kinder selbst, man sagt nämlich: sie seien deßwegen getötet worden, weil sie zu wenig Ehrfurcht vor der Göttin Manasa besäßen.

Das einzige bemerkenswerte Fest im Monat Bhadra, gegen Ende August und anfangs September, ist die jährliche Geburtsfeier Krischnas. Das Fest wird Nandotsaba genannt, wörtlich „die Freude Nandas", des Pflegvaters des Hirtenkönigs Krischna. Die Art und Weise, wie die Verehrer dieses Gottes ihre Freude an seinem Geburtstag äußern, ist nicht das Feinste. Wenn die eigentliche religiöse Feier vollendet ist, graben die sich freuenden Verehrer Krischnas eine Vertiefung im Hof vor dem Tempel des Gözen, und schütten Wasser, geronnene Milch, Erde und andere Substanzen hinein; dann springen sie in die Vertiefung, bestreichen

ihren Körper mit dem dicken Brei und tanzen in diesem Aufzug wie rasend, mit erhobenen Händen und das Lob ihres geliebten Gözen brüllend, um den Tempel. Aus dem Hof gehen sie in die Straßen und machen die Runde im Dorfe (oder in der Stadt). Nachdem sie bis zur Erschöpfung getanzt und gesungen haben, springen sie in einen Teich und waschen sich in demselben. Ist die religiöse Lustbarkeit am Vormittag vorbei, so legen sie sich zur Ruhe. Sobald es am Abend kühl geworden, erweckt der Ton der Mirdanga die schlafenden Waischnawas (Wischnuverehrer), die sich dann in Partien versammeln und das Lob Krischnas und Radhas (eines Hirtenmädchens, die Krischnas Geliebte war,) singen. Diese Sängerchöre lachen, tanzen, weinen und werfen sich von Zeit zu Zeit zur Erde, wenn sie durch die Straßen ziehen. Der Geburtstag Krischnas ist für die Waischnawas eine Zeit hoher Festlichkeit: sie puzen ihre Häuser, schicken einander Geschenke, kleiden sich in ihre schönsten Gewänder und schmücken sich mit ihren kostbarsten Kleinodien. Ohne Zweifel begleiten Fasten und Bußwerke dieses Fest, aber jene gehen diesem voraus. Von diesem Feste ziehen die Goshawamis (Kühebesizer) die größten Vorteile, denn ihre blinden und betörten Anhänger machen ihnen reiche und bedeutende Geschenke. Die professionsmäßigen Waischnawas-Bettler werden ebenfalls bei dieser Gelegenheit reichlich bedacht.

Im Monat Aschwina, welcher in den September und Oktober fällt, feiert man das Durga- und Lakschmi-Putscha-Fest.

Durga-Putscha. Unter allen bengalischen Festen ist jenes zu Ehren der Durga unstreitig das Hauptfest. Männer, Frauen und Kinder, die Gelehrten und Unwissenden, die Reichen und die Armen, der selbstgerechte und hochmütige Brahmine, wie der demütige und verachtete

Tschandala*), alle begrüßen die Wiederkehr dieses Festes mit der größten Freude; es ist eine Zeit des Jubels durch das ganze Land. Alle Hindu, in welchem Teil des Landes sie sich auch im Interesse des Handels aufhalten mögen, kehren nach Hause zurück, um dort dieses Fest zu feiern. Die Mofussiliten, welche in Calcutta wohnen, schließen ihre Läden, beendigen ihre Geschäfte und eilen auf das Land.

Aller Reichtum wird bei dieser Gelegenheit aufgeboten und alle Pracht entfaltet. Jeder trägt die besten Kleider und die besten Schuhe, die er auftreiben kann. Es gibt im ganzen Land kaum eine Hindu-Familie, die nicht für dieses Fest neue Kleider kauft; alle Klassen des Volkes, Handwerker, Kaufleute, Krämer 2c. sparen ihr Geld Monate lang für dieses Riesenfest zusammen, und sehr oft werden die sauer verdienten Ersparnisse eines ganzen Jahres während der drei Putscha-Tage verschwendet. Die Juden waren nicht fröhlicher am Feste Purim, die Christen sind nicht freudiger gestimmt an Weihnachten, als es die Hindu während des Durga-Putschas sind. Alles ist Lust und Freude. Der Bauer legt seinen Pflug bei Seite, der Kaufmann seine Bücher, der Handwerker seine Werkzeuge, der Gutsbesitzer seine Sorgen, und alle nehmen Anteil an der allgemeinen Fröhlichkeit. In jedem Dorfe hört man die Musik des Tamtam und in jedem Haus Frohlocken. Welche Ausbrüche der Freude kann man nicht in dieser Zeit allgemeiner Aufregung wahrnehmen! Welche leuchtende Blicke, welche fröhliche Gesichter, welche Glückwünsche der Freunde, welche Ströme der Lust, welches Meer der Wonne!

Es ligt nicht in unserer Absicht, Vorlesungen über das Ritual und die Mythologie der Hindu zu halten, sondern

*) Ein Tschandala ist der Abkömmling von einem Mann der Sudra- und einer Frau der Brahminenkaste.

nur ein Bild ihrer Sitten und Gebräuche zu entwerfen; deßwegen werden wir uns bei der Erörterung über die Entstehung und bei der Beschreibung der eigentlichen religiösen Zeremonien, welche zu dem hohen Feste, von dem die Rede ist, gehören, nicht lange aufhalten.

Die Göttin Durga, das weibliche Prinzip, durch dessen Einfluß die Welt erschaffen wurde — die Gemalin des Bhang*)-essenden Gottes Schiwa, soll unter andern vor undenklicher Zeit, auch einen Riesen getötet haben, welcher die Götter mißhandelt und die Bewohner der drei Welten unterdrückt hatte. Dieser außerordentlichen Wohltat gegen Götter und Menschen dankbar zu gedenken, ist der Zweck des Durga-Festes.

Das Bild, welches an diesem Feste angebetet wird, ist schrecklich anzusehen. Im Besiz von zehn Armen, welche verschiedene Arten von Waffen tragen, stüzt die Göttin ihren rechten Fuß auf einen Löwen, und den linken auf die Schulter des Riesen, den sie überwunden hat, und in dessen Herz eine Schlange, von einem ihrer Arme gehalten, den totbringenden Zahn bohrt. Über ihrem Haupte sieht man, in einem gemalten Bogen, ihre zahlreichen Begleiter auf dem Schlachtfeld und die blutige Niederlage der zahllosen Scharen des Riesen. Zu beiden Seiten der Göttin stehen, in anmutiger Haltung, ihre zwei Töchter, die Göttin des Glücks, und die Göttin der Weisheit — Ceres und Pallas der griechischen Mythologie; und neben diesen ist Ganesa, mit einem Elephantenkopf, und der schöne Kartikeya, reitend auf einem Pfau. Die Anbetung dieses Bildes, welches von Stroh und Thon gemacht ist, dauert drei Tage, und am vierten wird es in einen Fluß oder in einen Teich geworfen. An dem

---

*) Ein Präparat aus Hanf, dessen Genuß berauscht; es wird im Orient gewöhnlich Haschisch genannt.

ersten Tage des Durga-Festes wird, nach einer Unzahl von Zeremonien und Feierlichkeiten, das Bild mit dem Geiste der Durga belebt, welche sodann Gegenstand der Anbetung ist. Ihre Gefährten — in dem Bogen über ihrem Haupte — und die begleitenden Götter und Göttinen zur rechten und linken Seite Durgas, erhalten auch ihren Anteil an der Verehrung. Der Hauptzug in der Verehrung Durgas besteht am zweiten Tage darin, daß die Göttin mit großer Feierlichkeit gebadet wird. An diesem Tag fasten die Wittwen, um für sich und ihre Kinder Glück und Wohlergehen zu erlangen. Am dritten Tage wird die Göttin nur einmal angebetet, im Gegensaz zu den beiden andern, an denen es öfters geschieht. Während der drei Tage wird eine große Anzahl Tiere geopfert. Ziegen, Schafe und Büffel werden vor den Altar geführt und von einem Brahminen oder einem Schmied, unter dem lauten Beifall der Zuschauer und der betäubenden Musik der Tamtam, geschlachtet. Der dritte Tag, an welchem ein wahres Blutbad unter den Opfertieren angestellt wird, wird mit Recht ein blutiger genannt. An allen drei Tagen werden nach dem Schlusse der täglichen Andachtsübungen, Brahminen und Freunde mit Früchten, geronnener Milch und Süßigkeiten im Überfluß bewirtet. Jede Putscha-Nacht kommen Schauspiele vor der Göttin zur Aufführung, und werden Lieder gesungen, unter denen sich einige sehr verwerfliche befinden; auch ist die Art und Weise dieser nächtlichen Unterhaltungen je nach dem Geschmack der Anbeter der Göttin, sehr verschieden. In einem Hause sieht man Natsch-Mädchen (Tänzerinen) . . . . die unter Musikbegleitung solche Tänze aufführen und dabei solche Lieder singen, die das Scham- und Zartgefühl verlezen und der Zucht und Ehrbarkeit Hohn sprechen. (Die Rücksichtnahme auf unsere europäischen Verhältnisse verbot eine wörtliche Übersezung obiger Stelle.)

In einem andern Hause hört man zwei Sängerchöre, deren Geschrei, euphemistisch Gesang genannt, das Ohr zerreißt. In schrillen Tönen verkünden sie das Lob der, die Riesen tötenden Durga und wechseln miteinander die schändlichsten Reden. Man ist erstaunt, daß ein Volk an solch ekelhaften und schamlosen Auftritten Vergnügen finden kann, sofern es wenigstens auf äußerlichen Anstand und auf einen geringen Grad von Bildung Anspruch macht. (Auch der nachfolgende Saz läßt aus dem oben angeführten Grunde eine Übersezung nicht zu.)

Der Einfluß dieser ausgelassenen Belustigungen und unzüchtigen Schauspiele wirkt höchst schädlich und verderblich auf das Volk. Abgesehen von den nachteiligen Wirkungen des Gözendienstes, bringt das Fest der Durga mit seiner tobenden und unzüchtigen Lustbarkeit, mit der Nachtschwärmerei, der Geldverschwendung, den lächerlichen Auftritten und den ruchlosen Darstellungen, eine schauerliche Verwilderung des Volkes hervor*). Aber die Vorgänge des vierten und

---

*) Welch ein Geständnis, welches Armutszeugnis und welche Selbstanklage enthalten diese Worte! Aber auch welche Widersprüche kennzeichnet diese Beschreibung des Durga-Putschas! Weiter oben sagt der Berichterstatter von demselben: „Welche leuchtende Blicke, welche fröhlichen Gesichter, welche Glückwünsche der Freunde, welche Ströme der Lust, welches Meer der Wonne!“ Statt dessen hätte er, um die Verfassung des Geistes und Gemütes der Hindu während des Durga-Festes mit den richtigen Worten zu bezeichnen, sagen müssen: Welche Tobsucht und Raserei, welche der Menschenwürde angetane Schmach, welch tiefe Versunkenheit in Gemeinheit und Lasterhaftigkeit! Das Durga-Putscha trägt in Wahrheit ein diabolisches, infernales Gepräge an sich, man glaubt, die Hindu, jung und alt, bei demselben betrachtend, keine Menschen, sondern Teufel vor sich zu sehen, die menschliche Gestalt angenommen haben und ohne Scheu und Scham ihr satanisches Wesen treiben.

Mit diesen Worten wäre das erwähnte Fest annäherungsweise richtig gekennzeichnet gewesen. Wer kann denn das Rasen und Toben von Tausenden Betrunkener, die lediglich nach Befriedigung tierischer Lüste

lezten Tages sind noch zu beschreiben. An diesem Tage werden keine Opfer gebracht und der diensttuende Priester

---

gieren, Fröhlichkeit, Freude Lust und Wonne nennen?! Eine reine, edle, unschuldige Freude, eine Freude in Ehren, eine in vernünftigen Schranken sich haltende Freude, eine wahrhaft religiöse, heilige Freude, die das Menschenwesen emporhebt, adelt und verklärt, kennt der Heide, der Gözendiener überhaupt nicht, er hat dafür weder Verständnis, noch Sinn, noch Empfänglichkeit. Es fehlt bei ihm der Boden, das Fundament, aus welchem eine solche Freude emporsprießt: die Erkenntnis der Wahrheit, die Liebe zu Gott, das reine Herz und das Ringen und Streben nach Tugend und Vollkommenheit. Wahre, edle, reine, heilige Freude kann nur von und aus Gott, dem allseligen Geiste, dem Inbegriff aller Wonne und Freude stammen. Nur der Erlöste, der die Sünde hassende und im Stand der göttlichen Gnade sich befindende Christ kann wahre, edle, heilige Freude und Wonne genießen. Wie kann also eine Regierungsbehörde in einem offiziellen oder wenigstens offiziösen Aktenstück, anläßlich der Beschreibung eines Gözenfestes voll Aberglauben, Wahnsinn, Genußsucht, Verschwendung und einer, die Bewohner von Sodoma und Gomorrha in Schatten stellenden Lasterhaftigkeit, von „Fröhlichkeit, Freude, Lust und Wonne" reden! Was soll man aber erst dazu sagen, daß in der königlichen Proklamation vom 1. November 1858 den weltlichen Beamten strengstens befohlen wurde, sich jeder Einmischung in die religiösen Anschauungen der Hindu zu enthalten, und daß den weltlichen Beamten durch königlichen Befehl vom 23. Juli 1859 eingeschärft wurde: den Hinduismus ja nicht als Heidentum in amtlichen Schreiben zu bezeichnen! Bei dem Durga-Putscha handelt es sich nicht sowohl um religiöse Anschauungen, sondern um einen Abgrund von Unzucht und Lasterhaftigkeit, um öffentlich gegebenes Ärgernis, um Verlezung und Verhöhnung der öffentlichen Zucht und Sitte, um Verführung und Vertierung der Jugend und um Vergötterung des gemeinsten Lasters. Jeder Regierung ligt ohne allen Zweifel die heilige Pflicht ob, dagegen einzuschreiten, namentlich der Schaustellung und Verherrlichung des Lasters mit allen Mitteln entgegenzutreten. Jede Regierung ist verpflichtet, ihre Untertanen aus dem Abgrund tierischer Roheit und Verwilderung herauszureißen und ihnen mindestens äußeren Anstand und allgemeine menschliche Bildung und Gesittung beizubringen. Dieser heiligen Verpflichtung hätte die englisch-ostindische Kompagnie sowohl wie die jezige englische Regierung nachkommen sollen und können — wäre das in dem langen Zeitraum von fast 300 Jahren

entläßt, nachdem er eine Menge Anbetungen und Zeremonien vorgenommen hat, die Göttin und bittet sie flehentlich, das

---

geschehen, dann gäbe es längst kein Durga-Putscha mehr, und die Indier wären Christen. Gerade die, der Schaustellung des Lasters gewährte Duldung sowie die feige und charakterlose Bekomplimentierung des grassesten und abscheulichsten, in die Öffentlichkeit tretenden Götzendienstes sezt der Ausbreitung des Christentums unter den Hindu unübersteigliche Hindernisse entgegen. Ja, was hätte die englisch-ostindische Kompagnie während 258 Jahren und die englische Regierung in den lezten 30 Jahren auf dem Gebiete der Religion, der Volksaufklärung, der Bildung, Humanität und Gesittung unter den Hindu bei nur einigermaßen gutem Willen und mit Energie leisten können! Was hat die Kompagnie nicht vermocht in Unterjochung und Aussaugung der Indier und Enttronung so vieler Radscha, zur Durchführung des Salz- und Opium-Monopols, zur Erbauung von Straßen und Eisenbahnen und zur Unterdrückung der Soldatenmeuterei von 1857/58! Namentlich durch väterlich gütige, milde und weise Regierung, sowie durch konsequente Benüzung der Presse hätten in Indien auf dem Gebiete der Religion, der Bildung und Gesittung Wunder gewirkt werden können. Dabei wäre es freilich unerläßlich notwendig gewesen, daß die Beamten der englisch-ostindischen Kompagnie — und später: der englischen Regierung — in ihrem öffentlichen und Privatleben Religion und echte Bildung und Gesittung an den Tag gelegt hätten. Aber eben daran fehlte es ganz besonders und von jeher. Der englische Regierungsbeamte, der in der Regel Protestant ist, d. h. der englischen Hochkirche angehört, betreibt die Religion gewöhnlich rein geschäfts- und handwerksmäßig. Er ist durch Erziehung, durch frühzeitige Beugung unter die Autorität und Subordination an den Besuch des Gottesdienstes gewöhnt, bei dem er sicherlich nicht ohne sein großes prayer-book (Gebetbuch) erscheint, aber er besucht ebenso regelmäßig die Loge, die bekanntlich eine unversöhnliche Feindin des Christentums ist, und deren es in den größeren Städten viele gibt. Laut „Calcutta Direktory" bestehen und wirken, leider mit sehr gutem Erfolg, am Size des Vize-Königs von Indien mehrere Logen, z. B. die „St. Andreas-, St. Johannes-, St. Davids-, heil. Sions-Loge". Bei den englischen Beamten, die sich in Indien anstellen lassen, ist also die Religion höchst selten ein heiliges Anliegen der Seele und des Herzens, sondern konventioneller Brauch und äußerer Schein. Die Jagd nach Pfund Sterling beherrscht all ihr Denken, Dichten und Trachten. Und das weiß der Hindu sehr

nächste Jahr wieder zu kommen. Ist die Entlassungsfeier vorüber, so fangen die weiblichen Bewohner des Hauses an,

wohl, und darum glaubt er nicht an die englische Religiosität und Moralität und ist gegen seine Unterdrücker mit Argwohn und Mißtrauen erfüllt. Durch ihre eigene Schuld ist es den Engländern bereits zur Unmöglichkeit geworden, durch die Presse Aufklärung, Bildung und Gesittung unter den Hindu zu verbreiten.

Bezüglich der Presse führe ich in Kürze folgendes an: Die Jesuiten stellten um die Mitte des XVI. Jahrhunderts die erste Presse in Goa auf.

Am 18. Mai 1818 erschien die erste in Indien durch den Missionär Marshman zu Serampur gedruckte und herausgegebene Zeitung, unter dem Titel: „Serampur Darpan" (Spiegel von Serampur). In demselben Jahre erschien zu Bombay die erste Zeitung in der Gudscharati-Sprache.

Im Jahre 1823 erschien in derselben Stadt die erste Zeitung in der Marathi-Sprache, und 1830 wurden die ersten Zeitungen in der Tamil- und Telugu-Sprache zu Madras herausgegeben.

Die beiden Generalgouverneure Marquis Hastings und Lord Amherst verliehen, im Jahre 1823 und 1824, dem „Serampur Darpan" einen amtlichen Charakter, sie erhoben es zu einem Regierungsorgan, indem sie in demselben Regierungserlasse veröffentlichten und das Postporto für denselben bedeutend ermäßigten.

Im Jahre 1835 wurde die indische Presse, besonders durch die Bemühungen des hochgelehrten und berühmten Geschichtschreibers, Parlamentsmitgliedes und Staatsmannes, Lord Thomas Macaulay, von der staatlichen Bevormundung, der dieselbe bis zum erwähnten Jahre in Indien unterworfen war, befreit, d. h. es wurde derselben, wie in England selbst, Preßfreiheit gewährt. Daraufhin erschienen denn mehrere indische Zeitungen, teils in englischer, teils in einer der vielen indischen Sprachen oder in einem ihrer Idiome geschrieben, allein weitaus die Mehrzahl derselben nahm eine oppositionelle Stellung gegen die Regierung ein und übte an derselben eine sehr scharfe und rücksichtslose Kritik aus. Das geschah namentlich während des Sipahi-Aufstandes, weßwegen die Regierung die Zeitungspresse noch während desselben in ganz Hindostan, mit Ausnahme der Hauptstädte Calcutta, Bombay und Madras, unterdrückte. Nachdem jener Aufstand, unter Aufbietung riesiger Streitkräfte und mit enormen Geldopfern, unterdrückt worden war, und wieder Ruhe und Frieden herrschten, wurden alle Zwangsmaßregeln gegen die Presse abermals beseitigt, und

den herannahenden Abschied einer so wohltätigen Gottheit zu beklagen. Die Göttin wird dann mit Gaben beschenkt, und

---

seitdem ist die Zahl der indischen Zeitungen, wenn auch langsam, so doch stätig, gewachsen. Im Jahre 1878 erschienen in Ostindien 644 Zeitungen, von denen blos 10 täglich, viele zweimal wöchentlich und die meisten einmal wöchentlich oder monatlich erschienen. 224 Zeitungen bedienen sich jezt der englischen Sprache, 336 einer der verschiedenen indischen Landessprachen (der Hindostani-, Bengali-, Hindi-, Marathi-, Gudscharati-, Pandschabi-, Sind- 2c. Sprache; es gibt überhaupt 18 Schriftsprachen in Indien) und 84 der englischen und einer indischen Sprache zugleich. Die Auflagen der in Hindostan erscheinenden Zeitungen ist, im Verhältnis zu den europäischen, sehr beschränkt, alle in indischen Sprachen erscheinenden Zeitungen haben eine Auflage von blos 150.000 Nummern, so daß also auf 1700 Einwohner ein Zeitungsblatt trifft. Die in indischen Sprachen erscheinenden Blätter werden aber trozdem von sehr vielen Personen gelesen. Wenn in einem Dorfe auch nur Ein Zeitungsabonnent wohnt, so wird dessen Zeitung dennoch von allen erwachsenen Bewohnern männlichen Geschlechtes gelesen. Am Abend versammeln sich nämlich dieselben auf einem freien Plaze, und der Abonnent oder sonst ein des Lesens Kundiger liest den Versammelten das Blatt vor. In den meisten Staaten Ostindiens können in der Regel blos 2—3% der Männer lesen, durch den oben erwähnten Gebrauch gelangt aber der Inhalt der Zeitungen zur Kenntnis aller Bewohner Indiens. Die kleinen in indischer Sprache geschriebenen Wochen- oder Monatsblätter sind in der Regel sehr schlecht auf die englische Regierung, die Engländer und die Europäer überhaupt zu sprechen.

Ein Mitglied des indischen gesezgebenden Körpers, namens Alexander Arbuthnot, charakterisierte, in der Sizung vom 14. März 1878, die Richtung der in indischen Sprachen erscheinenden Zeitungen folgendermaßen: „Eine große, stets sich mehrende Zahl von Zeitungen in den indischen Volkssprachen scheint nur zu dem Zwecke geschrieben und verbreitet zu werden, um aufrührerische Artikel unter das Volk zu schleudern, die englische Regierung und ihre Beamten der Verachtung preiszugeben und den Rassengegensaz zwischen den Regierenden und Regierten hervorzuheben und zu verschärfen. Diese Gattung von Zeitungen ist nicht neu, aber sie nimmt zu, und die Redakteure wurden immer kühner, als sie sahen, daß ihre Artikel ungestraft erscheinen durften. Es wird in diesen Artikeln behauptet, es gebe kein, auch noch so verabscheuungswürdiges Verbrechen, dessen sich unsere Verwaltung nicht gegen die Eingeborenen

ihre Verehrerinen reiben den Staub ihrer (der Göttin) Füße auf ihre (eigene) Stirne. Nun bleibt nichts mehr übrig, als

schuldig mache. In einem Blatte heißt es: ‚Die englische Regierung gleicht einem Ungeheuer, daß seine eigenen Kinder verzehrt. Geiz und Bosheit kennzeichnen alle ihre Maßregeln. Ihre Beamten übertreten nach Laune die Geseze, die sie selbst gaben, und stets bricht die Regierung ihre Versprechungen‘. Andere Zeitungen versichern ihren Lesern: ‚Weder Naturrecht noch Strafparagraphe verbieten den von Engländern an Indiern begangenen Mord‘. Ein anderes Schmuzblatt spricht: ‚von einer europäischen Pest, die fortwährend Indien heimsucht, ohne daß dagegen schon Mittel in Anwendung gebracht worden wären, wir meinen damit die Geneigtheit der Europäer, an unseren Landeskindern Mißhandlungen und Mord zu begehen.‘ Wieder eine andere Zeitung vergleicht unsere Regierung mit ‚einem feilen Weibe von freien Sitten, deren Reize unwiderstehlich sind, deren Herz aber hart und voller Ränke ist. Jedermann ist in Liebe zu ihm entbrannt; es lockt jezt den Einen, dann den Andern und stachelt zulezt die Nebenbuhler so lange zum Kampfe gegen einander auf, bis sie sich gegenseitig zerfleischt haben. Bei ihrer Ankunft in Indien war die Dirne noch nicht sehr reizend, erst hier gedieh sie üppig. Alle großen Fürsten auf indischem Boden, der Mogul zu Delhi inbegriffen, fielen ihr als Beute anheim, und erbarmungslos beraubte sie dieselben ihrer Güter und Trone‘. Zu diesen auf Erzeugung von Haß berechneten Artikeln gesellen sich Verdächtigungen unserer militärischen Macht; offen wie verblümt wird uns Unfähigkeit und Feigheit in Verteidigung unserer Stellung vorgeworfen . . . der Artikel schließt mit der zur Empörung reizenden Behauptung: ‚Wenn alle Indier einmütig zusammenstehen, so hat es keine Schwierigkeit, die Eindringlinge fortzujagen.“ Das sind bittere Pillen, welche die indische Presse den Engländern zu verschlucken gibt, aber unumstößlich wahr ists, daß die frühere und die jezige Regierung den Indiern die meisten und kräftigsten Ingredienzien zur Fabrikation dieser Pillen geliefert hat.

Infolge solcher Ausschreitungen der Presse wurde, anno 1878, ein neues Preßgesez für Indien erlassen, das für jede indische Zeitung Kautionsstellung anordnet und mit Verwarnung droht. Fruchtet die erste Verwarnung nichts, so verfällt die Kaution, und das betreffende Blatt wird unterdrückt. Daraufhin wurden die größern indischen Zeitungen etwas geschmeidiger, die kleineren aber, die Wochen- und Monatsblättlein, namentlich jene, die in den Vasallenstaaten indischer Tributfürsten er-

das Bild, aus welchem der göttliche Geist Durgas schon geschieden ist, dem Wasser zu übergeben. Auf den Schultern

---

scheinen und ihre Wirksamkeit in den großen Kreisen des niederen Volkes, in den untersten Kasten, entfalten, kläffen noch heute gegen die Regierung, die Engländer und Europäer.

Die großen, in London erscheinenden und in Indien importierten englischen Zeitungen, z. B. die „Times“, ein Weltblatt I. Ranges, die „Morning Poste“, der „Morning Herald“, der „Morning Star“, die „Daily News“ u. s. w. liegen blos in den Büreaux der Regierungsbehörden, in den Privat-Schreibzimmern der englischen Beamten, in den englischen Hotels, in den Darbars (Gerichts- und Empfangssäle der indischen Radschas) nnd in den Lesesälen indischer Nizams Nawabs, Radschputs (Aftervasallen, Duodez-Fürstlein) 2c. auf; auf das eigentliche indische Volk üben sie also keinerlei Einfluß.

Die maßgebende indische Presse, d. h. diejenigen Zeitungen, die das eigentliche Volk, die eminente Mehrheit des indischen Volkes beeinflußen, wirken, durch die Schuld der Engländer, destruktiv d. h.: statt aufzubauen, reißen sie nieder, statt in religiöser und sittlicher Beziehung aufzuklären und zu bilden, nehmen sie den Aberglauben, den Gözendienst und die schauerliche Sittenlosigkeit der Hindu unter ihre schüzenden Fittiche, und, statt um die Untertanen und ihre Vorgesezten das Band des Vertrauens, der Hingebung und der Eintracht zu schlingen, erfüllen sie die Hindu mit Argwohn und Mißtrauen, mit Haß und Rachsucht gegen ihre Unterdrücker. Die eigentlichen Hindu, d. h. die Bekenner des Brahmanismus, werden und können übrigens nie das Joch der englischen Fremdherrschaft brechen, daran hindert sie schon, und zwar absolut, das Kastenwesen, durch welches das indische Volk in unzählige Atome zersplittert ist und ein gemeinsames Unternehmen zur Unmöglichkeit gemacht wird. Dann hat der Hindu einen martialischen Respekt vor der geistigen Überlegenheit der Engländer, vor ihrer Energie und besonders vor ihrer Strategie. Dem Hindu ist es eigentlich gleichgiltig, wer in Indien regiert, denn es wäre sehr fraglich, ob er, im Falle eines Regierungswechsels, etwas profitieren würde. Wird der Engländer vom Tron gestürzt, so sezt sich ein Eroberer, ein Diktator, überhaupt ein anderer Despot auf denselben, sei es nun ein Mohammedaner oder Brahmane, ein Russe oder Mongole — gleich viel! Der Hindu muß eben gehorchen, ist rechtlos und wird ausgesogen. Er steht jedenfalls lieber unter englischer Herrschaft als unter jener eines Hindu- oder mohammedanischen Fürsten, namentlich unter mohammedanischer

starker Träger wird das Idol mit großem Gepränge durch die Straßen getragen, die von Musik, Gesang und lautem Beifallrufen der Anbeter wiederhallen. Wenn das Bild vor-

Herrschaft käme er vom Regen unter die Traufe und würde, statt mit der Rute, mit Skorpionen geschlagen. Kurz — der Hindu ist und bleibt ein doppelt armer, elender, bemitleidenswerter Mensch, da er sich in tiefer, geistiger Finsternis, in Irrtum und Aberglauben befindet, einem lasterhaften Götzendienst ergeben ist und in bürgerlicher und sozialer Beziehung kaum vom Sklaven unterschieden werden kann.

Durch alles, was die gegenwärtige Regierung zur Aufklärung, Bildung und Gesittung des Hinduvolkes tut (und das ist im ganzen und großen, bei einer Bevölkerung von 240 Millionen, blutwenig und beschränkt sich fast ausschließlich auf die Errichtung von Schulen) wird höchstens, aber erst in einer langen Reihe von Jahren, so viel erreicht werden, daß der Hindu der brahmanischen Religion entsagen und dem unsinnigen Kastenwesen ein Ende machen wird, allein dadurch wird er dann dem modernen Heidentum, der Loge, dem Rationalismus, dem Atheismus und Materialismus anheimfallen. Er wird dann, ähnlich so vielen Millionen Europäer und Nordamerikaner, die in den breitspurigen Geleisen moderner Aufklärung einherwandeln, ein Weltbürger sein, äußerlich legal, innerlich aber ohne Moral und Gewissenhaftigkeit. Statt in die Pagode wird er dann ins Theater gehen, statt an den Natschmädchen, wird er sich dann an den Ballettänzerinen erlustigen, statt den Dschaneo (heilige Schnur), wird er dann eine Freimaurerschürze, sammt Hammer und Kelle, tragen, statt sein Gebet zu Wischnu, Schiwa, Durga, Ganesa u. s. w. zu verrichten, wird er einen Roman von Zola oder eine Abhandlung von Karl Vogt lesen, und, statt seine Sünden mit Gangeswasser abzuwaschen, wird er im Klublokal sich anheitern, hochliberal schwadronieren und gegen Kirche, Klöster, Jesuiten und Pfaffen donnern. Das soll, laut Versicherung ganzer Legionen von sogenannten Ehrenmännern, Kneipgenies, starken Geistern und Lebemännern, das kräftigste Narkotikum sein, mit dem man jeden Muks und Skrupel des Gewissens unterdrücken und ersticken kann.

Nur das Christentum ist imstande, ein heidnisches, tief gesunkenes, verkommenes Volk aus dem Abgrunde des geistigen und moralischen Elendes herauszureißen, demselben wahre Bildung und Gesittung beizubringen, dasselbe gewissenhaft zu machen und es zu befähigen, sich auf gesezlichen Wegen die politische Freiheit zu erkämpfen.

übergetragen wird, falten die Umstehenden ihre Hände, zum Zeichen der Anbetung. Nach dem Umzug wird das Bild, mit all seinem Flitter und Puz, in das Wasser geworfen, wobei das Volk über dasselbe herfällt und es seines Schmuckes beraubt. Bei der Rückkehr von der Ertränkung der Göttin besprengt der Brahmine das Volk mit heiligem Wasser und gibt ihm seinen Segen.

Beim Vollmonde, welcher unmittelbar auf das Durga-Putscha folgt, wird das Fest der Lakschmi, der Göttin des Glücks, gefeiert. In jedem Hinduhause wird ein Korb, welcher als Getreidemaß dient, mit Blumen bekränzt, mit ungegerbtem Reis angefüllt, mit einem Tuche bedeckt und dann als Sinnbild des Glückes verehrt. In einigen Häusern wird überdieß ein auf Lotuspflanzen sizendes Bild der Göttin angebetet. An diesem Feste ist nur das bemerkenswert, daß in jedem Hause eine oder zwei Personen die ganze Nacht aufbleiben; denn man glaubt, daß Lakschmi während der Nacht über jene Häuser herabkomme, wo man wacht, und daß sie diejenigen segnet, von denen sie angerufen wird. In der Hoffnung, dieses Segens teilhaftig zu werden, bleiben in jedem Orte große Scharen die ganze Nacht über auf, nachdem sie eine kleine Quantität Kokusnuß-Wasser getrunken haben. Sie bringen die Nacht mit Karten- und Schachspielen zu, und obgleich sie keinen wahrnehmbaren Zuwachs ihres Wohlstandes durch Nachtwachen gewahren, so glauben sie nichts destoweniger, daß Nachlässigkeit im Nachtwachen über ihr Haus Unglück bringen würde.

Im Monat Kartik, der aus einem Teile des Oktobers und Novembers besteht, werden die Göttinen Schyama und Tschagaddhatri und der Gott Kartikeya verehrt. An denselben werden Brüder von ihren Schwestern festlich bewirtet, und das Rasa-Fest wird gefeiert.

Die mythologische Sage, welche mit dem Schyama-Feste

zusammenhängt, ist kurz folgende. In dem berühmten Kriege der Durga, auch Kali genannt, (denn dieser lezte Name ist nur eine nähere Bestimmung des ersteren) gegen Sumbha und Nisumbha erlangte Kali einen Sieg über Rakta Bija, den Oberbefehlshaber der feindlichen Streitkräfte. Durch diesen Triumph war Kali so entzückt, daß sie tanzte. Aber das Tanzen dieser schwarzen Göttin war durchaus verschieden von dem Tanzen auf gewöhnlichen Bällen. Ihr Tanzen erschütterte das Weltall in seinem Mittelpunkte, und Götter und Menschen gerieten in Schrecken und sprangen zu Durgas Ehemann, zu Schiwa, damit er seine liebenswürdige Gattin überrede, ihren fürchterlichen Tanz einzustellen. Bekümmert um das Wohl der Götter, begab sich Schiwa augenblicklich auf das Schlachtfeld, und nachdem er durch kein Mittel die Freude seiner Gattin vermindern konnte, warf er sich auf die Totenhügel. Als nun die Göttin sah, daß sie auf dem Körper ihres Ehemannes tanzte, streckte sie ihre Zunge heraus und blieb unbeweglich stehen. Das Bildnis, welches man von Kali gewöhnlich entwirft, stellt die oben angeführte Szene auf dem Schlachtfelde dar. Der Körper Schiwas ligt auf dem Boden, auf welchem die schreckliche Göttin Stellung genommen. Sie trampelt auf ihrem Ehemann hin und her, ihre Zunge hängt weit aus dem Mund, ihre vier Arme sind ausgestreckt, einer hält ein Schwert, ein anderer das Haupt eines Riesen, und die zwei übrigen geben ihrem unzählbaren Kriegsheer die Losung; ihre Ohren sind mit zwei Leichen geschmückt, die als Ohrringe dienen; ihren Hals umschlingt ein Collier von Schädeln; ihre Taille ist umgeben mit einem Gürtel, an welchem die Hände der gefallenen Riesen hängen; ihre schwarzen Haarlocken wallen üppig bis auf ihre Füße herab. Berauscht vom Blute ihrer Feinde blizen ihre schrecklichen Augen vor Wut; ihre Augenbrauen sind mit Karmesin gefärbt, und Blut fließt in

Strömen über ihre Brust. Ihre Verehrung besteht darin, daß man sich ihres schrecklichen Aussehens gemäß benimmt, und findet dieselbe pünktlich in der Mitte der Neumondnacht statt. Die Zahl der Tiere, welche ihr geopfert werden, ist unermeßlich. Der Hofraum vor ihrem temporären Tempel wird oft vom Blut überflutet. Der Schauder dieser Szene spottet jeder Beschreibung. Das Dunkel der Mitternacht ist rabenschwarz, da der Mond nicht scheint, das Mitleid erregende Geschrei der Tiere, welche zur Schlachtbank geführt werden, das Blinken der Schlachtmesser, bereit, auf die auserlesenen Opfer zu fallen, die Blutströme, welche den Vorhof überfluten, der abscheuliche Lärm des betäubenden Tamtam, das entsezliche Geschrei der Zuschauer, wenn das Opfermesser die Schlachttiere niederstreckt, die wahnsinnigen Tänze der Verehrer Kalis, die von dem geronnenen Blute der hingeschlachteten Büffelochsen besudelt sind, das schreckliche Geschrei der fungierenden Priester, welche öfters, bald fürchterlich heulen, bald laut aufschreien: „Tschaya Tara! Tschaya Tara!", das heißt: „Sieg sei Tara! Sieg sei Tara!" ferner: die Trinkgelage der berauschten Kali-Verehrer, die sich in dieser Nacht dem Genuß geistiger Getränke hingeben, und schließlich die schwarze Göttin, vor welcher diese Szenen aufgeführt werden, dies Alles ist so entsezlich und grauenhaft, daß es aller Beschreibung spottet.

Zwei Tage nach dem Schyama-Feste ist es bei den Hindu-Schwestern herkömmlich, ihre Brüder zu bewirten. Bei dieser Gelegenheit bezeichnen die Schwestern die Stirne ihrer Brüder mit einer gewissen Farbe, welche zu diesem Zwecke zubereitet worden ist. Während diese Bemalung vorgenommen wird, erflehen sie zu Gunsten ihrer Brüder einen Segen in folgender Meinung: „Während ich die Farbe auf deine Stirne auftrage, soll dein Pfad nach den Regionen des Yama mit Dornen bepflanzt sein." Dem Yama, dem indischen Pluto, König der

Unterwelt, wird in dieser Zeit ebenfalls Verehrung dargebracht. Die Brüder werden alsdann mit allerlei bengalischen Leckerbissen bewirtet und mit Kleidern beschenkt.

Zu Anfang dieses Monats verrichten die unverheirateten Mädchen eine Zeremonie, welche Erwähnung verdient, da sie die Gewohnheiten des Volkes erklärt. Durch diese Zeremonie wird dem Könige des Todes Huldigung dargebracht, dabei bitten die jungfräulichen Verehrerinen um die ihnen angenehmsten Geschenke: Männer und Söhne und Befreiung von Strafe in der andern Welt. Welches aber ist die Art und Weise, in welcher so wünschenswerte Gaben erfleht werden? Neben der Vorderseite des Hauses wird eine kleine Grube ausgeschaufelt, die vier Ecken derselben werden mit Gerste und Weizen besäet und dann mit Zweigen von dem Adamsfeigenbaume umfriedet; die Jungfrauen legen saubere Kleider an, besprengen ihre Häupter mit Gangeswasser, begeben sich zu dieser Grube und beschenken den indischen Pluto mit Blumen. Während 30 auf einander folgenden Tagen wird jeden Morgen Kurry*) in einen irdenen Topf gegossen; am lezten Tage werden diese dreißig Kurry-Gerichte derjenigen Person zum Geschenke gemacht, welche die Grube gegraben hat, und nachdem die Jungfrauen dies Alles getan haben, geben sie sich der zuversichtlichen Hoffnung hin, freundliche Ehemänner und seraphische Knaben zu bekommen.

Die Göttin Tschagadhatri, welche auf einem Löwen reitet und in ihren vier Händen eine Muschel, eine Wurfscheibe, eine Wasserlilie und eine Keule hält, ist nur eine von den beinahe unzähligen Darstellungen der Durga. Ihre Verehrung, wie jene der Durga, dauert einen Tag. Das

*) Kurry ist eine Sauce oder Brühe, zu deren Bereitung mehrere der stärksten Gewürze Indiens verwendet werden.

wiederholte Aussprechen von Zaubersprüchen, die Darbringung von Geschenken und blutigen Opfern, die Erzählung von heiligen Sagen, die Bewirtung der Brahminen, in Verbindung mit dramatischen Darstellungen, Gesang und Tanz, bilden die Hauptmomente ihrer Verehrung. Zuletzt wird dieselbe in einen Fluß oder Teich geworfen, dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte der Hindu-Götter und Göttinen.

Am Schlusse des Monats Kartik wird das Fest des Gottes Kartikeya, des indischen Mars (des Kriegsgottes), welcher ein Sohn des Schiwa und der Durga ist, gefeiert. Es ligt nicht in der Absicht dieser Abhandlung, über alles Das zu berichten, was mit der Geburt dieses Heldengottes mit sechs Gesichtern zusammenhängt, welchen Schmerz die Unsterblichen unter der eisernen Herrschaft eines übermütigen Riesen empfunden haben, wie die schöne Tochter des Königs von Himalaya dem mächtigen Herrn von Kailas zu gefallen suchte, wie der indische Liebesgott durch den Zorn des Schiwa, welchen er mit seinem rasend machenden Pfeil verwundet hatte, in Asche verwandelt wurde, welche Begebenheiten durch die geschickte Feder des Kalidasa in seinem großen Heldengedichte, betitelt: „Der Kumar-Sambhaba“, beschrieben worden sind. Der ritterliche Kartikeya, welcher auf einem Pfauen reitet und in seinen zwei Händen einen Bogen und einen Pfeil haltet, ist ein sehr populärer Gott. Seine Verehrung, welche nur eine kurze Nacht dauert, und bei der überdies sehr kleine Ausgaben gemacht werden, besteht darin, daß in allen Landesteilen jährlich Tausende von Bildern, die Kartikeya darstellen, angebetet werden. (Was noch des Weiteren von diesem Gözen und seiner Verehrung im Direktory von Calcutta erwähnt ist, führt so tief in den Morast des heidnischen Sittenverderbnisses hinein, daß sich meine Feder sträubt, es hier wiederzugeben.)

Das Rasa Yatra-Fest ist das lezte im Monat Kartik. (Dieses Fest wurde zu Ehren des Gottes Wischnu, zum Andenken an seine achte Verkörperung, eingeführt. Da aber am Schlusse der Schilderung dieses Festes im Direktory von Calcutta wörtlich gesagt wird: „Wir haben kaum nötig, dem Leser zu sagen, daß diese Vergnügen (der Hindu bei dem Rasa Yatra-Feste) eine Beschimpfung des weiblichen Geschlechtes in sich schließen; wir würden jedoch den Bewohnern Bengalens gegenüber eine Ungerechtigkeit begehen, wenn wir behaupten wollten, daß diese Erscheinungen (d. h. die Sittenlosigkeit und die ärgste Ausschweifung) stets*)

*) Der Verfasser des Direktory hat mit dem Worte „stets" offenbar gegen sein Wissen und Gewissen behauptet: bei den Hindu-Festen käme es nicht immer, nicht regelmäßig, zu argen Verstößen gegen die Sittlichkeit, solche Verstöße seien kein integrierender Teil der Hindu-Feste; er wollte damit, ohne Zweifel aus verwerflichen Rücksichten, den Honoratioren der Hindu, den vornehmen Kasten, den Radschas, Nawabs, Nizams, Radschputs ꝛc. ein Kompliment machen. Da ich weder in Indien, noch für Indier schreibe, da keine Rücksichten — weder für Engländer, noch für Indier — meine Feder beherrschen, da ich mir vorgenommen, in meinen Berichten und Erzählungen strengstens bei der Wahrheit zu bleiben und nur das mitzuteilen, was ich entweder selbst erlebt, oder was mir von durchaus glaubwürdigen, zuverlässigen und wahrheitsliebenden Personen, die jahrelang in Indien lebten und die dortigen Verhältnisse gründlich kennen gelernt hatten, erzählt und bezeugt wurde, und da der Leser dieses Buches sicherlich von mir erwartet, daß ich ihm keinen Bären aufbinde; so halte ich mich verpflichtet, obige Angabe richtig zu stellen. Ich sage, und zwar gestüzt sowohl auf meine Erfahrungen und Erlebnisse als auch auf das Zeugnis unverdächtiger und langjähriger Bewohner von Indien: Alle Hindu-Feste verlezen mehr oder weniger das Schamgefühl und führen naturgemäß zu schweren Verstößen gegen die Sittlichkeit. Aber ich behaupte noch mehr und mit aller Entschiedenheit: Es gibt keinen heidnischen Hindu, keinen Hindugözendiener, der auch nur eine blasse Idee, auch nur eine leise Ahnung von Schamhaftigkeit, Keuschheit, jungfräulichem Denken, Fühlen und Erröten, von reiner, keuscher Liebe, von standesgemäßer Keuschheit im Ehestand, von

die Begleiter dieser Festlichkeiten seien; übrigens halten wir nichts destoweniger aufrecht, daß das Rasa-Fest in einem hohen Grade die Entsittlichung des National-Cha-

Menschenwürde und heiliger Entrüstung beim Anblick eines unanständigen Bildes oder einer unverschämten Handlung oder einer frechen Zumutung hätte und haben könnte. Zum Beweise dieser Behauptung führe ich folgendes an:

Der Hindu weiß nichts von der Erbsünde und ihren Folgen. Er hat nie etwas gehört von der Pflicht, die sündhaften Triebe der gefallenen Natur zu bändigen, sorgfältig über alle unlautern Regungen des Herzens, über seine Sinne, namentlich die Augen und Ohren, die Zunge und den Gaumen, zu wachen und dieselben im Zaume zu halten. Er weiß nichts davon, daß ganz besonders die Unschuld des Herzens, die Kindeseinfalt und die fleckenlose, jungfräuliche Würde angenehm vor Gott machen, und daß sie der kostbarste Schaz der Seele und der Kaufpreis des ewigen Lebens, der Seligkeit im Himmel, sind. Er wurde von seinen Eltern nie zur Beobachtung eines züchtigen, schamhaften, sittsamen Betragens angehalten, nie wegen unanständigen, unverschämten Benehmens getadelt oder gezüchtiget. Alles, was er im elterlichen Hause sah und hörte, war höchst obszön, laszív, frivol und schlüpferig, es bildete eine ununterbrochene Kette von Versündigungen gegen Anstand und Sittlichkeit. Er atmetete von frühester Kindheit an durch lange Jahre eine sittlich verpestete Luft; er lebte namentlich in jener hochwichtigen Periode des Lebens, in welcher der jugendliche Mensch seiner geistigen und körperlichen Reife entgegengeht, und der fürs ganze Leben bleibende Charakter sich entwickelt, unter Geschöpfen, die in moralischer Beziehung mit den Tieren auf der nämlichen Stufe sich befanden und von denselben nur äußerlich, durch die menschliche Gestalt, unterschieden.

Was soll ich aber erst vom sogenannten Religionsunterricht, vom Besuch der Pagoden und der sogenannten Gottesverehrung, dem sogenannten Gottesdienst, sagen? Die Mythologie der Hindu ist eine unerschöpfliche Mustersammlung von Fabeln, Märchen, Widersprüchen, Ungeheuerlichkeiten, Thorheiten und göttlichen Schwabenstreichen, von Nichtswürdigkeit, Gemeinheit, Tücke und ordinärster Liederlichkeit. Alle Götter leben im Ehestand und haben Kinder. Es geht auf dem Berge Meru, wo die Götter- und Göttinnen-Bagage mit ihrer sauberen Nachkommenschaft haust, noch jämmerlicher und abscheulicher zu als im griechischen Olymp. Und mit all diesen Alfanzereien macht man die Jugend be-

rakters befördert", so erhellt schon aus dieser Bemerkung, daß die schwerwiegendsten Bedenken die Wiedergabe der Be-

kannt und versenkt sie in diesen Wust und Morast, in welchem sie notwendiger Weise moralisch ersticken und untergehen müssen. Die Jugend wird aufgefordert, abgerichtet und gewöhnt, die Götter und Göttinen, die selbst im höchsten Grade wollüstig sind und auf Verführung ausgehen, durch Begehung unzüchtiger Handlungen zu verehren. In den Pagoden, die auch von der Jugend besucht werden, befinden sich, namentlich in jenen des Schiwa, Sinnbilder und Darstellungen, von denen sich jeder anständige Mensch mit Ekel und Abscheu hinwegwendet. Bei allen religiösen Festen werden Tänze aufgeführt, die eine Beschreibung überhaupt nicht zulassen. Es dürfte zu ihrer Charakteristik genügen, anzuführen, daß die Bajaderen und Natschmädchen (Tänzerinen, die zu den verworfensten Wesen des weiblichen Geschlechtes gehören,) bei denselben die Hauptrolle spielen.

Der reiche oder einer vornehmen Kaste angehörende Hindu hält, wie der Mohammedaner, einen Harem (Zanana), er nimmt sich Weiber, so viel ihm beliebt, so viel er erhalten kann. Diese Weiber sind dem Wesen nach Sklavinen, denn sie sind im Zanana fortwährend hinter Schloß und Riegel, stehen ganz und gar unter der Botmäßigkeit ihres Mannes und sind lediglich ein Spielball seiner Genußsucht. Daß die Ehe ein, behufs gegenseitiger Unterstüzung, Vervollkommnung und Heiligung, von Gott eingesezter heiliger Stand ist, daß die Ehe auf gegenseitige Achtung, Ehrfurcht und Liebe gegründet sein muß, daß auch der Mann zu ehelicher Treue verbunden ist, von all Dem wissen die Hindu nichts! Die Hindufamilie, hoch und nieder, ist, um es wahr und zutreffend, wenn auch unschön, zu sagen, salva venia, ein Schweinstall. Zu behaupten: es gebe auch sittliche Indier, die sich an den unflätigen, zuchtlosen Gepflogenheiten des heidnischen Gözendienstes und der Feste nicht beteiligten, dieselben verabscheuten, ist entweder eine bewußt ausgesprochene Unwahrheit oder eine verächtliche Lobhudelei der höheren Kasten oder eine, den indischen Radschas dargebrachte Schmeichelei oder eine kecke Anmaßung, die entweder aus Ignoranz oder aus einem moralischen Seelenzustand stammt, dem das richtige Kriterium, d. h., der Maßstab zur Beurteilung des sittlichen Wertes der Menschen und ihrer Handlungen abhanden gekommen ist.

Ich gestehe es offen: ich traute meinen Augen nicht, als ich in meinem „von einem Vereine Gelehrter" verfassten ethnographischen Werke

schreibung des genannten Festes als unzulässig erscheinen lassen.)

über Indien, das den Titel führt: „Englisch-Ostindien, nach den besten Quellen geschildert von einem Vereine Gelehrter“, Karlsruhe, 1859, auf Seite 118, die Worte las: „Die Bekenner Brahmas sind daselbst (in Bombay) intellektuell und moralisch, was sie überall sind.“ Diese Behauptung leistet das Höchste, was es an Anmaßung und Ignoranz auf dem Gebiete der Völkerkunde geben kann, denn das gerade Gegenteil jener Behauptung ist wahr. Ja, der Verfasser jener um Rache zum Himmel schreienden Worte, dementiert seine Behauptung selbst schon auf der nächstfolgenden Seite, indem er schreibt: „Vielweiberei ist selten unter den Parsis (Feueranbetern) wie überhaupt ihre Moralität weit die der Brahmanen, Buddhisten oder Mohammedaner übertrifft“, womit doch gewiß deutlich genug gesagt ist, daß die Brahmanen, d. h. die gözendienerischen Hindu, unmoralisch sind. Doch damit nicht genug! Auf Seite 222 und 223 wird der Brief eines englischen Missionärs mitgeteilt, der sich über religiöse und soziale Verhältnisse unter den Hindu verbreitet. Es heißt unter anderem: „Ich wohne gegenwärtig am Hugli, nicht weit von Calcutta, und Szenen, wie diejenigen sind, welche ich im Begriffe bin, zu schildern. fanden schon häufig unter meinen Fenstern statt. So z. B. hörte ich oft um Mitternacht die Fußtritte einer Anzahl Eingeborner, die sich dem Flusse zu bewegten. Waren sie an dessen Ufer angekommen, so trat in der Regel tiefe Stille ein, dann erfolgte ein leises Murmeln; zulezt drang zu mir ein Ton wie von jemand, der am Ersticken ist. Derselbe rührte fürwahr von menschlichen Wesen her, meist männlichen Personen, deren Mund ihre Verwandten oder Freunde mit Schlamm oder schmuzigem Wasser gefüllt hatten. Huri Bol! Huri Bol! Diese Worte sollten dieselben zum Zeichen ihres nahenden Todes ausrufen; war solcher endlich erfolgt, so gab man ihrem Leichnam einen Stoß, daß er ins Wasser glitt, und unter dem Absingen eines Liedes von gräßlichem Inhalt traten die Freunde des also Gemordeten den Rückweg an. Bald wirft jedoch die Flut den Leichnam wieder ans Land, wo er wilden Hunden und Schakalen zur Mahlzeit dient und stückweise von ihnen zerrissen wird. Am andern Morgen sieht man ebendaselbst ein paar Geier sizen, und nichts bleibt zurück als die größeren Knochen. Auf ähnliche Weise werden Hunderte, vielleicht Tausende von Mordtaten jede Nacht an den Ufern dieses Flusses begangen. Auf einer ganz kurzen Strecke habe ich sechs Überreste solcher Leichname gezählt, und es ligt die

Im Monat Agrahayana, welcher aus einem Teile des Novembers und Dezembers besteht, wird blos ein einziges

---

Vermutung nahe, daß, wo zeitliches Gut mit im Spiele ist, es sich nicht immer um einen Todkranken handelt! Jedermann weiß, daß Leichname von Männern, Weibern und Kindern stündlich, im Strome schwimmend, angetroffen werden.

Vor einer Woche ist das Schuruck-Putscha hier gefeiert worden. Ich sah, wie ein Mann, durch dessen Fleisch Hacken gezogen waren, einige 20 Fuß hoch in der Luft mehrere 100 Mal in Gegenwart von Tausenden von Männern, Weibern und Kindern geschwungen wurde. Unter ihm saßen in Gruppen andere Fanatiker, fast nackt und den ganzen Körper mit Kot und Asche bestrichen. Nicht weit davon befand sich wieder einer, von Kopf bis zu Fuß mit Farberde übertüncht, und hielt, zum Zeichen seines Zustandes, eine Flasche in der Hand, alles Dieses unter dem Lärm von Tamtam und einer ohrenzerreißenden Musik, welche die ganze Landschaft als von einer Heerde Teufel belebt darstellte.

Es gibt noch andere Scheußlichkeiten, gegen deren Erwähnung sich aber die Feder sträubt, so die überall eingeführte Anbetung des . . . . . . Diese Tatsache spricht für sich selbst, daß der bengalische Götzendienst nichts als eine Vergötterung des Lasters ist. Die Römer erbauten in ihrer tiefsten moralischen Verderbtheit der Pax und der Virtus (Vesta) Tempel; aber die Hindugottheiten sind nichts als Teufel." Mag nun der Missionär, der diesen Brief geschrieben, der englischen Hochkirche, der katholischen oder protestantischen Konfession angehört haben — gleichviel — aber die Beschaffenheit der Hindu-Moralität hat er sehr zutreffend geschildert. Und eben diesen unparteiischen, auf Tatsachen und eigene Erfahrung gestützten Bericht aus Indien führt das erwähnte Buch ohne alle Bemerkung und Einschränkung, ohne Tadel und Widerlegung zur Kennzeichnung der moralischen Stufe, auf welcher die Hindu stehen, an, aber trozdem behauptet es, Seite 118: „Die Bekenner Brahmas sind daselbst (in Bombay) moralisch, was sie überall sind".! Wo bleibt denn da die Logik, die Konsequenz und Wahrheitsliebe?! Von den Hindu behaupten, sie seien moralisch, ist gerade so ungereimt, als wenn man behaupten wollte, die Neger gehörten zur weißen Menschenrasse, zu den Kaukasiern, es gäbe ein trockenes Wasser und einen viereckigen Kreis — das sind unvereinbarliche Gegensäze und Widersprüche. Und einem erwachsenen Hindu begreiflich machen wollen, das und jenes ist unkeusch,

Fest gefeiert, welches der Erwähnung wert ist. Es ist dies der Festtag der ersten Früchte. Da in Bengalen vor=

---

sittenlos und unverschämt, ist gleichbedeutend: mit dem Dreschen leeren Strohes. Der zuchtlos herangewachsene, unzüchtige Gözen verehrende und an schrankenlose Ausschweifung gewöhnte Hindu ist rein unfähig, sich zur Idee von Keuschheit, Jungfräulichkeit und Unschuld emporzuschwingen. Sein Leib und seine Seele sind korrumpiert und stehen im Dienste der Wollust und Ausschweifung. Seine Phantasie ist befleckt, seine Seele verpestet, sein Herz verwüstet, sein Wille geknechtet, Tag und Nacht umgaukeln ihn schlüpferige Vorstellungen und schamlose Bilder, und sein Denken und Dichten, Wünschen und Hoffen steht unter der Einen, ihn despotisch beherrschenden Großmacht: der Fleischeslust. Das ist das nach der Natur gezeichnete Bild des heidnischen Hindu.

Thomas Keightley, der Verfasser einer „Geschichte von Indien", sagt im I. Bande derselben, Seite 9: „Wir würden die uns gesteckten Grenzen weit überschreiten müssen, wenn wir alle albernen Legenden der Hindureligion aufzählen und alle ihre zahlreichen Zeremonien und alle eben so martervollen als mit Ekel erfüllenden Bußübungen beschreiben wollten. Wenn wir sie in Betracht ziehen und vornehmlich bedenken, daß es Grundsaz jeder Sekte ist, daß der Glauben an ihren Gott alle praktische Religion und Sittlichkeit ersezt, so sollte man erwarten, den Charakter der Hindu jeder achtbaren Eigenschaft bar zu finden. Aber dies ist keineswegs der Fall; die Grundsäze der Sittlichkeit sind dem menschlichen Herzen zu tief eingepflanzt und zu wesentlich für das Gedeihen der Gesellschaft, als daß sie jemals ganz erlöschen könnten, und die Religionsbücher Indiens sind zu reich an Vorschriften, die sich auf dieselben beziehen, als daß sie der Vergessenheit anheimfallen könnten. Daher sprechen die aufrichtigsten Beobachter des Charakters der Hindu günstig von demselben, und so schlüpferig viele von den Legenden und Zeremonien der Hindureligion sind, so stehen doch die Frauen der Hindu, was Keuschheit und häusliche Tugend betrifft, weit über dem allgemeinen Durchschnitt in einigen christlichen Ländern." Das ist stark und läßt alles weit hinter sich, was an Geschichtsfälschung, Konfusion und Malise gegen das Christentum geleistet werden kann! Also „die Grundsäze der Sittlichkeit sind dem menschlichen Herzen tief eingeflanzt"! Diese Behauptung verstößt gegen alle Philosophie und Erfahrung, denn nicht die Grundsäze der Sittlichkeit sind dem menschlichen Herzen von Natur aus eingepflanzt, sondern nur die Fähigkeit, die Anlage zur Sittlichkeit,

zugsweise Landwirtschaft getrieben wird, und da der Reis die hauptsächlichste Nahrung seiner Bewohner ausmacht, so

---

d. h.: durch Unterricht und Erziehung ein sittliches Wesen werden zu können. Blos das Schamgefühl, das Gefühl der Menschenwürde, das Gewissen und die Ideen des Rechtes, des Wahren und Guten sind dem Menschen angeboren, aber alle vier Anlagen müssen ebenfalls durch Unterricht und Erziehung geweckt, entwickelt, vor Verirrung bewahrt und bis zu jener Stufe gesteigert werden, daß der Mensch die Tugend liebt und sie um ihrer selbst willen übt.

Was die Religionsbücher der Hindu — die Weden und das Gesezbuch des Manu — betrifft, so kennen nur die allerwenigsten Brahminen dieselben genauer, die eminente Mehrheit der Hindu, namentlich das eigentliche Volk, kennt dieselben durchaus nicht, ja der zahlreichsten Kaste der Hindu — den Sudras, auch Parias oder Kulis genannt -- ist es aufs strengste verboten, die Weden zu lesen, ein Verbot, das schon aus dem Grunde nicht übertreten wird, weil die Mitglieder der genannten Kaste überhaupt nicht lesen können. Aber auch die vornehmen reichen und an Staatsanstalten gebildeten Hindu verstehen die Sprache des Sanskrit, in welcher die heiligen Bücher, die Weden, verfasst sind, keineswegs; es ist ein äußerst seltener Ausnahmsfall, einen Hindu zu treffen, der die längst ausgestorbene, die tote Sanskritsprache versteht. Aber auch abgesehen von all Dem muß, der Wahrheit gemäß, konstatiert werden, daß die Weden eine höchst anrüchige Moral predigen und den Hindu die abscheulichsten Dinge von ihren Göttern und Göttinen erzählen, und eben dadurch sollten sie (die Weden) eine Schule der Sittlichkeit sein!!

Was nun die Hinduweiber und ihre angebliche Keuschheit und häusliche Tugend anbelangt, so wäre es, wenn die Wirklichkeit nicht so überaus traurig und beweinenswert wäre, zum lachen, von der Keuschheit und häuslichen Tugend der Indierinen zu reden. Das Hinduweib aller Kasten besizt auch nicht eine Spur von Schulbildung oder Konvenienz. So lange die englisch-ostindische Kompagnie in Indien regierte, hat niemals ein indisches Mädchen eine Schule besucht. Die jezige kaiserliche Regierung gibt sich allerdings viele Mühe, wenigstens in größeren Städten auch für Mädchen Schulen zu errichten, allein sie stößt dabei auf unüberwindliche Hindernisse, da die Indier eine unbesiegbare Abneigung davor haben, ihre Mädchen in Schulen zu schicken. Das Mädchen wird schon als Kind von seinen Eltern verlobt, und mit 10—12 Jahren verheiratet. Gehört es einer besseren Kaste an, so wird es im Frauengemach

ist die Ernte eine Zeit der Freude und der Danksagung. Aber die Bengalen sind zugleich auch ein religiöses Volk;

---

ihres Mannes, in dem Zanana, mit den übrigen Frauen, eingeschlossen. Die vornehmen, reichen Indier machen auf Bildung ihrer Frauen gar keinen Anspruch. Ihre Weiber dürfen sich an der Führung des Hauswesens nicht beteiligen, dasselbe wird von Personen niedriger Kasten besorgt. Die eingeschlossenen Frauen beschäftigen sich lediglich mit Puz und Klatscherei. Sie rauchen Tabak, kauen Betel, naschen Zuckerwerk, lassen Bajaderen kommen und ergözen sich an deren lüsternen Tänzen. Die Weiber der Hindu niedriger Kasten sind dagegen nicht eingeschlossen, sie bewegen sich frei im Haus und auf der Straße, aber sie müssen strenge arbeiten und stehen unter der harten Botmäßigkeit ihrer Männer. Sie besuchen die Pagoden, nehmen Teil an dem unzüchtigen Gözendienst sowie an den greulichen Festen. Sie sind geistig beschränkt, stumpfsinnig, bis zum Aberwiz abergläubig, ohne Tiefe des Gemüts und dabei überaus eitel. Sie tragen einen großen Ring in einem Nasenflügel, Ringe in den Ohren, an den Handgelenken und Fußknöcheln. Frauenwürde, züchtige Schamhaftigkeit, Zartsinn, feinen Takt, Herzensgüte und Seelenadel sucht man bei den Hinduweibern aller Kasten vergebens. So urteilen alle, die Indien nicht aus Büchern, sondern durch eigene Anschauung, durch den Umgang mit Hindu vom Kap Komorin bis zum Himalaya kennen lernten. Die Keuschheit und die häusliche Tugend der Hinduweiber sind lediglich eine Erfindung, ein Hirngespinnst europäischer Phantasten und Romanschreiber. Keightley verrät übrigens auf ziemlich plump-naive Weise, in welcher Absicht er auf das weibliche Geschlecht in Indien einen Panegyrikus (Loblied) gedichtet, da er am Schlusse desselben die Hinduweiber den Christinen gegenüberstellt, beide mit einander vergleicht und dann herausfindet, daß die Hinduweiber, was Keuschheit und häusliche Tugend betrifft, weit über dem allgemeinen Durchschnitt in einigen christlichen Ländern stehen. Das ist eine höchst frivole, maliziöse und perfide Behauptung, mit der er offenbar dem Christentum als solchem, und namentlich dem Katholizismus, einen Fußtritt versezen will. Daß der Engländer Keightley, welcher der englischen Hochkirche angehörte, in der hinlänglich bekannten englischen Selbstüberschäzung und Anmaßung unter den „einigen christlichen Ländern" Territorien mit katholischer Bevölkerung versteht und auf solche mit dem Zaunpfahl hinweist, ist wohl selbstverständlich. Es ist für jeden echten Christen und überzeugungstreuen Katholiken über alle Maßen empörend,

die Religionslehre des Hinduismus übt einen ungeheuern Einfluß auf ihre Sitten und Gewohnheiten aus, und daher kommt es, daß, bevor die allgemeine Ernte beginnt, Paddy (ungegerbter Reis) den Göttern zum Opfer gebracht wird. Bei dieser Gelegenheit opfern die Hindu neuen Reis mit Milch, nebst jenen Früchten und Wurzelgewächsen, die in der erwähnten Jahreszeit reif sind, den Unsterblichen.*) Die

---

sich die impertinente Verleumdung ins Angesicht geschleudert zu wissen: Die heidnischen Hinduweiber stehen, was Keuschheit und häusliche Tugend betrifft, weit über den Christen, wie man sie durchschnittlich in einigen (katholischen) Ländern antrifft. Es wird niemand, der Land und Leute in Europa kennt, in Abrede stellen, daß es dort unter den Christen, leider, manche und selbst viele gibt, die dem Christentum wenig Ehre machen, die, wie man zu sagen pflegt, heidnisch, d. h. nach Art der Heiden, und namentlich der Hindu, leben. Daran trägt aber nicht das Christentum, sondern der Abfall von demselben, die Gewissenlosigkeit, die Unbußfertigkeit und Verstocktheit die Schuld. Wer am Christentum festhält, und seine Vorschriften befolgt, der wird und muß sittlich und tugendhaft werden; je zäher dagegen der Hindu am Brahmanismus festhält, dessen Gözendienst und Feste feiert und dessen Gebräuche beobachtet, desto sittenloser und lasterhafter wird er, und muß er werden, und das gilt ganz besonders von den Hinduweibern. In ganz Indien ist auch nicht Ein heidnisches Weib, das sich mit Millionen christlicher Weiber Europas messen könnte, was Keuschheit und häusliche Tugend betrifft.

*) Wenn die Götter an dieser Stelle „die Unsterblichen" genannt werden, so ist diese Bezeichnung nicht wörtlich zu-nehmen, denn der Brahmanismus lehrt, daß nur das Urwesen, das höchste Prinzip, das nicht der Brahmâ, sondern das Bramă, also nicht der höchste persönliche Gott, sondern nur der unpersönliche Urgrund, die Endursache alles Bestehenden, unsterblich sei. Die 3 höchsten Götter, Brahmâ, Wischnu und Schiwa, die aus dem unpersönlichen Urwesen, aus dem Brahmă, entstanden, hervorgingen oder sich entwickelten, sind weder von Ewigkeit her, noch werden sie ewig sein. Der Gott der Zeit, Kala genannt, wird alle Götter, Göttinen, Genien, Dämonen und Geister vertilgen und zulezt sich selbst verschlingen. Wann dieses haarsträubende Ereignis, Kunststück und Wunder geschehen wird, ist und bleibt den Menschen verborgen. Einige indische Theologen, Religionsphilosophen und Brahminen haben berechnet,

großen Vorväter des menschlichen Geschlechts, die weit berühmten Munis und Rischis, und die unmittelbaren Vorfahren dieser gefeierten Familie, erhalten ebenfalls ihren gerechten Anteil. Sogar die Tiere auf dem Felde und die Vögel in der Luft werden nicht vergessen; denn der neue Reis wird zu ihrem Besten auf die Felder und auf erhöhte Punkte gestreut. Nachdem der Bengale, welcher von allen Menschen der demütigste ist, die ersten Früchte der Jahreszeit den Göttern, seinen Vorvätern, den Schakalen und Raben zum Geschenke dargebracht hat, genießt er selbst zuletzt auch von denselben. Dieser Festtag, ganz angemessen „der Festtag des neuen Reises“ genannt, wird in einigen Gegenden des Landes mit Spielen, mit künstlichem Feuerwerke, Schauspielen und Belustigungen für Brahminen und Freunde geschlossen. Diese Einrichtung ist dem jüdischen Feste der ersten Früchte nicht unähnlich. Mit Ausnahme der Korruption des Gözendienstes, welche dieses Fest herabwürdigt, ist es für uns ein höchst angenehmes Schauspiel, zu sehen, wie eine ganze Nation, indem sie die ersten Früchte des Jahres höheren Mächten darbringt, einen deutlichen Beweis von ihren religiösen Gefühlen und ihrer Humanität ablegt, und wie sie ihre Abhängigkeit von dem wohltätigen Geber aller Dinge anerkennt. Es ist erfreulich,

---

daß alles Bestehende, mit Ausnahme des Brahmă, in 12.000 Jahren untergehen werde; andere rücken diese Kalamität weiter hinaus und tüpfeln 4.320 Millionen Jahre heraus; und da bei solchen supernaturalen, wunderbaren Dingen der Phantasie ein weiter Spielraum gewährt ist, da es dabei auf einige Nullen mehr oder weniger nicht ankommt und keine rote Tinte einer Revision und Superrevision zu fürchten ist, so spintisierten wieder andere 100 Jahre heraus, von welchen jeder Tag 4.320 Millionen indischer Jahre zählt. Die indischen Götter und Göttinen, deren es 330 Millionen geben soll, brauchen sich also nicht zu beeilen, ihr Testament zu machen.

zu sehen, daß der Hindu sich nicht berechtigt fühlt, das hauptsächlichste Nahrungsmittel des Landes zu genießen, ohne zuerst davon Opfergaben demjenigen darzubringen, welcher der Schöpfer und Erhalter nicht nur aller Menschen, sondern auch der Tiere ist, die keine unsterbliche Seele haben; doch muß man, den Hindu in Ausübung seiner Religion betrachtend, bekennen, daß er in dieser Beziehung ihn entehrende Vorstellungen von Gott, von Gottesverehrung und dem Jenseits hat. (Eine sehr überflüssige Bemerkung, da wir uns bisher sattsam davon überzeugten.)

Im Monat Pousch, welcher einen Teil des Dezembers und Januars umfaßt, werden zwei Feste gefeiert, die eine Beschreibung verdienen. Das erste, welches wir vorführen wollen, ist eine soziale Einrichtung und scheint keine Verrichtung von religiösen Gebräuchen und Zeremonien im Gefolge zu haben. Es wird von dem Umstande Pouschali genannt, daß seine feierliche Begehung in den Monat Pousch fällt. An einem gewissen Tage dieses Monats kann man große Trupps von Menschen sehen, welche Körbe in ihren Händen und Bündel auf ihrem Rücken tragen und in jedem Hause des Dorfes eine große Menge Reis und gewöhnliche Gemüse betteln. Nach dieser Bettelei begeben sie sich zu einem Garten, der am äußersten Teile des Dorfes ligt, wo sie Vorbereitungen zur Begehung des Pouschali-Festes treffen. Die männlichen Glieder einer jeden Haushaltung, welche zur Viktualien-Kollekte beigesteuert haben, werden zur Teilnahme an diesem ländlichen Gastmahle eingeladen. Um jeden Verdacht der Kastenverlezung im Keime zu ersticken, werden drei oder vier Brahminen zu Köchen ernannt. Während diese Priester-Köche ihre Kochkunst fleißig ausüben, unterhalten sich die Gäste mit einander, indem sie um die Wette rennen, schwimmen und Kraftübungen des Dandaguli und des Hadu-gadu (gymnastische Übungen) vor-

nehmen. Nachdem sie sich durch ein Bad in dem nahegelegenen Teich erfrischt haben, sezen sie sich ins Gras und auf Paradiesfeigenbaumblätter und verzehren die frugale Mahlzeit. Nach beendeter Festmahlzeit, bei der aber nicht überfließende Gläser, sondern Betelnüsse und Tabak die Hauptrolle spielen, legen sie sich gewöhnlich auf den Grasboden unter freiem Himmel nieder, erzählen Geschichten und kehren in der Abendkühle in ihre Wohnungen zurück. Hie und da werden in ansehnlichen Dörfern mehrere Abteilungen von Festteilnehmern gebildet, die das Pouschali-Fest in verschiedenen Hainen feiern. Wir brauchen unsern Lesern kaum zu sagen, daß dieses Fest den Bewohnern der Hauptstadt unbekannt ist, weil dort die Gelegenheit dazu abgeht. Diese ländlichen Gastmähler, sowie die anständige Fröhlichkeit, welche mit denselben verbunden ist, tragen in hohem Grade dazu bei, Gefühle der Humanität und der Bruderliebe zwischen den zahlreichen Mitgliedern des Hinduvolkes zu wecken*).

---

*) Diese Behauptung beruht auf einem großen Irrtum, da das heillose Kastenwesen der Humanität und Bruderliebe unübersteigliche Hindernisse bereitet. Mitglieder verschiedener Kasten dürfen, wie ich schon früher erwähnte, nicht den mindesten Verkehr mit einander haben, nicht miteinander essen oder trinken, ja, einander nicht einmal berühren! Wie viele Kasten es eigentlich gibt, das anzugeben, wird wohl jedem Hindu, geschweige denn einem Europäer, unmöglich sein. Freilich liest man in Büchern noch immer, es gebe in Indien 4 Kasten, die Brahminen-, Kschatrya-, Waisya- und Sudra-Kaste, während man davon in Indien selbst nichts weiß. In früherer Zeit, vor vielen Jahrhunderten, zerfielen die Indier allerdings in die 4 genannten Kasten, allein seitdem der Buddhismus aus Indien verdrängt worden, gibt es keine Kschatrya-, Waisya- und Sudra-Kaste mehr, und traten an ihre Stelle unzählige, streng von einander getrennte Kasten. Aus der äußeren Lebensstellung, dem Beruf, dem Broderwerb, dem Handwerk u. s. w. haben sich die später aufgekommenen und noch bestehenden Kasten herausgebildet. Blos den Brahminen ist es gelungen, den Fortbestand ihrer Kaste zu sichern und

Das zweite Fest von einiger Bedeutung im Monate Pousch, ist das Kuchenfest. Bei diesem Feste ist, wie an Weihnachten in England, jede Hütte und jedes Gehöfte in ganz Bengalen mit einem reichen Vorrat von Kuchen versehen. Vielleicht stellen einige von unsern Lesern die Frage: Was sind denn das für Dinge, bengalische Kuchen? Zur Befriedigung dieser Leser, aber besonders zum Besten der Speisewirte in Calcutta, welche beabsichtigen, in der nächstfolgenden Weihnachtszeit Damen und Herrn aus Europa ein Gericht von bengalischen Leckerbissen vorzusezen, wollen wir, obgleich wir nichts von der Konditorei verstehen, folgendes Rezept zur Bereitung bengalischer Kuchen hieher sezen: Zerstoße Reis, gieße über das Reismehl ein wenig Wasser, bereite daraus einen Teig, forme denselben mit deinen Fingern so, daß er die Gestalt einer kleinen Schale erhält; fülle diese Schale mit einer Mischung von Kokusnußkernen und Theriak oder mit Rahm, bedecke den Inhalt sorgfältig, stelle diese bedeckte Schale in ein Gefäß mit kochendem Wasser, nimm sie nach etwa fünf Minuten aus diesem Gefäße heraus, und der bengalische Kuchen erster Qualität ist fertig, unschäzbar zur Hervorbringung von — Magenwehe. Während drei Tagen tun sich Männer, Frauen und Kinder mit diesen abscheulichen Kuchen gütlich. Im Verlauf dieser 3 Tage wird die Göttin des Glücks und die Königin der Schlangen verehrt. Am ersten Festtage werden alle Möbel und Gerätschaften des ganzen Hauses in der

---

dieselbe mit einer ehernen Mauer zu umgeben. Als ich mich in Indien aufhielt, forschte ich angelegentlich nach der Zahl der Kasten, allein niemand konnte mir dieselbe bestimmt angeben. Jeder vernünftige Mensch wird, im Hinblick auf das unglückselige Kastenwesen, einsehen und zugestehen, daß von Humanität und Bruderliebe bei und unter den Hindu absolut keine Rede sein kann, wohl aber von Stumpfsinn, Engherzigkeit, Spießbürgertum und Krähwinkelei.

Absicht mit Strohhalmen umwickelt, damit dieselben niemals dem gegenwärtigen Eigentümer abhanden kommen mögen. In einigen Gegenden wird ein großer Kuchen in Form einer Kaze, der Göttin Satschi, der Beschüzerin der Kinder, mit entsprechender Feierlichkeit geopfert, wobei wiederholt Zaubersprüche hergesagt werden. Möge sich das Kuchenfest auf den weiten Ebenen Bengalens erhalten, aber gereiniget von seinen heidnischen Auswüchsen, und jedes Jahr Freude und Wohlsein in jede Haushaltung bringen! Mögen alte Männer und alte Frauen, Knaben und Mädchen, recht lange Teil nehmen an dem Genusse des Reiskuchens, welcher, obgleich er in seinen Wirkungen für empfindliche Mägen schädlich ist, nichts desto weniger zur Erweckung von Freude bei dreißig Millionen Menschen vieles beiträgt! Möge auch der Monat Pousch fortfahren, die Arbeiten der bengalischen Farmer mit goldenem Erfolge zu krönen!

Im Monate Magh, welcher aus einem Teile des Dezembers und Januars besteht, wird nur ein einziges Fest gefeiert, nämlich die Verehrung der Saraswati, der Gemalin Brahmas. Die schöne und berede Saraswati, welche auf einer Wasserlilie steht und auf einer Laute spielt, ist die Minerva der Hindu, die Göttin der Gelehrsamkeit. Sie war es, welche in vergangenen Zeiten den erhabenen Vyasa, den mächtigen Valmiki (einen epischen Dichter, den Verfasser oder Sammler des Heldengedichtes Ramayana) und den gewandten Kalidasa (den Verfasser des Schauspieles Sakuntala, des Dramas Urwasi, der Epen Raghuvansa und Kumarasambhava u. s. w.) inspirierte, und es ist die nämliche wohltätige Göttin, welche in diesen verderbten Zeiten den demütigen Sudra (Mitglied der niedrigsten Kaste) in den Anfangsgründen der Wissenschaft unterrichtete und den erhabenen Brahminen in die Mysterien des Nyaya und Vedanta (philosophische Systeme) einweihte. In jeder Hütte

Bengalens wird, im genannten Monat, am fünften Tage des wachsenden Mondes diese Patronin der Wissenschaft von ihren Anbetern feierlich verehrt. Unähnlich den andern Göttinen und Göttern des Hindu-Pantheons, wird diese schöne und liebenswürdige Tochter des Brahma nicht von dieser oder jener Sekte des Brahmanismus verehrt, sondern alle Hindu huldigen ihr einmütig. Wer sich mit der Wissenschaft befreundet, ist, vom ersten Anfänger an, welcher das A. B. C. auf Palmblätter schreibt, bis zum ehrwürdigen Vorsteher einer Sanskrit-Schule, ein Verehrer Saraswatis. An diesem Feste wird den Manuskripten, den gedruckten Büchern, Federn, Schreibzeugen und allen Schreib- und Lesebedürfnissen göttliche Verehrung erwiesen. Von den Männern werden denselben Blumen geopfert und dabei verschiedene Gebete wiederholt verrichtet. Es ist dem Geiste des Hinduismus, welcher die Frauen herabwürdigt, durchaus entsprechend, daß weibliche Personen von der Anbetung der Göttin der Wissenschaft ausgeschlossen sind, da sie keinen Anspruch auf ihre Gnaden haben, aber eben deßwegen ist es sehr sonderbar, daß der Hindu eine weibliche Gottheit zur Patronin der Weisheit und des Verstandes erwählt hat. Herr Ward, welchem wir diesen Artikel zu verdanken haben, sagt in seiner „Literaturgeschichte" und „Religion der Hindu", daß mit der Feier dieses Festes anstößige Ungebührlichkeiten verbunden seien. Wir wüßten nicht, daß dies der Fall wäre, und sind versucht, zu vermuten, daß er von einer vereinzelt vorgekommenen Tatsache, die ihm zu Ohren kam, aber in gar keinem notwendigen Zusammenhange mit dem genannten Feste stand, einen allgemeinen Schluß zog. Wir wollen hier ein für allemal bemerken, daß das Buch des Herrn Ward eine Masse der wertvollsten Nachrichten in Betreff der Hindu enthält, und daß wir von seiner eingehenden und gründlichen Genauigkeit überrascht worden

sind. Wir müssen aber nichts desto weniger bemerken, daß Herr Ward die Hindu öfters ein wenig zu strenge beurteilt und den Charakter der Hindu öfters von der Schattenseite als von der Lichtseite zeigt. (Warum nicht gar!)

Im Phalgun, dem elften Monate der Hindu, wird das bedeutendste Fest zu Ehren des Krischna gefeiert und Dole- oder Huli-Fest genannt. Die Hindu feiern dasselbe überall mit großem Pomp, am pompösesten aber in den West-Provinzen, wo, in früheren Zeiten, schon vor dem Vollmond des genannten Monates die Schwelgerei, die Ausgelassenheit und die Gewalttätigkeiten in den wollüstigen Städten ihren Höhepunkt zu erreichen pflegten. Wir sagen „in früheren Zeiten"; denn die friedliche und milde*) Regierung der

*) Es ist wirklich zum Erstaunen, wie sich die englisch-ostindische Kompagnie in einem eroberten Land, vor einem ausgesogenen Volke und vor dem Tribunal der Weltgeschichte erdreisten konnte, von ihrer „friedlichen und milden" Regierung zu reden. Mit demselben Recht nennt der russische Bär seine Regierung eine „väterliche" in dem furchtbar mißhandelten, zertretenen, ausgesogenen und zur Verzweiflung gebrachten Polen. Ein eisiger Schauer durchrieselt einen jeden Unbefangenen, einen jeden, der noch einen Funken Gerechtigkeits-Sinn und Gefühl bewahrt hat, wenn er in den Annalen der Geschichte liest, in welch himmelschreiender Weise die englisch-ostindische Kompagnie Schritt für Schritt Indien unterjochte. Mit teils Staunen, teils Grauen, teils Abscheu erweckender Konsequenz in Anwendung von List, Intrigue, Bestechung, Erpressung, Treulosigkeit, Verrat, Tyrannei und Waffengewalt enttronte sie einen Fürsten nach dem andern, annektierte ein Territorium nach dem andern und preßte den indischen Fürsten und Völkern zahllose Millionen Lack Rupien ab. (1 Lack Rupien = 200.000 Mark.) Und trotzdem nennt diese Kompagnie ihre Regierung eine „friedliche und milde!!! Dr. H. A. Daniel sagt in seinem „Handbuche der Geografie", I. Band, Seite 303: „Offene Eroberung, zuweilen unwürdige Intriguen haben bis auf die jüngste Zeit zu immer neuen Eroberungen und Annexationen geführt; ligt es doch allerdings in der Natur großer zusammeneroberter Länderkomplexe der Art, daß ihre Besizer später, auch wider ihren Willen, auf dem Wege der Eroberung weiter getrieben werden, daß immer neuer Länderbesiz ihnen

Engländer hat die Raserei dieser teuflischen Gebräuche erheblich vermindert. Während des Huli-Festes ist es den

---

durch die Umstände aufgenötigt wird", und er hätte hinzufügen dürfen und sollen: der unter blutiger Anwendung von Pulver und Blei sich vollzieht und dann mit eiserner Faust festgehalten wird. Axel Lind von Hageby, schwedischer Marineoffizier, der als Freiwilliger im letzten indischen Krieg 1857/58 gegen die Sipahi-Rebellen kämpfte, sagt in seinem ausgezeichnet geschriebenen Buche: „Reisebilder und Skizzen", Seite 110,: „Wir dürfen nicht vergessen, daß die erste Zerstückelung des (indischen) Reiches infolge freundschaftlicher Übereinkunft geschah, aber ebensowenig, daß Feuer und Schwert es zu dem gemacht haben, was es jezt ist. Man kann diese Art, ein Volk zu unterjochen, nicht billigen und ebensowenig die Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten gutheißen, welche, gleich anfangs, von der Verwaltung der Kompagnie an den Unterjochten verübt wurden. Sowie aber die Macht aus den Händen der Kompagnie in die der britischen Regierung überging, wurde das ganze Verwaltungssystem verändert und gemildert."

Die Grundsäze, nach welchen die englisch-ostindische Kompagnie ihre Herrschaft in Ostindien immer weiter ausdehnte und ihre Macht befestigte, ist am besten durch die Regierung Warren Hastings, der von 1773 bis 1785 Generalgouverneur von Indien war, gekennzeichnet. Dieser gewalttätige, geldgierige und gewissenlose Mann behauptete offen, daß die englisch-ostindische Kompagnie durchaus nicht verpflichtet sei, auf Menschlichkeit und Verträge Rücksicht zu nehmen, daß Macht- und Gelderwerb das ausschließliche Interesse und das höchste Prinzip der Kompagnie, den Fürsten und Völkern Indiens gegenüber, seien, und daß sie berechtigt gewesen, ihr verpfändetes Wort zu brechen, so oft sie daraus Nuzen und Vorteil ziehen konnte. Er erpresste besonders den Radschas von Benares und jenen von Audh schwere Summen Geldes. Er wurde im Jahre 1787, nach seiner Rückkehr nach London, von Edmund Burke, dem berühmten Staatsmann, Schriftsteller und Redner, im englischen Unterhaus der Bestechung, Gelderpressung und Tyrannei angeklagt. 1788 begann der Prozeß gegen denselben, der sich durch acht Jahre, bis 1795, hinzog und mit — Freisprechung endigte. Warren Hastings wurde blos zur Bezahlung der Prozeßkosten, die sich auf 70.000 Pfund Sterling oder 925.714 Mark beliefen, verurteilt; dafür entschädigte ihn aber die englisch-ostindische Kompagnie reichlich, sie brachte ihm ein wahrhaft fürstliches Geschenk dar — 112.000 Pf. St. oder 1,764.000 M., und überdieß verlieh sie ihm eine Leibrente von jährlich 4000 Pf. St. oder 82.285 M.

Hindu erlaubt, sich straflos der größten Zügellosigkeit zu ergeben. Das Spielen gewinnt nach allen Seiten hin die Oberhand; das unaufhörliche Tönen der klingenden Cymbeln hört man Tag und Nacht; die schmuzigsten Lieder werden in den öffentlichen Straßen gesungen; die häßlichsten Mißbräuche werden im Angesichte der Vorübergehenden begangen . . . . *). Ein Jeder sucht dem Andern rotes Mehl in die Augen zu blasen; dieses Mehl oder auch eine Flüssigkeit wird beständig aus einer Sprize ausgestoßen, und ein Tanz der berauschten Verehrer Krischnas krönt diesen Gözendienst. All das Angeführte macht sich sogar in dieser Stadt (Calcutta) breit. Jedoch müssen wir

---

damit bezeugte sie aufs unzweideutigste, daß sie seine Grundsäze und Handlungsweise als Gouverneur in Indien vollständig billigte und anerkannte, daß er sein Amt in Indien ganz nach ihrem Sinn und Wunsch geführt, und daß seine Praktiken auch die ihrigen gewesen. Wer erinnert sich daher, wenn er das Eigenlob der Kompagnie im Direktory von Calcutta liest, nicht der Worte Jesu: „Sie kommen in Schafspelzen zu euch, sind aber inwendig raubgierige Wölfe“?

*) Das hier im englischen Text Angeführte und bei der Übersezung durch Punkte Angedeutete ist ein so flagranter Verstoß gegen das VI. Gebot, gegen die öffentliche Moral und das Kriminalgesezbuch eines jeden nur halbwegs zivilisierten Staates, daß ich mich für verpflichtet hielt, die von den Hindu bei ihrem Huli-Fest öffentlich verübten Schandtaten, zur Vermeidung von Ärgernis, mit Stillschweigen zu übergehen. Wie kann man aber, angesichts solch schauerlicher Vorgänge, behaupten: „Die friedliche und milde Regierung der Engländer (der englisch-ostindischen Kompagnie) hat die Raserei dieser teuflischen Gebräuche erheblich vermindert“, und im nämlichen Atemzuge bekennen: „Während des Huli-Festes ist es den Hindu (von der englischen Regierung!!) erlaubt, sich straflos der größten Zügellosigkeit zu ergeben . . . die schmuzigsten Lieder werden in den öffentlichen Straßen gesungen u. s. w.?! Eine Regierung, welche die öffentliche Ausübung einer wahren und eigentlichen Teufelei, einer flagranten Schandtat und eines abscheulichen Verbrechens zuläßt, hat sich selbst gerichtet, und es steht ihr sehr übel an, auf ihre Verdienste um Bildung und Gesittung des Volkes zu pochen und einen Hymnus anzustimmen.

zugeben, daß z. B. in Mofussil solche Abscheulichkeiten nicht verübt werden. Dort wird der Gott Krischna in der Weise verehrt, daß sich dessen Verehrer mit rotem Pulver bestreuen und dann mit Singen, Musik und Feuerwerk unterhalten. Dieses Fest ist eine Gedächtnisfeier der lustigen Unterhaltungen des gutherzigen Krischna mit den Milchmädchen von Brindaban (recte: des schandbaren Treibens eines unflätigen Gözen!).

Wir unterlassen es, von der Nacht des Schiwa Erwähnung zu tun, müssen aber doch anführen, daß in diesem Monate eine zierliche Gottheit mit angemessener Feierlichkeit verehrt wird. Und wer, denken unsere Leser wohl, wird dieser liebenswürdige Gott sein? Wahrlich, es ist kein anderer als Ghentu, der Schuzgott jenes Hautausschlages, welcher in der gewöhnlichen Ausdrucksweise mit dem Namen Kräze bezeichnet wird. Der Aufwand und die begleitenden Umstände bei der Verehrung dieses Gottes sind in schöner Übereinstimmung mit der Würde seines Charakters und der Dienste, welche er der Menschheit leistet. Der Schauplaz der Verehrung Ghentus ist der Misthaufen, ein notwendiges Anhängsel eines jeden bengalischen Hauses auf dem Lande. Ein zerbrochenes irdenes Geschirr, dessen Unterseite vom Ruße viele Monate lang geschwärzt, mit Kalk angestrichen und mit einigen Farbenstrichen der Gelbwurzel angepinselt ist, sowie ein oder zwei Zweige der Ghentupflanze (Sammtblume, tagetes) und schließlich sogar ein Besenstiel von echtem Palm- oder Kokusholze dienen als Abbild der Schuzgottheit der Kräze. Die Hausfrau der Familie, zu deren Gunsten die Verehrung vorgenommen wird, fungiert als Priesterin. Nachdem sie Verse mehr geheult als gesungen hat, zerschlägt sie das Geschirr in tausend Stücke, zum nicht geringen Vergnügen der kleinen, losen Buben und Mädchen, welche auf dem Plaze herumtanzen und die Ge-

bräuche der Verehrung Ghentus damit beschließen, daß sie die herumliegenden Scherben aufheben und Gesänge zu Ehren oder vielmehr zur Schmach des Gottes der Kräze vortragen. Es mag hier am Plaze sein, zu bemerken, daß die Bengalen auch noch einige andere Schuzgötter gewisser Krankheiten verehren, die in dieser Gegend mit besonderer Bösartigkeit auftreten. Der Schuzgottheit der Kräze reihet sich Sitala an, die Göttin der Blattern*), und Ola Bibi, die Schuzgöttin der Geißel der Neuzeit, der Cholera. Durch die Erflehung der Gunst dieser Gottheiten hoffen die Bengalen zuverlässigst, daß sie durch dieselben von den genannten Krankheiten bewahrt bleiben.

Schuruck-Putscha. — Im Schaitra, dem Schlußmonate des bengalischen Jahres, wird das große Schaukelfest abgehalten. Man sagt: es sei von einem vormaligen Könige eigesezt worden, welcher sich durch Verrichtung strenger Bußübungen eine Unterredung mit dem betrunkenen Gotte von Kailasa (Schiwa) verschaffte, zu dessen Ehre dieses Fest gefeiert wird. Die Hindu, welche sich in der Verrichtung der Gebräuche dieses weitberühmten Festes besonders auszeichnen, werden Sannyasis genannt. Jeder Hindu, er mag einer Kaste angehören, welcher er will, kann ein Sannyasi werden. Diese Asketen nehmen, während des Zeitraumes von einem Monat oder von vierzehn Tagen oder doch wenigstens von zehn Tagen, die vorbereitenden Reinigungen vor. Sie essen täglich nur Einmal, besuchen jeden Tag ein gewisses Sinnbild des Schiwa, sprechen öfters seine verschiedenen Namen aus, tanzen um seinen Tempel herum und enthalten sich aller Verunreinigung. Nicht unähnlich den betrunkenen Verehrern des Bacchus im klassischen Griechenland, welche

*) Sie wird gewöhnlich Mata Dewi, im südlichen Indien dagegen Mari Amman genannt. Die Blatternkrankheit selbst heißt auch Sitala.

während der feierlichen Begehung der Orgien die heilige Prätexta getragen haben, legen die Verehrer des indischen Bacchus, während des Schaukelfestes, das heilige Upabit an. Nachdem sich die Sannyasis gehörig vorbereitet haben, stürzen sie sich am ersten Tage des Festes von einer, über zwanzig Fuß hohen, aus Bambusrohr errichteten Schaubühne herab. Am Fuße dieser Schaubühne sind in schiefer Richtung Messer und eiserne, spizige Nägel, die mit Stroh überschüttet sind, im Boden befestiget. Auf diese Instrumente stürzen sich die Sannyasis von dem Gerüste herab; selten ist einer derselben verwundet, denn, dank der eigenartigen Stellung der eisernen Instrumente, dringen dieselben nicht in den Leib der sich herabstürzenden Sannyasis ein, sie fallen nämlich in der Art auf dieselben, daß die Spize der Messer und Nägel auf den Boden gedrückt wird. Alsdann folgt der merkwürdige Selbstpeinigungs-Tag. Es ist unnüz zu beschreiben, was jeder Bewohner von Calcutta oder irgend einer andern Stadt in Indien mit eigenen Augen oft gesehen hat. Hier ist der Arm eines Sannyasi mit einer Lanze durchbohrt; dort ist ein langer Eisenstab durch die geschlizte Zunge gesteckt; dort tanzt ein Dritter zwischen zwei Palmenstengeln, welche seine Seiten durchbohren; — und ein Vierter ist ganz mit Nadeln bespickt. Der Anblick dieser Szenen muß jeden Einwohner von Calcutta peinlichst berühren. Diese Selbstpeinigungen sind von Schauspielen und pantomimischen Darstellungen begleitet. Lange Reihen von seltsamen Gestalten ziehen in den Straßen umher. Der Brunnengräber, mit einem Korbe in der einen Hand, in der anderen eine Hacke haltend und seinen Leib mit Fett überstrichen; der Schulknabe in seinem kurzen Anzuge und mit seinen zusammengebundenen Haaren, mit einem Bündel Palmblätter unter seinem Arme; der niedergebeugte Wasserträger mit seinem ledernen Sack und seinen tönenden Cym-

beln; der Liebhaber des Alkohols, mit der einen Hand einen Besenstiel haltend und mit der andern seinen Schnurbart drehend; der Kartoffel-Verkäufer, mit einem Korbe auf seinem Kopfe und in allen Tonarten laut schreiend: Kartoffeln!; ein Haufen wilden Lumpengesindels in seiner eigentümlichen Tracht mit mächtigen Ohrringen, welche ohne Aufhören schreien: po-po-po!; die aus Papier gemachte, tragbare Kirche, in welcher ein Brahmine in einem heiligen Buche liest und die versammelte Volksmenge anredet; der dem Pfauenhahne ähnlich geformte Nachen, welcher sich unter den süßesten Harmonien vorwärts bewegt; die glänzenden Räume, in welchen die Feen Bengalens ihre Reize entfalten; all dies und hundert andere Vorstellungen und Schauspiele schmückten*) ehemals die Straßen von Calcutta. Wir sagen: sie schmückten e h e m a l s die Straßen Calcuttas, denn zum unendlichen Bedauern der guten (!) Hindu in dieser Stadt, wird es von der Polizei nicht mehr gestattet, daß diese Aufzüge durch ihre Straßen ziehen. Am lezten Tage des Schuruck-Putscha wird das Schaukelspiel aufgeführt, im wahren Sinne des Wortes sogenannt. Ein Pfahl, welcher zwanzig oder mehr Fuß in der Länge hat, wird senkrecht im Boden befestigt. Zu oberst auf diesen Pfahl wird wagrecht ein langer Balken gelegt, der durch einen Zapfen festgehalten wird und um denselben gedreht werden kann. An jedem Ende dieses beweglichen Balkens sind zwei Seile befestigt: das eine, um den schaukelnden Fanatiker in der Schwebe zu erhalten, und das andere, um den Balken im Kreise zu drehen. Durch den Lendenmuskel des

---

*) Ich finde diesen Ausdruck (graced) des Adreßkalenders von Calcutta höchst ungeeignet und ungereimt; denn aus dem vorher und nachher Gesagten geht hervor, daß „schändeten" (disgraced) der richtige Ausdruck wäre. Wozu denn dieses Kompliment, wenn und da man im nämlichen Atemzuge eingestehen muß, daß es sich um einen Ausbund von Roheit, Gemeinheit, Wahnsinn und Fanatismus handelt!

Fanatikers wird ein eiserner Haken gebohrt, welcher an dem Seile des Schwungbalkens befestiget ist. Auf ein gegebenes Zeichen wird dieser Balken in Bewegung gesezt, und der unglückselige Fanatiker beschreibt einen qualvollen Kreis um den Schaukel-Baum. Der so herumgeschwungene Sannyasi, dessen Aufenthalt in luftiger Höhe oftmals eine halbe Stunde lang dauert, unterhält sich damit, Paradiesfeigen, andere Früchte und Leckereien, mit welchen er sich, bevor er hinaufgezogen wurde, reichlich versehen hatte, unter die gaffende Volksmenge zu werfen. Man darf nicht glauben, daß nur Ein Sannyasi zu gleicher Zeit sich um einen Schaukel-Baum schwingen läßt, obgleich dies wohl im allgemeinen der Fall ist. In Calcutta selbst ließen sich sogar zehn Sannyasis gleichzeitig herumschwingen, und es wurde uns von glaubwürdiger Seite mitgeteilt, daß in dem Dorfe Santipore, unweit von Kisnaghur, nicht weniger als zwei und dreißig Sannyasis sich zu gleicher Zeit um einen Schaukel-Baum schwingen ließen. An dem Ort, wo das Schaukelschwingen vorgenommen wird, herrscht beständig ein wüstes Treiben voll Aufregung und Tumult. Das lärmende Beifallsgeschrei der Zuschauer und die wütende Anstrengung derselben, die Sachen zu erhaschen, welche von den Helden des Augenblickes aus luftiger Höhe herabgeworfen werden; das laute Geschrei derjenigen, welche den Schwingbalken in Bewegung sezen und einander darin aneifern; die Rufe: „De pak! De pak!" d. h.: drehe noch schneller! drehe noch schneller!, welche Rufe die Sannyasis selbst und öfters mit Nachdruck wiederholen; das fürchterliche Getöse der betäubenden Tamtam; — alle diese begleitenden Umstände verwandeln den Schaukelschwingplaz in ein vollständiges Babel. In Mofussil wird rings um den Schaukel-Baum ein Markt gehalten, auf welchem gewöhnliche Messer, Rasiermesser, Leckerbissen, Kleidungsstücke und allerlei Spielwaren in großer Menge verkauft werden. Alte Weiber und junge

Mädchen; hochbejahrte Männer und Knaben begeben sich, mit ihren besten Feiertagskleidern angetan, auf den Schaukel-Plaz wie zu einem lustigen Jahrmarkte. Der lezte Sannyasi steigt vom Schwungbaum herab, die Waren sind verkauft, Marktschreier beschließen das Schauspiel, das Schaukelfest ist zu Ende, und mit ihm ist auch das bengalische Jahr vorüber.

Ich betrachte nunmehr, nachdem ich dem geneigten Leser, so viel in meinen Kräften stand, ein wahres und treues Bild von der Religion, den Tempeln und Festen der Hindu vor Augen gehalten, meine Aufgabe als gelöst und könnte somit hier füglich schließen. Allein ich halte es für angezeigt, ja ich halte mich sogar für verpflichtet, noch 3 Gegenstände, die sich naturgemäß und logisch an die Betrachtung des Brahmanismus knüpfen, in aller Kürze zu besprechen.

Der erste dieser Gegenstände ist die uns obliegende heilige Pflicht: **die christliche Religion, in welcher wir geboren und erzogen sind, hoch zu schäzen, innig zu lieben, freimütig zu bekennen, mutig und standhaft zu verteidigen und nach ihr aufs gewissenhafteste unser Leben einzurichten.**

Während du in den vorausgegangenen Blättern den Brahmanismus und alles, was damit zusammenhängt, kennen gelernt, konntest du nicht anders, ja du warst gleichsam genötigt, einen Vergleich zwischen jener und deiner Religion anzustellen. Hat nun dieser Vergleich nicht zu dem Resultate geführt, daß du, im Hinblick auf den Irrtum und Wahn, den Aberglauben und die Thorheiten, die geistige Verblendung und moralische Verkommenheit des Brahmanis-

mus und Buddhismus, dich glücklich schätzest ein Christ, ein Glied der christlichen Kirche und im Vollgenuß aller ihrer Gnadenschäze zu sein? Bist du nicht in den Staub niedergesunken und hast Gott mit aufgehobenen Händen gedankt, daß er dir einen christlichen Vater und eine christliche Mutter gegeben, daß er dich von frühester Jugend an zu seiner Erkenntnis und Liebe geführt, daß er dir den wahren Weg gezeigt, der zum Himmel führt, und daß Jesus Christus selbst auf deiner Pilgerfahrt in die Ewigkeit dein Wegweiser und Führer, dein Ratgeber und Tröster, dein Beschüzer und Freund, ja selbst deine Wegzehrung ist? Hast du nicht klar erkannt, daß die christliche Religion allein das Siegel der göttlichen Offenbarung, der Wahrheit und Weisheit unverkennbar an sich trägt? Keine Religion ist so erhaben und rein, so sehr Gottes und des Menschen würdig wie die christliche. Keine Religion befriedigt so allseitig und vollständig alle Bedürfnisse des Geistes, Herzens und Willens des Menschen wie die christliche. Ha, welchen Seelenadel, welche Würde verleiht nicht die christliche Religion dem Menschen! Welche Grundsäze, welchen Charakter, welche Tugenden und welchen Heldenmut pflanzt sie ihm nicht ein! Zu welchen Taten und Opfern begeistert sie ihn nicht! Ja, sie drückt ihm, während er noch auf Erden wandelt, ein himmlisches Gepräge auf, sie verklärt sein Aug, seinen Blick, sein Antliz und läßt ihn als ein höheres Wesen, als einen Engel in Menschengestalt, als die personifizierte Unschuld, Sanftmut, Barmherzigkeit und Gottesminne erscheinen.

Wer nach einer langwierigen, schmerzhaften und tödlichen Krankheit genaß, der wird gewiß die wieder erlangte Gesundheit viel höher schäzen als ehedem, bevor er krank geworden; er wird ohne allen Zweifel, sofern er ein vernünftiger Mensch ist, dieses kostbare Gut möglichst schüzen und zu bewahren suchen und, sofern er religiös ist, das ihm zum zweiten Mal

geschenkte Leben dem Dienste Gottes weihen. Wer sich bei Lesung dieses Buches lebhaft nach Indien versezte, wer mit mir den Munkiestempel besuchte und das „heilige" Pestilenzwasser des Mankarnika-Brunnens in Benares gerochen, wer mit mir die schauerlichen Frazenbilder der Gözen betrachtet und vor Hanumans, des beschweiften Affengottes, Säule in Dschagannath-Puri gestanden, wer die in Verwesung übergegangenen Leichname im Ganges gesehen und Zeuge des scheußlichen Kultus, der den „heiligen" Stieren erwiesen wird, gewesen; wer einem Schuruk-Putscha (Schaukelfeste) und einer Leichenverbrennung beigewohnt; wer schon in das finstere, unheimliche Antliz eines Heiden geschaut, aus dessen Aug ein Dämon hervorzugrinsen scheint, und die lieblichen Düfte eines brahmanischen Jogi, Sannyasi, Bhikschu, Gosain oder Bairagi (Bettler) eingesogen; der schäzt das Christentum gewiß als einen kostbaren Schaz, umfaßt es mit aller Kraft seiner Seele und mit aller Inbrunst seines Herzens und weiht sich seinem Dienste.

Aber er wird noch mehr tun: er wird Gott täglich, nicht nur am Charfreitag, inständig bitten, daß er die Heiden von ihrer geistigen Blindheit heile, damit sie ihre Gözen verlassen und sich zu dem lebendigen und wahren Gott und seinem eingeborenen Sohne, Jesum Christum, bekehren. Wir sind verpflichtet, den armen Seelen im Reinigungsorte durch Gebet, Aufopferung der heiligen Messe und stellvertretende Werke der Genugtuung zu Hilfe zu kommen; es gibt aber, außer den armen Seelen im Reinigungsorte, auch noch andere arme Seelen, die nicht weniger als jene erbarmungsbedürftig sind, die Heiden, die Gözendiener nämlich. Für sie zu Gott in der angegebenen Meinung zu beten, ist jeder Christ verpflichtet. Es ist ja ein Werk der geistlichen Barmherzigkeit, dessen Verrichtung großer Lohn verheißen ist: „Für die Lebenden zu Gott

beten." Niemand befindet sich in einer traurigeren, trostloseren und beweinenswerteren Lage als die Heiden; niemand ist des Mitleids, der Erbarmung und der Hilfe bedürftiger als die Heiden; darum bitte den lieben Gott oft und andächtig um ihre Bekehrung!

Doch nicht nur beten sollst du für die Heiden, sondern deren Bekehrung auch noch auf andere Weise ermöglichen helfen. „Aber", wirst du sagen, „ich werde doch nicht als Missionär unter die Heiden gehen und ihnen das Evangelium predigen sollen?!" Beruhige dich! Das verlangt niemand von dir, daß du Missionär werdest, das tun schon andere, denen Gott Beruf, Talent und Gnade dazu verliehen hat. Aber siehe! Das Missionärwerden und die Missionstätigkeit kosten Geld, sehr viel Geld und verschlingen große Summen. Die Unterhaltung der Anstalten zur Heranziehung von Missionären, die Reisen der Missionäre, die Erbauung von Kirchen, Schulen, Waisenhäusern und Spitälern — das ist eine sehr kostspielige Sache, und eben dabei sollst du dich beteiligen, und zwar nach Maßgabe der dir von Gott anvertrauten zeitlichen Güter. Ich will es dir ganz unverblümt und deutsch sagen: Es ist deine heilige Pflicht und Schuldigkeit, dich in einen Missionsverein aufnehmen, und der Missionskasse einen Beitrag, ein Almosen zukommen zu lassen, die im richtigen Verhältnisse zu deinem Vermögen, deinen Kapitalien, deinem Einkommen stehen. Du sollst auch deine Kinder einem Missionsvereine, nämlich dem Kindheit-Jesu-Verein einverleiben lassen. Damit du einen Begriff von der hohen Bedeutung, von den Leistungen und dem Wirken dieses Einen Vereines bekommest, führe ich an: Im Jahre 1887 hatte der Kindheit-Jesu-Verein eine Einnahme von 3,440.718 Franken. Ich führe ferner an: Im erwähnten Jahre wurden 2316 Missionsstationen von den Einnahmen der verschiedenen katholischen Missionsvereine

unterhalten, 352.609 Heidenkinder getauft und 95.459 dem Christentum gewonnene Kinder erzogen. (Im Jahre 1878 betrug die Gesammteinnahme des Vereins für die Glaubensverbreitung — Franziskus Xaverius und Kindheit-Jesu-Verein — 5,273.392 Mark und 92 Pfennige, und im Jahre 1881: 6,906.058.) Es könnten jährlich viele tausend Heidenkinder mehr getauft und christlich erzogen werden, wenn die Mittel der Missionsvereine reichlicher fließen würden, d. h. wenn die Christen in Europa ihrer heiligen Verpflichtung mehr eingedenk wären, für die Missionen einen, ihren finanziellen Verhältnissen entsprechenden Beitrag zu liefern. Möchte die Lesung dieses Buches dich dazu aneifern, möchte sie aus dir ein opferwilliges Mitglied des Missionsvereines, namentlich aber einen überzeugungstreuen und exemplarischen Christen machen, dann wäre der Hauptzweck dieses Buches erreicht, und ich für die langwierige und mühevolle Schreiberei reichlich belohnt.

Ich kann diesen Gegenstand — die werktätige Unterstützung der Missionen — nicht verlassen, ohne vorher eine Dankesschuld abgetragen zu haben. Ich habe mir nämlich schon in Indien vorgenommen, sofern mir Gott die Gnade verleihen würde, meine Erlebnisse und Erfahrungen auf der indischen Reise veröffentlichen zu können, den deutsch redenden Katholiken zu erzählen, mit welch großmütigem und bewunderungswürdigem Opfersinn die irischen Soldaten die Missionen in Indien unterstüzen. Ich habe mich oft an ihrem Opfersinn, an ihrem religiösen Eifer, an ihrer Kirchentreue, an ihrem fleißigen Besuch des Gottesdienst, an ihrem oftmaligen Empfang der heiligen Sakramente und an ihrem musterhaften Wandel erbaut und bin ihnen dafür zum Dank verpflichtet, den ich nunmehr hier abstatte.

Ich behaupte unbedenklich und gestüzt auf meine Erfahrung, daß niemand die katholischen Missionen in Indien

verhältnismäßig freudiger und großmütiger unterstützt als die irischen Soldaten.

Der unverehelichte irische Soldat bezieht eine tägliche Löhnung von 8 Annas, der verehelichte dagegen eine solche von 12 Annas. Unverehelichte indische Soldaten sind aber eine Seltenheit. Für die Verköstigung bezieht der verheiratete Soldat per Monat 10 Rupien, sein jährliches Einkommen beläuft sich also auf 622 Mark und 28 Pfennige. Die Montur liefert die englische Regierung. Von diesem Einkommen leistet bereits jeder irische Soldat einen namhaften Beitrag zum Unterhalt des Militärkaplans, des Waisenhauses für die Kinder verstorbener irischer Soldaten und zur Bestreitung der Kosten für den Gottesdienst.

Die irischen Soldaten haben es durch konsequent durchgeführtes Petitionieren dahin gebracht, daß die englische Regierung in allen größeren Garnisonsorten eine katholische Kirche erbaut und ein Militärkaplan angestellt wurde. Unter der Regierung der ostindischen Kompagnie errichteten sie aus eigenen Mitteln Garnisonskirchen und erbaten von den Bischöfen die Anstellung von Militärkaplänen, deren Besoldung sie durch Leistung freiwilliger Beiträge bestritten. Sie legen in der ihnen freigelassenen Zeit selbst Hand an, wenn eine Garnisonskirche errichtet wird, und fördern den Bau derselben, auch unter der gegenwärtigen Regierung, durch Darbringung von Geldopfern. Sie schaffen neue Paramenten an, erscheinen regelmäßig bei der heil. Messe und beim Abendgottesdienst, ministrieren dem Militärkaplan, versehen den Meßnerdienst und bestellen gewöhnlich auch den Hausgarten ihres Kaplans — all Das selbstverständlich ohne jede Bezahlung.

Als ich mich in Benares aufhielt, zeigte mir der dortige Militärkaplan ein prachtvolles Meßgewand und einen Baldachin, die ein irischer Sergeant, namens Taylor, in dienst-

freier Zeit gestickt hatte. Es waren äußerst kunstreiche und geschmackvoll ausgeführte Arbeiten, und wäre das kostbare Meßgewand selbst für jeden Metropoliten an einem hohen Festtag ein würdiges geistliches Kleid.

Nachdem der heiligmäßige, seeleneifrige und gelehrte Bischof Dr. Hartmann, ein Schweizer von Geburt, im Jahre 1846 zum Bischof von Patna ernannt worden war, hielt derselbe es für seine erste Pflicht, das ihm anvertraute große Bistum zu visitieren. Er bediente sich dabei eines zweiräderigen Ochsenkarrens, da er weder Kutsche noch Pferde besaß und in apostolischer Armut lebte. Bischof Hartmann bezog dabei von der englischen Regierung keinen Heller an Reisediäten, obgleich alle Missionsstationen, die er auf seiner Visitationsreise besuchte, mit Ausnahme Phopals, Garnisonsorte waren, in welchen sich irische Soldaten befanden, und obgleich der englische Bischof von Calcutta auf seinen Visitationsreisen per Monat von der ostindischen Kompagnie und später von der englischen Regierung 1000 Rupien, sage: zweitausend sieben und fünfzig Mark und 14 Pfennige bezog. Als nun der Bischof auf seiner Rückreise nach Dinapur kam, und die irischen Soldaten, circa 300 an der Zahl, die dort in Garnison lagen, erfuhren, daß der katholische Bischof von Patna in Dinapur angekommen seie und keine standesgemäße Equipage besitze und seine ausgedehnte Diözese auf einem Ochsenkarren bereist habe, legten sie alle ihre Ersparnisse zusammen, kauften ihm eine elegante Chaise und 2 Pferde und boten ihm dieses noble Fuhrwerk zum Geschenke an. Der demütige und aller Geldmittel entbehrende Bischof lehnte aber dieses Geschenk unter Berufung auf seine Armut ab. Er sagte: „Ich bin nicht imstand, einen so kostspieligen Luxus zu bestreiten, da ich das Futter für 2 Pferde nicht anschaffen kann.“ Allein die Soldaten wußten auch dafür Rat: sie kauften für längere Zeit Futter und

baten dann den Bischof inständig, ihr Geschenk anzunehmen. Von so viel Großmut, Anhänglichkeit und Liebe tief gerührt, nahm der Bischof endlich das ihm angebotene, in jeder Beziehung kostbare Geschenk an. Voll Freude und Jubel begleiteten nun die überglücklichen Soldaten ihren Oberhirten von Dinapur nach Patna.

P. Kleiber, der zehn Jahre (von 1850 bis 1860) Missionär in Indien war, erzählt in dem von ihm verfassten Buch: „Zehn Jahre in Indien“, I. Band, Seite 114—117, folgende Begebenheit, bei welcher sich der Edelmut und die Opferwilligkeit der irischen Soldaten im schönsten Lichte zeigte.

Während sich P. Kleiber als Missionär in Patna befand, musste der dortige Bischof Dr. Hartmann, 1856, in Amtsgeschäften nach Europa reisen. Die spärlich in der Missionskasse zu Patna vorhandenen Geldmittel reichten kaum hin, die schweren Kosten dieser Reise zu decken. Kurze Zeit nach der Abreise des Bischofes kam die Missionsstation von Patna in solche Not, daß sich der General-Vikar genötiget sah, die dortigen Schulen zu schließen und das Waisenhaus seinem Schicksale zu überlassen. Diese Kalamität ging dem seeleneifrigen P. Kleiber sehr nahe, und er fasste den Entschluß, die Schulen und das Waisenhaus zu retten. Er verfügte sich daher zum General-Vikar und erbot sich, mit Gottes Hilfe, für den Fortbestand der Schulen und des Waisenhauses zu sorgen. Selbstverständlich wurde dieses Anerbieten mit Freude und Dank angenommen. Aber auf welche Weise konnte denn der selbst arme Missionär und Kapuzinerpater für die Schulen und das Waisenhaus, für deren Unterhalt er sich verbindlich gemacht hatte, sorgen? Am nächsten Sonntag führte er die große Schar seiner Kinder — Schüler und Waisen — in die Kirche der, 5 englische Meilen (fast 2 Stunden) von Patna entfernten Stadt

Dinapur, wo das zehnte Regiment, in welchem sich viele irische Soldaten befanden, in Garnison lag. Vor dem Gottesdienst stellte er alle seine Schuz- und Pfleglinge vor und neben dem Hochaltare auf und hielt eine so ergreifende, rührende Predigt an die Versammelten, unter denen sich auch die irischen Soldaten befanden, daß seine ganze Zuhörerschaft von Mitleid ergriffen und zur Übung einer Tat heroischer Nächstenliebe begeistert wurde. Nach Beendigung des Gottesdienstes regnete es gleichsam Geld und Liebesgaben der verschiedensten Art zum Unterhalt der Schulen und des Waisenhauses in Patna. Die irischen Soldaten überboten einander an Opferwilligkeit und Großmut, um die genannten Anstalten, die für jede katholische Missionsstation eine Lebensfrage sind, ausgiebig zu unterstüzen. Sie veranstalteten sogleich eine Kollekte, verpflichteten sich zur Bezahlung eines monatlichen Beitrags, und viele derselben legten, um die Mittel zu einer splendiden Unterstüzung der genannten Anstalten aufzubringen, das Gelübde ab, sich des Genusses aller geistigen Getränke zu enthalten. Zur Erteilung des Unterrichtes fähige Soldaten erboten sich, in dienstfreier Zeit und an den Sonntagen in den Schulen und im Waisenhaus das Amt eines Lehrers zu üben, und so lange der Notstand in Patna währte, sezten die meisten irischen Soldaten auf dem Todbett das erwähnte Waisenhaus als ihren Universalerben ein. Wo in aller Welt, frage ich, findet sich ein ähnliches Beispiel solchen Großmutes, solcher Opferwilligkeit und solcher werktätigen Nächstenliebe? Doch damit nicht genug!

Während Bischof Hartmann sich auf der Reise in Europa befand, war ein, zwischen Dinapur und Patna, am Ufer des Ganges, gelegenes, sehr großes Gebäude angekauft worden, das aber noch nicht vollendet war, um in demselben eine Waisenanstalt zu errichten. Aber der leidige Geldmangel, der sich in der Missionskasse zu Patna zu einer chronischen

Krankheit entwickelt hatte, hinderte die Ausführung dieses Planes. Da waren es abermals die irischen Soldaten des zehnten Regimentes in Dinapur, die das kostspielige, schwere Werk in die Hand nahmen und in kurzer Zeit glücklich ausführten. Als Bischof Hartmann, der im Jahre 1856 als Bischof von Bombay nach Europa gereist, und im Jahre 1860 als Bischof von Patna von dort zurückgekehrt war, nach Dinapur kam, stand das Gebäude fix und fertig da und war vollständig als Waisenhaus eingerichtet — das war lediglich das Werk der irischen Soldaten. Ja, der Irländer hängt mit Leib und Seel an seiner Religion und Kirche, er verehrt und liebt den katholischen Priester mehr als Vater und Mutter, er hungert, darbt und legt sich die härtesten Entbehrungen auf, nur damit sein „geistlicher Vater", der Priester, keine Not und keinen Mangel leidet, er teilt den lezten Bissen Brod mit ihm und geht für ihn durchs Feuer. Er ist im allgemeinen sanftmütig, sehr geduldig und weichherzig, aber wenn man seine Religion, seine Kirche, seinen „geistlichen Vater", St. Patrick, den Apostel und Patron Irlands, und Mathew, den Stifter der Mäßigkeitsvereine, angreift, dann gerät er in einen heiligen Eifer und edlen Zorn, die aber, bei fortgeseztem Angriff leicht in Jähzorn ausarten. Bei einer Parade sagte einst ein, der englischen Hochkirche angehörender Hauptmann, als er in der Fronte der aufgestellten Kompagnie einen Soldaten erblickte, dessen Beinkleid einen Schmuzflecken zeigte, zu dem betreffenden Sergeanten: „Gewiß ist jener Soldat mit den schmuzigen Hosen ein Katholik!" Da traten alle Soldaten aus Reih und Glied, verbaten sich diese Beschimpfung und verweigerten für so lange den Dienst, bis ihnen der Regiments-Kommandeur Genugtuung verschafft haben würde. Und richtig: der flegelhafte Hauptmann wurde sogleich in eine andere Garnison versezt, und ich bin fest überzeugt, daß er sich von

jener Zeit an gewiß gehütet hat, mit irischen Soldaten nochmals anzubinden.

Glauben und Religiosität des Irländers sind nur von Einer Klippe bedroht: von der Trunksucht, vom Genusse des Brandy; hat er diese Klippe glücklich umschifft, ist er namentlich ein Mitglied des von Mathew, anno 1833, gestifteten Mäßigkeitsvereines geworden, so steht er unerschütterlich fest, wie ein Fels im Meere, und kann durch nichts in der Welt in seiner katholischen Gesinnung beirrt, sowie in der Übung seiner religiösen Pflichten wankend gemacht werden. Wenn, was aber höchst selten vorkommt, ein Irländer apostasiert oder in Übung seiner Christenpflichten lau und gleichgiltig wird, so geht man wohl niemals irre, wenn man den Grund davon in der brandy-bottle — in der Schnapsflasche sucht.

Der zweite Gegenstand, der mit den in diesem Buche abgehandelten Materien innig zusammenhängt, ist **eine freimütige und ernstliche Warnung vor jenen Büchern, in welchen Poeten und Prosaiker, Romanschreiber und Novellenverfasser das indische, persische, griechische und römische Heidentum reaktivieren, verherrlichen und wieder in Kurs bringen wollen.** Es hat sich im Jahre 1873 zu diesem Zweck ein, unter hohem, freimaurerischem Protektorate stehender Verein gebildet, der sich „Verein für deutsche Literatur“ nennt. Dieser Verein kehrt seine Spize gegen das positive Christentum, die heilige Schrift, gegen die Kirche und den Klerus. Er macht der christlichen Literatur Konkurrenz und bietet dem Evangelium Schach. Er will durch seine Schriften das Christentum aus Geist und Herz verdrängen, indem er die religiöse Üeberzeugung der Christen erschüttert, den giftigen Pfeil der Zweifelsucht in ihr Herz schleudert, die christlichen Lehren, Einrichtungen und Gebräuche lächerlich macht, die Priester als Finsterlinge und Ignoranten, als mittelalterliche Fanatiker an den Pranger stellt und den

Zeitgeist des XIX. Jahrhunderts sowie die modernen Ideen als einen herrlichen Sieg über Rom und den Ultramontanismus preist. Er leugnet auf kluge, hinterlistige Weise den heiligen Charakter und die Unauflöslichkeit der Ehe, nimmt den Ehebruch in Schuz, redet der „freien Liebe" das Wort und bezeichnet die sinnliche Liebe, den tierischen Genuß und die Befriedigung der Leidenschaften, namentlich des Hochmutes, als Ziel und Bestimmung des Menschen. Er erhebt die deutschen Klassiker und jene des antiken und modernen Heidentums weit über Christus und die heilige Schrift und behauptet, daß ein gläubiger, kirchentreuer Christ keinen Anspruch hat, zu den aufgeklärten und gebildeten Kulturmenschen der Jeztzeit gezählt zu werden. Die von dem genannten Verein herausgegebenen Bücher untergraben durch ihre aufgestellten Grundsäze die staatliche und kirchliche Autorität, sie leugnen, daß der Mensch für sein Tun und Lassen einem über ihm stehenden Richter verantwortlich sei, sie erschüttern den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, verherrlichen den Selbstmord als eine heldenmütige Tat und erklären Himmel und Hölle als einen lächerlichen Popanz der mittelalterlichen Rüstkammer, erfunden von schlauen Priestern und herrschsüchtigen Tyrannen, um das Volk auszubeuten und im Zaum zu halten.

Zu diesem Zwecke werden auch die Dichtungen, Märchen, Fabeln, Lieder, Epopöen und Dramen der heidnischen Indier, Perser, Griechen und Römer übersezt, mit geistreich sein sollenden Vorreden, Erklärungen und Anmerkungen versehen, herausgegeben und dem Lesepublikum, besonders der Jugend, aufs wärmste empfohlen. Es werden dem Heidentum unendlich hohe Ideen und geistreiche Gedanken unterschoben und unschäzbare Verdienste um Bildung und Gesittung angedichtet, wobei wohlweislich der grasse Aberglauben, die fluchwürdigen Greuel und die abscheulichsten Laster desselben entweder ganz

verschwiegen oder möglichst vertuscht oder beschönigt werden. Als Beispiel dieser Art führe ich ein indisches Drama, „Sakuntala“ nämlich, an.

Sakuntala ist eine Episode des indischen Epos Mahabharata. Als Dichter oder, was wahrscheinlicher ist, als Sammler des Mahabharata gilt der indische Poet Vyasa, als Verfasser des Dramas Sakuntala wird dagegen Kalidasa genannt.

Es hat wohl kein Drama der antiken Klassiker bis jezt solche Anerkennung gefunden, und wurde keines mit so viel Lob überschüttet wie Sakuntala. Zum Beweise dessen führe ich die Aussprüche zweier Männer an, die als unantastbare Autoritäten auf dem literarischen Gebiete gelten: den Altmeister Göthe und den deutschen Klassiker Gottfried von Herder.

Göthe sagt von dem erwähnten Drama:

„Willst du die Blüte des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Willst du, was reizt und entzückt, willst du, was sättigt und nährt,
Willst du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen,
Nenn ich Sakuntala dir, und dann ist alles gesagt.“

Herder fällt über Sakuntala folgendes Urteil: „Das einfache Märchen Sakuntala beut in der größten Mannigfaltigkeit eine Reihe Szenen dar, die von der sanftesten Idyllenanmut im Hain der Einsiedler zum höchsten Epos eines Paradieses über den Wolken reichen. Mit Blumenketten sind alle Szenen gebunden, jede entspringt aus der Sache selbst, wie ein schönes Gewächs, natürlich. Eine Menge erhabener sowohl als zarter Vorstellungen finden sich hier, die man bei einem Griechen vergebens suchen würde; denn der indische Welt- und Menschengeist selbst hat sie der

Gegend, der Nation, dem Dichter eingehaucht . . . Übrigens ist Sakuntala, seiner Abweichungen von griechischen, französischen und englischen Theaterkostüme ungeachtet, ein Drama, wie irgend eins es sein mag, eine wahre, ja ich möchte sagen, die zarteste Schicksalsfabel. Das Leben im Hain und am Hofe ist so treu geschildert, die Charaktere sind so fest und zart gehalten; unmerklich und unauflöslich dem Sterblichen wird der Knoten zusammengezogen und königlich-göttlich gelöst. Die Sprache ist geschmückt, blumenreich und doch nicht übertrieben; das Betragen der Personen, seien sie Götter oder Menschen, ist so anständig und artig, daß in allem Diesem das Stück seinesgleichen suchen dürfte in allen Sprachen, unter allen Nationen. Auch die eingemischten Stimmen der Musik, die Züge der Malerei, des Schmuckes, des Scherzes sind ebenso originell als zierlich; die Begriffe der Religion endlich, zumal in den Wohnungen des Paradieses, sind (wer darf's leugnen?) selbst paradiesisch."

Im Hinblick auf diese Kritiken zweier Koryphäen der klassischen Literatur Deutschlands, wäre man berechtigt, Sakuntala für ein Drama zu halten, das nicht nur über jeden, auch den leisesten Tadel erhaben ist, sondern alle löblichen Eigenschaften in sich vereinigt. Genau beim Licht, ohne Phantasterei und Vorurteil betrachtet, stellt sich die Sache aber ganz anders dar.

Das Drama Sakuntala ist die Schilderung eines Liebesabenteuers, das wie Millionen seinesgleichen einen Verlauf nimmt und mit der Vereinigung des Pärchens endet. Das Eigentümliche und Außergewöhnliche desselben besteht aber in einem höchst abgeschmackten und ungereimten Zwischenstück, das an den Haaren herbeigezogen ist und Leser oder Zuschauer peinlich und widerwärtig berührt. Dieses unlogische und empörende Zwischenstück ist der Fluch des Büßers Durvasa, infolge dessen der König Duschanta sich an alles, was

zwischen ihm und Sakuntala vorgefallen, nicht mehr erinnert. Die Episode Sakuntala in dem großen Heldengedicht Mahabharata weiß übrigens nichts von diesem Fluche Durvasas, es läßt den König die Sakuntala aus dem Grund verleugnen und verstoßen, weil er vergeblich hofft, die Götter würden durch ein Wunder bezeugen, daß Sakuntala, die um viele Jahre älter als Duschanta ist und mit ihrem Knaben am Königshofe erscheint, seine Gemalin, und ihr Sohn, Sarvadamana, der später Bharata genannt wurde, sein Kind sei. Vyasa stellt also den König als einen treulosen Heuchler, Kalidasa dagegen als einen verhexten Schwachkopf dar. Das ist der Held des Dramas Sakuntala, das von Fabeln, Märchen, Zauberei, Göttererscheinungen, Wundern und Aberglauben strozt.

Ich erlaube mir nun, den Ausspruch Herders über Sakuntala zuerst zu sondieren.

Wie Herder behaupten konnte, alle Szenen des Dramas seien mit Blumenketten gebunden und entsprängen natürlich aus der Sache selbst, ist mir rein unerfindlich, denn in dem ganzen Stück geschehen, Schlag auf Schlag, die ungeheuerlichsten Wunder, was doch einen pantheistisch angehauchten und in der Wolle gefärbten Logenbruder, der Herder bekanntlich war, nicht als nüchterne Natürlichkeit erscheinen konnte. Dann ist der ganze fünfte und sechste Akt doch wahrlich nicht mit Blumenketten, sondern mit Dornengestrüpp und Brennesseln umwunden! Ganz eigentümlich und barok ist ebenfalls der Ausspruch Herders: es fänden sich eine Menge erhabener sowohl als zarter Vorstellungen in dem Drama Sakuntala, denn erhabene Vorstellungen habe ich, troz emsigen Forschens, absolut keine in demselben zu entdecken vermocht, die zarten Vorstellungen zweier sterblich Verliebten gleichen aber einander in der ganzen Welt wie ein Ei dem andern, so daß

man davon kein Aufhebens zu machen braucht. Wenn Herder jedoch die wunderbare Blumenspende, deren der vierte Akt Erwähnung tut, eine zarte Vorstellung nennen sollte, so bin ich der Ansicht, daß dieselbe eine höchst fade, lächerliche und kindische Einbildung ist, welches Urteil gewiß jeder ernst und nüchtern Denkende unterschreiben wird, wenn ich ihm die betreffende Stelle anführe:

„Und aus den andern Bäumen streckten sich
Hervor bis zum Gelenke zarte Hände
Der Waldgöttinen, Blumenknospen gleich,
Und reichten freundlich schöne Gaben dar.“

Wir begegnen also hier indischen Dryaden und Hamadryaden, (sanskritisch: Watawasinis) die nach heidnisch-mythologischer Einbildung in den Bäumen wohnen und bei Gelegenheit ihre zarten Hände bis zum Geleuk aus dem Baumstamme hervorstrecken und denjenigen, die ihre Gunst und Gewogenheit besitzen, Blumen und Früchte spenden! Gewiß eine fade, kindische, lächerliche und fixe Idee!

Herder spricht sich ferner dahin aus: das Leben im Büßerhain und am Hofe des Königs Duschanta sei sehr treu geschildert, wer dagegen die indischen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennt und Sakuntala gelesen, der wird ein ganz anderes Urteil fällen, er wird sagen müssen: die Schilderung des Lebens im Büßerhain und am Hofe des Königs ist höchst unvollständig, ärmlich und parteiisch zugestutzt, geschminkt und verbrämt, wäre aber das Leben im Büßerhaine Kanvas, wo junge Büßer und Büßerinen in sehr vertraulicher und gefährlicher Nähe, wobei man unwillkürlich an Feuer und Stroh denkt, lebten, sowie das indische Hofleben in Hastinapura eingehend und treu geschildert werden, dann wäre Sakuntala als ein höchst anstößiges, unsittliches Buch bei allen Personen, die auf Anstand, guten Ton, feine Manieren, Zucht und Sitte halten, auf den „Index“

gekommen, d. h.: mit tiefer Entrüstung und Ekel aus der Hand geschleudert worden.

Herder behauptet ferner: das Betragen aller Personen, sowohl der Götter als der Menschen, seie so anständig und artig, daß in allem Diesem das Stück seinesgleichen suchen dürfte in allen Sprachen, unter allen Nationen. Mit Verlaub, Herr Oberkonsistorialrat und Mitglied des Musenhofes von Weimar, nur keine Eskamotage und Spiegelfechterei, wenigstens nicht auf dem Gebiete der Moral! Der Held des in Frage stehenden Dramas lügt dreimal wissentlich und vorsäzlich! König Duschanta sagt heuchlerisch und scheinheilig zu seinem Wagenlenker (im ersten Akt): „Ich will die Seele läutern in dem Büßerhain“, obgleich ihn keine andere Absicht dorthin führt und dortselbst festhält als sinnliche Liebe. Im zweiten Akt nennt sich Duschanta: „einen verliebten Thoren“, und Mathavja, der Freund und Hofnarr Duschantas, sagt, im nämlichen Akte, zu demselben: „Zum Lusthain machst du diesen Büßerhain“. Duschanta sendet Mathavja zu seiner Mutter nach Hastinapura und befiehlt ihm, derselben zu melden: „daß nur Andacht des Königs Herz erfülle in dem Büßerhain.“ Der König belügt aber auch Mathavja, er sagt zu ihm: „Mathavja, mach dort (am Hofe zu Hastinapura) kein Geschwäz! Was ich dir sagte von Sakuntala — es war ein Scherz. Glaub nicht, ich sei so thöricht! Nur Ehrfurcht für die weisen Männer (die Büßer) hält im Haine mich zurück. Denk, wer ich bin, und wer sie (Sakuntala) ist: ein armes Büßermädchen, der Liebe fremd, mit Antilopenjungen erzogen! Wahrlich, was ich sagte, war, wie sichs von selbst versteht, ein heitrer Scherz!“ Kurz zuvor hatte er aber Mathavja seine Liebe zu Sakuntala und sein Vorhaben, dieselbe als Gemalin heimzuführen, geoffenbart, worauf ihm Mathavja antwortet: „So zaudre nicht, nimm sie in deinen Schuz, bevor sie ein Schlingel eines Frömmlers, dessen

Haar erglänze von Intugdiöl, für sich erwischt! Besieg sie, eh's zu spät!"

Von welcher Beschaffenheit Duschantas Liebe zum weiblichen Geschlecht überhaupt gewesen, verrät Mathavja offenherzig, er sagt zu demselben: „Du hast dich an den Datteln leid gegessen und seufzest nun nach sauern Tamarinden (nach Sakuntala)! Gibts nicht der Perlen viel an deinem Hofe!" Der König zeigt sich dieser schweren Anschuldigung gegenüber weder beleidiget, noch entrüstet, er streicht vielmehr das satyrische Kompliment Mathavjas, weil schuldbewußt, ohne Widerrede ein. Ist nun, frag ich den Herrn Oberkonsistorialrat Herder, das Betragen eines Königs, der heuchelt und lügt, anständig und artig, ist es moralisch und untadelhaft?

Ich führe aber noch ein Beispiel der von Herder gerühmten Anständigkeit und Artigkeit der im erwähnten Drama handelnden Personen an — den Fluch des Büßers Durvasa. Dieser Büßer begehrte Einlaß in den Büßerhain. Die bis über die Ohren verliebte Sakuntala denkt aber in ihrem Liebesgram nur an den König und überhört die Aufforderung des genannten Büßers, ihm die Türe zu öffnen. Darob gerät derselbe in heftigen Zorn und spricht folgenden Fluch über Sakuntala und Duschanta aus (Vorspiel zum vierten Akt):

„Weh dir, der eines frommen (!) Gastes achtet nicht!
Von einem Andern ist dein eitler Sinn erfüllet,
Und so vergissest frevelnd du der heil'gen Pflicht,
So du dem Büßer schuldest, welcher müde naht!
Weh dir! der Buhle deiner schnöden Seele soll
Also vergessen haben deiner, wenn du nahst,
Elend, bedürftig seines Schutzes, wie ein Mann
Vergißt in trunknem Mut sein Eideswort."

Sind vielleicht Hochmut, Zorn und Rachsucht, namentlich

bei einem, wie der Text sagt, „frommen Büßer“ anständig, artig und moralisch?!

Was Herders Ausspruch über die Schürzung und Lösung des Knotens anbelangt, so geht aus demselben hervor, daß Herder in dieser Beziehung einen sehr schlechten Geschmack gehabt; mich wenigstens hat weder die Schürzung noch die Lösung des Knotens befriedigt. Die Vorliebe für alles Heidnische hat offenbar Herder den erwähnten Ausspruch über den Sakuntala-Knoten in die Feder diktiert. Übrigens kann, wenn in einem Drama zahllose Götter die Hände im Spiel haben und weichselzopfartige Knoten schürzen und wieder lösen, davon gar keine Rede sein, daß solche Knoten, ob sie nun geschürzt oder gelöst werden, einen ernst und logisch Denkenden befriedigen.

Ob, wie Herder schließlich behauptet, die Begriffe der indischen Religion, zumal in den Wohnungen des Paradieses, selbst paradiesisch seien, darüber ein richtiges Urteil zu fällen, überlasse ich getrost dem Leser, nachdem er das indische Paradies mit seinen 330 Millionen Göttern und Göttinen aus meinem Buche kennen gelernt hat.

Was nun den weiter oben angeführten Panegyrikus, den Göthe zur Verherrlichung des Dramas Sakuntala vom Stapel laufen ließ, in welchem er behauptet, der Himmel habe sich in diesem Drama auf die Erde herabgelassen, betrifft; so bin ich der Ansicht und Überzeugung: Göthe hat aus Abneigung gegen das Christentum und um dasselbe zu diskreditieren, dem heidnischen Drama Sakuntala vor allen Geistesprodukten alter und neuer Zeit den Vorzug gegeben; es ist, seinem Ausspruch zufolge, der Inbegriff alles Dessen, was reizt und entzückt, sättigt und nährt, es ist die Quintessenz von allem im Himmel und auf Erden — warum denn? Ich vermute, daß Göthe dem heidnischen Drama Sakuntala besonders aus dem Grund eine so begeisterte und

schwärmerische Sympathie entgegengebracht, weil in ihm eine Institution auf die Bildfläche tritt, der Göthe bekanntlich mit Leib und Seel zugetan war, die sich seiner vollsten Genehmigung erfreute, und die er selbst in seinem Privatleben eingeführt hatte — die Gandharwa-Ehe nämlich. Duschanta und Sakuntala hatten eine Gandharwa-Ehe geschlossen, d. h.: sie hatten sich heimlich, ohne Wissen und Willen der Eltern, ohne Zeugen, ohne staatliche oder bürgerliche Genehmigung und ohne religiöses Zeremoniell vermält*). Ich erwähne

*) Dr. C. Beyer hat in seinem Buche: „Arja. Die schönsten Sagen aus Indien und Iran" diese Szene des Dramas Sakuntala in leicht zu erratender Absicht ganz anders, ganz unverfänglich und naiv dargestellt. Er sagte nämlich Seite 331 der Novelle: „Der verlorene Ring" (diesen Namen gab er nämlich dem Drama: „Sakuntala"): „Priamwada holte einen Brahmanen herzu, der den Bund einsegnete, — und Sakuntala war des Königs Gemalin." Davon steht im Originale nicht eine Silbe. Auch läßt sich diese willkürlich eingeschobene Episode nicht mit dem Nachfolgenden in Einklang bringen; denn wenn Sakuntala mit dem Könige Duschanta in Gegenwart eines Brahminen die Ehe geschlossen hätte, so wäre es ihr nicht schwer gefallen, dafür einen giltigen Zeugen zu stellen, als sich der König an die von ihm mit Sakuntala ohne Zeugen und Formalität geschlossene Ehe nicht mehr erinnern konnte oder wollte. Sie beruft sich aber durchaus nicht auf eine, unter priesterlicher Assistenz, Weihung und Segnung geschlossene Ehe, sie erinnert ihren treulosen Gemal vielmehr an ein Rehkalb, das in einer Siebenblattlaube Zeuge der Intimität zwischen ihr und ihm (dem König) gewesen. Dr. Beyer hat offenbar diese sowie viele andere Textveränderungen vorgenommen, manches hinzugefügt und manches hinweggelassen, weil er eingestandenermaßen (siehe das Vorwort zu: „Arja"!) sich vorgenommen hatte, nur solche Geschichten mitzuteilen, „welche herrliche Liebe und Treue, Hochherzigkeit, Großmut, Pflichttreue, Begeisterung für Ruhm und Ehre 2c. in schönsten Farben malen", und weil „sämmtliche Novellen nicht eine Silbe des sittlich Anstößigen enthalten sollten", damit „jede Mutter dieselben getrost ihrer Tochter in die Hand geben, ja sie mit ihr zum größten Nuzen für dieselbe lesen könnte. Behufs dessen mussten freilich die im Original oft sehr anstößigen Novellen und Dramen wesentliche Veränderungen erfahren und sich modern drapierte Einschiebsel oder Auslassungen höchst

hier die allgemein bekannte Tatsache, daß Göthe 18 Jahre lang mit seiner Wirtschafterin, namens Christiane Vulpius, einer Person ohne alle Bildung, in wilder oder Gandharwa-Ehe lebte, der ein Sohn entsprosste. Am 19. Oktober 1806 ließ sich Göthe endlich mit der genannten Person in der Schloßkirche zu Weimar, in Gegenwart seines und der Vulpius Sohnes, der damals 16 Jahre alt war, trauen. Göthes Gandharwa-Ehe wurde damals von allen Männern, denen Religion, Ehrbarkeit, Zucht und Sitte keine inhaltsleeren Worte waren, scharf getadelt. Der Dichter Körner schrieb z. B. in einem Briefe vom 21. Oktober 1800 an

---

unsauberer Stellen gefallen lassen. Infolge dieser chirurgischen Amputationen und der Anbringung blendend schöner Dekorationen ist Kalidasas Roman seines ursprünglichen Charakters entkleidet und dem europäischen, modernen Geschmack genießbar gemacht worden. Zu solchen Kuren, Operationen und Kniffen muß man sich allerdings herbeilassen, wenn man mit persischen und indischen Märchen, mit heidnischen Fabeln, Novellen, Romanen und Dramen die Legionen der Erzeugnisse spezifisch christlicher Literatur aus dem Feld schlagen will. Der eigentliche Gehalt und Wert jener heidnischen Erzeugnisse ist, wie, ihnen entsprechend, der positive Nuzen und Gewinn, den die Lektüre jener Produkte gewährt, gleich Null. An Büchern aber, die nach Inhalt und Form vortrefflich sind, ist für christliche Leser absolut kein Mangel, ja man kann sagen: Wenn sich jemand alle Tage seines Lebens nur damit beschäftigen wollte, gute Bücher, vom religiös-moralischen Standpunkt betrachtet, empfehlenswerte Schriften zu lesen, so müsste er, um damit fertig zu werden, Methusalems Alter erreichen. Es werden jährlich blos in deutscher Sprache so viele ganz korrekte, ausgezeichnete Bücher gedruckt, daß man dieselben kaum im Laufe eines Jahres lesen kann. Wenn Deutsche also trozdem vor heidnischer Türe betteln, so können sie sich wenigstens nicht mit Mangel im eigenen Hause entschuldigen. Am unnötigen, ungerechtfertigten Fechten und Betteln haftete von jeher eine Makel und Schande — sollte wohl der literarische Fechtbruder, der bei den heidnischen Persern und Indiern Almosen sammelt und dieselben dann durch die deutsche Kochkunst mundgerecht präpariert und appetitlich serviert, ein Privilegium besizen, das jene Makel in einen prunkenden Orden verwandelt? Ich glaube kaum.

Schiller: „Man verlezt die Sitten nicht ungestraft. Zu rechter Zeit hätte er (Göthe) gewiß eine liebende Gattin gefunden. Und wie ganz anders wäre seine Existenz! Das andere Geschlecht hat eine andere Bestimmung, als zu einem Werkzeuge der Sinnlichkeit herabgewürdiget zu werden, und für entbehrtes häusliches Glück gibt es keinen Ersaz. Göthe selbst kann das Geschöpf (Christiane Vulpius) nicht achten, das sich ihm unbedingt hingab. Er kann von andern keine Achtung für sie und die Ihrigen erzwingen, und doch mag er es nicht leiden, wenn sie gering geschäzt wird."

Göthe war nichts weniger als ein gläubiger Christ, er war vielmehr Rationalist und Eklektiker, der aus allen Religionen das ihm Zusagende als Schmuck oder Kontrast in seiner verschwommenen Ethik verwertete. Seine moralischen Grundsäze waren, besonders was das VI. Gebot anbelangt, äußerst locker, und fand das Schlaraffenleben der sogenannten Schöngeister des weimaranischen Hofes an dem ersten Minister Göthe einen eifrigen Beförderer und Protektor. Wer das anstößige Hofleben zu Weimar und Göthes religiöse und moralische Ansichten, sowie seine Passionen kennt, den wird der erwähnte Panegyrikus über Sakuntala aus seiner Feder nicht im mindesten befremden. Göthes Aussprüche sind aber Hunderttausenden unanfechtbare Axiome, einer ruft es dem Andern zu, und einer schreibt es dem Andern nach: „αὐτὸς ἔφα!" er, Göthe, der Unfehlbare, hat es gesagt, und wir beugen uns vor seinem Ausspruch. Der den Katholiken angedichtete und mit Recht verrufene blinde Köhlerglauben findet sich nachweisbar im antichristlichen Lager und steht dort, blos unter schönklingender Benennung, in üppigem Flor und in hohen Ehren. Das «jurare in verba magistri» geht nirgends mehr im Schwunge als bei der denkfaulen haute-volée und der heidnisch herandressierten studierenden Jugend.

Jeder ernste Mann, jeder Mann, der in religiöser und sittlicher Beziehung solide Grundsäze und einen gediegenen Charakter besizt, wird gewiß über das erwähnte Drama das Urteil fällen: Sakuntala war den heidnischen Indiern auf den Leib geschnitten, es bewegte sich in ihrem Ideenkreise und entsprach ihren religiösen und sozialen Ansichten; es stand im Einklang mit ihrem Aberglauben, sekundierte ihren Anschauungen von der Ehe und befriedigte alle Erwartungen und Wünsche, die sie an ein Drama von indisch-nationalem Gepräge und heidnisch-brahmanischem Inhalt zu stellen berechtigt waren, aber einen Christen, einen gläubigen Christen, sei er nun orthodoxer Katholik oder Protestant, kann und wird Sakuntala in keiner Weise befriedigen, es wirkt auf ihn abstoßend und ist für ihn ungenießbar. Es fehlt Sakuntala jede höhere Idee, jede Natürlichkeit und die logische Entwicklung. Der Mensch tritt in ihm gänzlich in den Hintergrund, er erscheint blos als Marionette der Götter und Göttinen, oder der guten und bösen Geister und ist das blinde, willenlose Werkzeug ihrer angeblichen Macht, ihrer Absichten und Launen.

Wenn man Sakuntala rücksichtlich ihres religiös-moralischen Wertes prüft, so erscheint derselbe (der Wert) gleich Null, und wenn man den heutzutag so beliebten Maßstab der Kultur an dasselbe legt, so muß es ganz entschieden als ein Rückschritt bezeichnet werden. Das Urteil, das Franz von Sales über die Schwämme gefällt hat, paßt akkurat auf Sakuntala und alle literarischen Geistesprodukte der Heiden; der weise Kirchenvater sagte nämlich von denselben: „Die besten taugen nichts.“ Die vorzüglichsten Epopöen, Dramen, Tragödien rc. der heidnischen Griechen und Römer haben nur bezüglich der Schönheit der Darstellung, des dichterischen Schwungs, der Kühnheit mancher Gedanken und Vorstellungen und der allgemein menschlichen Gefühle und Empfindungen

Wert, wenn man sie aber mit einem christlichen Geistesprodukt vergleicht, so zeigt sich zwischen beiden ein so großer Unterschied wie zwischen Tag und Nacht. Ich erwähne hier blos den spanischen Dichter Calderon, der 108 eigentliche Schauspiele und 73 Frohnleichnamsspiele verfaßt hat, die einstimmig von Freund und Feind als unübertreffliche poetische Meisterwerke anerkannt sind. Ein einziges Stück von Calderon oder „Der verborgene Edelstein" von Wiseman oder „Fabiola" von demselben Verfasser hat an innerem Gehalt unvergleichlich größeren Wert als alle Epopöen, Dramen, Lust- und Trauerspiele der heidnischen Klassiker. An Zauberei, Wundern, Göttererscheinungen und Fabeln bietet Sakuntala eine reiche Ausbeute und eine bunte Musterkarte, so zwar, daß, wenn es sich mit den Leistungen eines Bosco oder Münchhausen messen wollte, ihm ohne allen und jeden Zweifel der erste Preis zuerkannt werden müsste. Bosco und Münchhausen sind in der Magie und Aufschneiderei wahre Stümper und Pfuscher gegen Vyasa und Kalidasa.

Von Sakuntala, dem Büßermädchen, läßt sich, um strikte bei der Wahrheit zu bleiben, absolut nichts Anderes sagen, als: sie war höchst sentimental, unverantwortlich leichtgläubig, rücksichtslos gegen ihre Pflegeeltern und von einer Naivität, die über müßiger Tändelei den Ernst des Lebens aus den Augen verloren hatte. Zum Beweise dieser Behauptungen führe ich in Kürze 3 Beispiele an, ein viertes wird dann bei anderer Gelegenheit folgen. Sie schließt, ohne ihrer Pflegemutter Gautami eine Silbe zu sagen und die Rückkehr ihres Pflegevaters Kanva abzuwarten, eine Gandharwa-Ehe. Sie interessiert sich, obgleich sie sich in einer verzweifelten Lage befindet, um Dinge, die in den Verhältnissen, in welchen sie sich befindet, ihrem Gesichts-

kreis entrückt sein sollten. Im vierten Akt sagt Sakuntala vor mehreren Zeugen zu ihrem Vater:

„O Vater, sieh die trächtige Gazelle,
Die langsam dorten um die Hütte schleicht!
Wenn sie ein Junges glücklich euch geschenkt,
Dann sendet einen Boten, mir's zu melden!"

Derlei Sorgen hat Sakuntala, obgleich, ihr Gemal seit Monaten niemals ein Sterbenswörtlein hatte von sich hören lassen, obgleich sie fürchten muß, von ihm nicht als Gemalin anerkannt zu werden, obgleich sie in kurzer Zeit Mutter werden wird und im Begriffe steht, sich von ihren Pflegeeltern für immer zu trennen; da hat denn doch, nach meiner Ansicht, die Naivität aufgehört, und ist an deren Stelle ein großer Leichtsinn getreten. Nach meinem Dafürhalten offenbart sich in den angeführten Versen Mangel an Zartsinn und ausgeprägt realistische Naturbetrachtung.

Sakuntala verliert im Bad den Ring, den ihr Duschanta als Sinnbild der geschlossenen Ehe gegeben hatte, der als Erkennungszeichen für sie von höchster Bedeutung war, und der über ihre Zukunft entscheiden sollte, und bemerkt dessen Verlust erst in Hastinapura, am Hofe des Königes Duschanta — gewiß ein unverzeihlicher Leichtsinn.

Das in Frage stehende Drama mag eine große Zugkraft auf Gelbschnäbel, die in den Flegeljahren stehen, auf Studenten, Kadetten- und Kunstakademie-Schüler, auf sentimentale Fräulein und auf alle Jene ausüben, die dem Christentum fremd oder feindlich gegenüberstehen, die für das antike und moderne Heidentum schwärmen, die mit Schiller klagen:

„Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!

Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur!
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick;
Ach, von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

Alle jene Blüten sind gefallen
Von des Nordens schauerlichem Wehn;
E i n e n*) zu bereichern unter allen,
Musste diese Götterwelt vergehn.
Traurig such ich an dem Sternenbogen —
Dich, Seelene, find ich dort nicht mehr,
Durch die Wälder ruf ich, durch die Wogen —
Ach, sie wiederhallen leer!“

Sakuntala mag als non-plus-ultra-Drama von allen Jenen betrachtet werden, die nichts Höheres als die geschlechtliche Liebe kennen und für die Gandharwa-Ehe schwärmen, die sich, leider, immer mehr einbürgert und das Sakrament der Ehe zu verdrängen droht.

Da man mir möglicher Weise, und sogar wahrscheinlich, den Vorwurf machen wird, ich habe das Drama Sakuntala zu strenge und parteiisch beurteilt, sehe ich mich genötigt, hier eine kurze Skizze desselben folgen zu lassen.

König Duschanta, ein Sprosse des mit Mythen umwobenen Dynastengeschlechtes der Puruiden, kommt auf der Jagd zu einem Büßerhain, der in den Vorbergen des Himalaya, am Flusse Malini lag. Dort wohnt der Vorsteher der Büßer, Kanva, der eine Tochter, namens Sakuntala, besizt, die aber nicht sein leibliches, sondern sein Pflege-

*) Jesum Christum, den Sohn Gottes.

kind ist. Sakuntalas leiblicher Vater ist Wiswamitra, ein königlicher Weiser, der den Neid der Götter durch seine Tugenden erweckt hatte. Die Götter beschlossen, Wiswamitra durch eine Nymphe, namens Menaka, in Versuchung führen, d. h., zum Falle bringen zu lassen. Wiswamitra fällt, und Menaka wird die Mutter der Sakuntala. Es war damals Gepflogenheit, derlei Kinder auszusezen, auch Sakuntala wurde ihrem Schicksal überlassen. Kanva findet das ausgesezte Kind und bringt es seiner Frau, namens Gautami, in den Büßerhain. Dort wächst Sakuntala zur blühenden Jungfrau heran. Duschanta kommt in den Büßerhain, er sieht Sakuntala, ist von ihrer Schönheit geblendet und faßt den Entschluß, dieselbe als Gemalin heimzuführen. Kaum ist Sakuntala des Königs, den sie aber nicht kennt, ansichtig geworden, so gerät auch sie in Feuer und Flammen und wird von einer heftigen Neigung zu dem schmucken Manne hingerissen. Der König erfährt von Anasuja und Prijamwada, den Freundinen Sakuntalas, deren Herkunft und wird dadurch in seinem Entschlusse bestärkt, um Sakuntala zu freien. Es kommt aber bei der ersten Begegnung noch zu keiner bestimmten Erklärung zwischen Duschanta und Sakuntala. Kanva, der Pflegevater Sakuntalas ist auf einer Wallfahrt abwesend, und Gautami, seine Frau, erfährt vorläufig nichts von dem Abenteuer Sakuntalas.

Nachdem Duschanta den Büßerhain verlassen hat, wird Sakuntala krank aus Liebesgram. Sie wird von ihren Freundinen in einer Laube auf ein Blumenbett gelegt, von denselben getröstet und gebeten, ihnen die Ursache ihrer Krankheit und ihres Grames zu offenbaren. Sakuntala gesteht denselben ihre Liebe zu Duschanta und bittet sie:

„Vermögt ihr's, Schwestern, o dann lenkt das Herz
Des königlichen Weisen mitleidsvoll
Auf mich, die Ärmste, die vor Qual vergeht.
Gelingt's euch nicht — dann holt geweihtes Wasser,
Es über meinem Grabe auszugießen!"

Duschanta belauscht die 3 Mädchen und ist Zeuge des erzählten Vorgangs. Der König tritt endlich aus seinem Versteck hervor, es kommt gegenseitig zur Erklärung, aber noch nicht zur Gandharwa-Ehe, weil Gautami erscheint. Bei der dritten Zusammenkunft wird der erwähnte Ehebund geknüpft und schenkt der König Sakuntala einen verhängnisvollen Ring als Zeichen seiner Treue und zur Bestätigung, daß sie nun sein Weib geworden. Nachdem solches geschehen, macht sich der König sogleich, wie ein Dieb, aus dem Staub, läßt Sakuntala sizen und nie etwas von sich hören. Dieses rätselhafte Benehmen erklärt der Dichter auf folgende Weise:

Nachdem der König verschwunden, oder, um es mit einem modernen, sehr bezeichnenden Worte auszudrücken, verduftet war, erscheint der Büßer Durvasa und verlangt die Öffnung der Pforte des Büßerhaines. Es erfolgt nun, was weiter oben schon erzählt worden ist.

Als Kanva nach langer Abwesenheit von der unternommenen Wallfahrt zurückgekehrt, offenbart ihm eine Götterstimme, daß Sakuntala mit Duschanta eine Gandharwa-Ehe geschlossen. Nun beschließt derselbe, Sakuntala ihrem Gemale, obgleich derselbe bisher kein Lebenszeichen von sich gegeben, nach Hastinapura zu senden. Dort angekommen, erkennt der König, infolge des Fluches, Sakuntala nicht, und diese kann, da sie das Erkennungszeichen — den Ring — verloren, nicht beweisen, daß der König mit ihr eine Gandharwa-Ehe geschlossen. Nachdem beide einander eine Vorlesung aus dem Buche Levitikus gehalten, verstößt der König Sakuntala. Diese wankt schmerz- und gramerfüllt

aus der Königsburg, hebt vor derselben ihre Hände zum Himmel empor und ruft: „Heil'ge Erde, tue auf den Mutterschoß für mich!" — „Da fuhr ein Bliz herab im Feuerglanz, wie eine Frau zu schauen, ganz in der Nähe des Apsarasteiches. Das Weib (Menaka, die Nymphe und Mutter Sakuntalas) umschlang Sakuntala und schwang sich auf zum Himmel und verschwand im Nu."

Ein Fischer findet den von Sakuntala verlorenen Ring im Eingeweide eines Karpfens, er will ihn in Hastinapura verkaufen, wird aber ergriffen und als ein des Diebstahls verdächtiger Schwindler ergriffen und in die Königsburg geführt. Duschanta erkennt den Ring sogleich, der Zauber ist von ihm genommen, er erinnert sich jezt wieder an alles, was zwischen ihm und Sakuntala im Büßerhain Kanvas und jüngst in seiner Königsburg vorgefallen und wird, infolge dessen, von Schwermut befallen und von Reue gequält. Er klagt Himmel und Erde sein Herzeleid, er zerfließt in Tränen und wird von Sehnsucht nach Sakuntala verzehrt. (Sein Freund und Hofnarr Mathavja, der ein echter, rechter Hof- und Lebemann ist und zuweilen köstliche Einfälle hat, nennt des Königs Zustand ironisch die „Sakuntelkrankheit".) Ganz auffallender Weise wendet sich der König nicht an einen Gott, eine Göttin oder einen der unzähligen himmlischen Geister, um durch ihre Gunst und Gnade, Sakuntala wieder zu gewinnen; auch bringt er zu diesem Behufe kein Opfer dar, was echt indisch und angezeigt gewesen wäre — Kalidasa wählte vielmehr das auffallendste und außerordentlichste Mittel, um den wunderbar geschürzten Knoten des Verhängnisses ebenso wunderbar — königlich-göttlich — wie Herder zu sagen beliebte — zu lösen.

Sanumati, eine Apsarase (Nymphe), kömmt, während der König im Garten weint und weheklagt, auf einem Wolkenwagen angefahren und steigt im königlichen Garten

ab. Sie hüllt sich in ihren Schleier, der die wunderbare Eigenschaft besitzt, daß er, zugezogen, Sanumati unsichtbar macht, aber zurückgeschlagen, dieselbe sichtbar werden läßt. Sanumati hört das Seufzen und Stöhnen des Königs, sie überzeugt sich von der tiefen Reue desselben und von seiner grenzenlosen Liebe zu Sakuntala. Nachdem sie diese Wahrnehmung gemacht, besteigt sie ihren Wolkenwagen wieder und fährt durch die Luft zu Sakuntala und deren Mutter Menaka, um ihnen die Beobachtungen zu melden, die sie in des Königs Garten gemacht.

Mathavja hat das Porträt, das der König von Sakuntala gemalt hatte, auf den „Wolkenturm" der Burg getragen und wird dort von einem unsichtbaren Geiste überfallen und gewürgt. Mathavja ruft um Hilfe, der König eilt, mit Bogen und Pfeil bewaffnet, auf den Söller des „Wolkenturmes", um den Dämon zu töten und dadurch Mathavja zu retten; allein er sieht weder den Einen, noch den Andern. Wohl hört er beide reden, Mathavja um Hilfe rufen und den Dämon, seiner, des Königs, spotten. Da spannt Duschanta den Bogen, legt den Pfeil auf denselben und will ihn auf den unsichtbaren Dämon nach der Gegend abdrücken, aus welcher er reden gehört hatte. In diesem Augenblicke werden aber beide, der Dämon und Mathavja, sichtbar. In dem Ersteren erkennt der König Matali, den Wagenlenker des Gottes Indra. Matali meldet nun Duschanta: Indra seie von den schlimmsten Asuren (bösen Geistern und Götterfeinden), Kalanemis genannt, angegriffen worden und sehe sich außer stand, dieselben zu besiegen; er lasse daher den König bitten, ihm zu Hilfe zu kommen, die Kalanemis zu töten und ihn dadurch vom Untergang zu retten. (Wie unwürdig, wie hirnverbrannt und lächerlich: Gott Indra zittert vor bösen Geistern, kann sie nicht überwinden und bittet einen Menschen, zu ihm in

den Himmel zu kommen, die bösen Geister zu töten und ihm Leben, Tron und Reich zu retten! In dieser jämmerlichen Lage befanden sich übrigens die indischen Götter öfters und wurden dann von Menschen vor dem Untergang bewahrt.) Duschanta fühlt sich durch diese Bitte Indras hoch geehrt und ist sogleich bereit, dieselbe zu erfüllen. Matali ladet ihn ein, Indras Himmelswagen zu besteigen, und kutschiert ihn dann mit Blizesschnelligkeit in den Himmel Indras, der von Kriegsgeschrei ertönt. Dort erlegt Duschanta mit Bogen und Pfeil die revolutionären Kalanemis und wird zum Lohne dafür von Indra, in Gegenwart aller Götter, (die unfähig waren, sich ihrer Haut gegen die Angriffe der Kalanemis zu wehren) neben sich auf einen Tron gesezt und mit einem Siegeskranz, geflochten aus Himmelsblumen, gekrönt. Indra und seine Gemalin, namens Sakrani, auch Aindri, Indrani Satschi rc. genannt, fassen, ohne aber Duschanta davon in Kenntnis zu sezen, den Entschluß, denselben, zum Dank für seine Hilfeleistung, mit Sakuntala zu vereinigen. Matali kutschiert Duschanta auf dem Himmelswagen wieder auf die Erde und erteilt demselben, während dieser Luftfahrt, Anschauungsunterricht in der Geographie, in welchem Fache Matali Meister ist, da er, seit Jahrtausenden, Indra, den Sonnengott, auf dem Himmelswagen von Osten nach Westen gefahren hat. In der Nähe der Erde angekommen, lenkt Matali den Himmelswagen in den Büßerhain des Gottes Kasjapa und seiner Gemalin Aditi, der am Fuße des Berges Hemakuta lag. Nach einer Variante der indischen Kosmogonie war Kasjapa der Weltenschöpfer; warum er nun, troz dessen, mit seiner Gemalin in einem Büßerhain auf Erden wohnt, das verrät uns Kalidasa wahrscheinlich aus dem Grunde nicht, weil er selbst dafür keinen anzuführen wußte.

Im Büßerhaine Kasjapas findet Duschanta seine ver-

stoßene Gemalin und deren Sohn Sarvadamana, an dessen rechter Hand das Zeichen des Weltbeherrschers — Sonnenstrahlen — sichtbar sind, zugleich ist dieselbe mit einem Flechtwerk umgeben, das die Kraft besitzt, das Kind vor dem Zauber böser Geister zu schützen. Sakuntala, die auf rätselhafte Weise in diesen Büßerhain gekommen, verzeiht ihrem Gatten; der Weltenschöpfer und Büßer Kasjapa erteilt Duschanta und Sakuntala seinen Segen, sendet einen Boten, der durch die Luft fliegt, Kanva, dem Pflegevater Sakuntalas, Nachricht von der glücklichen Vereinigung derselben mit ihrem Gemale und läßt dann beide im Frieden in ihre Heimat ziehen. Matali kutschiert dann die königliche Familie auf dem Götterwagen durch die Luft nach Hastinapura — ob für oder ohne Backschisch — davon schweigt das Drama.

Das also ist der wesentliche Inhalt des berühmten Stückes Sakuntala, „das“, nach Göthe, „Himmel und Erde in sich vereinigt“, und „in welchem“, nach Herder, „alles paradiesisch ist“. Wer dieses Stück ohne Beschwerde zu verdauen im stande ist, der hat sicherlich einen Straußenmagen, und wer diesem Stück die Palme des Sieges reicht, der hat offenbar einen sehr schlechten Geschmack, eine verderbte Phantasie und ein verkommenes, dem Christentum feindlich gesinntes Herz.

Bevor ich mich von Sakuntala verabschiede, habe ich nur noch 3 Bemerkungen zu machen.

Total verfehlt und völlig antiindisch ist der Charakter des Schwagers von Duschanta gezeichnet. Dieser nahe Verwandte des Königs, von dem Kalidasa, im fünften Akte, sagt, er seie eine hohe Magistratsperson gewesen, spottet über den niedrigen Beruf des Fischers, der den Ring gefunden, welchen Sakuntala verloren hatte. Nachdem der König die Echtheit des Ringes anerkannt und dem Fischer den vollen Wert

desselben hatte ausbezahlen lassen, sagt dieser zu den Gerichtsdienern und dem Schwager des Königs: „Ist euch die Hälfte meines Lohnes gefällig, so steht sie euch für gnädige Straf zu diensten.“ Auf dieses Anerbieten sagt des Königs Schwager, der, wohlverstanden, eine hohe Magistratsperson ist, einer angesehenen Kaste angehört und des Königs Schwester zur Gemalin hat:

„Recht, braver Fischer,
Ich bin dein Freund um dieser Großmut willen.
So kommt ins Wirtshaus, Kinder, ein Glas Wein
Mög' unsre junge Freundschaft dort besiegeln!“

Wer die sozialen indischen Verhältnisse kennt, wer da weiß, wie schroff die Kasten einander gegenüberstehen, daß sie keinen Verkehr unter einander dulden, daß ihnen namentlich gemeinschaftliches Essen und Trinken strengstens verboten ist, der wird das Anerbieten des erwähnten Schwagers als höchst ungereimt betrachten und über Kalidasas Einfalt mitleidig lächeln.

Ich sage ferner: Wenn die „starken Geister“, die Aufgeklärten, die modernen Heiden und Fleischbank-Enthusiasten auf ein Wunder Jesu, seiner Apostel oder Heiligen stoßen, ha, mit welcher Verachtung und sittlichen Entrüstung ziehen sie da los über Aberglauben, Borniertheit, Schwindel und Betrug, sie finden nicht genug Worte, ihrem Spott und Hohn, ihrem Haß und Groll gegen Christus, Evangelium und Kirche Luft zu machen! Die fingierten, unsinnigen Wunder dagegen in Sakuntala und andern Stücken antik- und modernheidnischen Kalibers — ha, mit welchem Heißhunger, mit welcher Andacht und Pietät verschlingen sie diese! Sie werden nicht müde, zu beteuern: wie originell, geistreich, erhebend, allerliebst und köstlich diese Mirakel sind! Mir ekelt wahrlich vor dieser Doppelzüngigkeit und Stupidität!

Nachdem der heidnische Landpfleger Pontius Pilatus Jesum Christum, den Sohn Gottes, zum Tode verurteilt hat, und viele heidnische, römische Kaiser die Christen 300 Jahre lang verfolgt und zur Schlachtbank geführt haben, nachdem das Christentum unzählige Völker aus der Nacht, Verkommenheit und Sklaverei des Heidentums herausgeführt und dieselben der Gnaden und Wohltaten der Erlösung teilhaftig gemacht, nachdem es auf allen Gebieten, namentlich jenen der Wissenschaft und Kunst, der Bildung und Gesittung, der Armen- und Krankenpflege, des Staates und der Familie seine segensreiche Wirksamkeit entfaltet, nachdem es zahllose Anstalten der Frömmigkeit und Wohltätigkeit in's Leben gerufen und Vereine aller Art gestiftet, um den Menschen in allen Lagen und Verhältnissen, in allen Nöten und Bedrängnissen beizuspringen und zu helfen, und nachdem es den unumstößlichen Beweis geliefert, daß es die von Gott geoffenbarte, einzig wahre Religion ist; sollte es keine Christen mehr geben, die für das Heidentum, für die heidnische Mythologie, für heidnische Einrichtungen, Gebräuche und Theaterstücke schwärmen, diesen hofieren und um ihretwillen Verräter am Christentum werden. Auf dem Forum zu Rom steht der Triumphbogen des Titus, der 70 Jahre nach Christus, Jerusalem erobert, den salomonischen Tempel zerstört, der politischen Selbstständigkeit des Judenvolkes ein End bereitet und die Juden unter alle Völker des damals bekannten Erdbodens zerstreut hat. Dieser Triumphbogen ist den Juden ein Dorn im Aug, ein Ärgernis und Greuel; wenn ein gläubiger Jud an demselben vorübergehet, so spuckt er verächtlich aus, weil er den Triumphbogen des Titus als ein Denkmal der, der jüdischen Nation angetanen Schmach betrachtet. Unter dem Triumphbogen geht aber sicherlich kein gläubiger Jud hindurch; Christen dagegen gibt es, die darin keine Charakterlosigkeit und keine ihnen selbst ange-

tane Schmach erblicken, daß sie eine besondere Vorliebe für alles Heidnische haben, dasselbe bejubeln und die Rückkehr zu demselben, die Reaktivierung desselben, für einen intellektuellen und moralischen Fortschritt halten!

Schließlich drücke ich meine Überzeugung, betreffs der Beurteilung des Dramas Sakuntala, in folgenden Worten aus: Nur das Christentum bietet den richtigen Maßstab zur Taxierung des Wertes eines Geistesproduktes. Wer sich bei Beurteilung desselben nicht von den unfehlbaren und unbestechlichen Grundsäzen der christlichen Dogmatik und namentlich der christlichen Moral leiten läßt, der wird ein schiefes, ungerechtes und parteiisches Urteil fällen und, wie man zu sagen pflegt, mit der Stange im Nebel herumfahren. Ich bin natürlich weit entfernt, zu verlangen, daß ein dem Heidentum angehörendes Geistesprodukt christliche Grundsäze bekenne und der strengen christlichen Moral gerecht werde, das wäre teils Anachronismus, teils Lächerlichkeit, aber das muß verlangt werden, daß ein heidnischer Schriftsteller, der durch seine Werke nichts Anderes als die Aufklärung, Bildung und Veredlung des Volkes beabsichtigen und sich das als Zweck und Ziel vorsezen soll, demselben Vorbilder und Muster eines tugendhaften Wandels vor Augen halte, daß er ihm keine Bären aufbinde, keine Absurditäten, keine Alfanzereien, Albernheiten und Tölpeleien, auftische und sich nicht zu einem Taschenspieler, Zauberer und Harlekin erniedrige. Der ersten Anforderung entspricht Kalidasa höchst ungenügend, denn seine sogenannten Tugendhelden sind, wie Duschanta von sich selbst sagt: „Verliebte Thoren“. Die zweite aber läßt er ganz außer acht, und zwar nicht nur in dem besprochenen, sondern in allen seinen Dramen. Wer eines derselben gelesen, der hat alle gelesen, und nachdem er sie gelesen, kann er mit Fug und Recht behaupten: tempus, pecuniam et operam perdidi — Zeit, Geld und Mühe

hab ich verloren; denn der Nuzen und Gewinn ihrer Lektüre ist gleich Null.

Es gibt unter den Schriftstellern des Heidentums mehrere, die den erwähnten Anforderungen in allen Stücken entsprachen, ich nenne hier, um nicht weitschweifig zu werden, blos einen, Sophokles, der 113 Dramen verfasste, von denen aber blos 7 auf uns gekommen sind. Antigone überragt wohl alle an Vollendung der Form und gediegenem Inhalt. Der Geschichtsforscher Dr. Weiß fällt, im I. Bande seiner Weltgeschichte, Seite 830, II. Aufl., über dieses herrliche Drama, sowie über die 6 andern, folgendes Urteil, das jeder, der die Antigone gelesen, vollinhaltlich unterschreiben wird: „Sie (die Dramen des Sophokles) enthalten sämmtlich große Motive, wie z. B. die Antigone sich um den Streit der Interessen und Forderungen des Staates mit den Rechten und Pflichten der Familie bewegt, und die große Lehre, daß der Staat etwas Heiliges außer und über sich anzuerkennen habe, und die Familie Güter enthalte, die keine Staatsklugheit ersezen kann, mit unwiderstehlicher Wahrheit verkündet. Mit ähnlichen ernsten und großen Motiven beschäftigen sich alle seine Dramen, namentlich ist aber bedeutsam in ihnen, daß die Begebenheiten in denselben sich psychologisch aus dem Charakter der handelnden Personen entwickeln, und diese also in der eigenen Brust die Sterne des Schicksals tragen. Dadurch bekommen alle seine Gestalten allgemein menschliche und ewige Bedeutung, und jedes edlere Gemüt erkennt sich in ihnen." Ihr Wert ist ein sittlicher und unvergänglicher. Dabei ist seine Sprache kühn, fein, sinnschwer, und die lyrischen Partien sind außerordentlich anmutig und lieblich. So ist durch Sophokles das Theater der Athener eine Schule der Bildung geworden, in der nicht nur der Zauber der Poësie, der Glanz einer prachtvollen Diktion sie fesselte, die großen Erinnerungen der Vorzeit in ihnen aufweckte

und den Schwung ihrer Seele hob, sondern auch ein frommer und heiliger Ernst und das Gefühl, wie die Vergeltung still und sicher alles abwäge und alles im Dienst der ewigen Weltordnung erreiche, ihrer beweglichen Seele eingeprägt wurde.“ Von all diesen, an Sophokles und seinen Dramen gerühmten Eigenschaften findet man an Kalidasa und seinen Dramen nicht eine einzige. Kalidasa kennt, besingt und verherrlicht nur die geschlechtliche, sinnliche Liebe, und seine Dramen wiederhallen vom Schmachten und Girren sterblich Verliebter, vom Schluchzen und Weheklagen Verlassener, Verstoßener und Verzauberter, man hört in jedem Akt den Flügelschlag der durch die Luft schwirrender Geister und das Rollen der Götterwägen — das sind die ernsten, großen Motive Kalidasas und seiner Dramen, das ist ihre Psychologie und Moral, das sind die Vorzüge, die ihre Lobhudler entweder hinwegeskamotieren oder als rühmliche Eigenschaften und noble Passionen verherrlichen.

Der dritte Gegenstand, der mit der Religion, den Tempeln und Festen der Hindu innig zusammenhängt und einer Erwähnung bedarf, ist die **Missionstätigkeit** in Indien. Es kann natürlich meine Absicht nicht sein, hier nachzuweisen, was im Lauf der Jahrhunderte zur Bekehrung der Indier geschehen ist, denn dieser Nachweis müsste der Gegenstand eines starken Bandes sein, sondern ich will nur in einigen großartigen Zügen, übersichtlich und in gedrängter Kürze zeigen, was in der erwähnten Beziehung geschehen ist.

Daß der Apostel Thomas der erste Glaubensbote in Indien war, bezeugen einstimmig griechische, lateinische und syrische Schriftsteller, was Assemani in seiner: «Bibliotheca orientalis» (3 Bände) schlagend nachgewiesen. Das Grab des heiligen Thomas befindet sich zu Meliapur, und unternahm selbst der heilige Franz Xaver, im Jahre 1544, eine

Wallfahrt zu demselben. Jeder Zweifel, ob der heilige Thomas in Indien das Evangelium gepredigt, muß schwinden, wenn man erwägt, daß sich die dortigen Christen in den ersten Jahrhunderten stets „Thomas-Christen“ nannten, und daß sie von altersher, außer den Sonntagen, Weihnachten, Epiphanie, Ostern mit den 2 folgenden Tagen, Christi Himmelfahrt, Pfingsten, Trinitatis und 3 Mutter-Gottesfesten, noch den weißen Sonntag, den 1. Juli und den 18. Dezember zu Ehren des heiligen Thomas als Festtage feierten. Der weiße Sonntag, der 1. Juli und 18. Dezember werden aber bekanntlich sonst nirgends, weder in der morgen- noch abendländischen Kirche, als Festtage gefeiert. Wäre nun, so schließt man daraus mit allem Recht, der heilige Thomas nicht in Indien gewesen, so würden die dortigen Thomas-Christen gewiß nicht 3 Thomasfeste gefeiert haben, die in der ganzen übrigen Kirche unbekannt sind. (Den weißen Sonntag feierten sie als Festtag, weil das Evangelium jenes Sonntages die bekannte Begebenheit zwischen Jesus Christus und Thomas erzählt.)

Im Verzeichnisse der Väter des ersten allgemeinen Konzils zu Nicäa, das im Jahre 325 abgehalten wurde, erscheint ein Johannes, der sich „Bischof von Persien und Großindien“ nannte.

Im Jahre 338 sendete Kaiser Konstantius II., der dem Arianismus ergeben war und die rechtgläubigen Bischöfe grausam verfolgte, eine Gesandtschaft, an deren Spize ein Indier, namens Theophilus, stand, in der Absicht nach Indien, um durch dieselbe die Thomas-Christen für den Arianismus zu gewinnen; dieses verhinderte aber der damalige Bischof von Edessa, namens Aitallahas (Etholius).

Im Jahre 345 schickte Eustathius, Bischof von Edessa, eine Kolonie Syrer, unter Anführung eines Kaufmanns

aus Jerusalem, namens Thomas, nach Indien. Dieselbe ließ sich an der Malabarküste nieder und gewann großen Einfluß auf die Thomas-Christen. Von jener Zeit an bürgerte sich die syrische Sprache als Kirchensprache ein, und kommt für die christlichen Tempel ein von der bisherigen Pagodenbauart abweichender Baustil auf. Im ersten Viertel des VI. Jahrhunderts besuchte ein Kaufmann von Alexandrien, namens Cosmas, der später Einsiedler wurde und schriftstellerisch tätig war, Indien. Er legte seine Wahrnehmungen und Erfahrungen auf dieser Reise in einem interessanten Buche «Topographia christiana» nieder und sagt im 3. Buch des II. Bandes: Auf der Insel Toprobane (Ceylon) befinde sich eine christliche Kirche, die unter Klerikern stehe, ebenso in Male (Mangalor), wo der Pfeffer wächst; es residiere ferner in Calliana (vis-à-vis von Bombay) ein Bischof, der in Persien ordiniert und von dort nach Indien gesendet worden sei. Aus diesen Worten des, in seinen, die Religion betreffenden Angaben zuverlässigen Cosmas Indikopleustes (Indienfahrers) geht hervor, daß die Thomas-Christen Indiens unter der Jurisdiktion des nestorianischen Erzbischofes von Persien standen, und daß sie durch die, von jenem gesendeten Bischöfe vom Nestorianismus angesteckt wurden.*) Der nestorianische Patriarch Jesujab Adiabenus,

*) Der Nestorianismus hat seinen Namen von Nestorius, dem Patriarchen von Konstantinopel, der im Jahre 428 leugnete, daß die göttliche und menschliche Natur in Jesu Christo aufs innigste mit einander vereiniget waren, und daß Maria Gottesgebärerin zu nennen seie. Diese Irrlehre wurde zuerst auf einer Synode zu Rom, im Jahre 430, dann auf jener zu Alexandrien, in demselben Jahre, und endgiltig auf dem III. allgemeinen Konzil zu Ephesus, im Jahre 431, verworfen, allein troz dessen erlosch diese Irrlehre nicht. Nestorius zog die Verbannung dem von ihm verlangten Widerruf seiner Irrlehre vor. Dieselbe sezte sich namentlich in der theologischen Schule zu Edessa, einer Stadt des nördlichen Mesopotamiens fest, wurde aber, im Jahre 489, durch die

der im Jahre 660 starb, drückt in einem Briefe an Simeon, den Metropoliten von Persien, sein Bedauern darüber aus, daß die bischöfliche Succession in Indien unterbrochen worden sei. Der nestorianische Patriarch Selibazak, der von 714 bis 728 regierte, erhob Indien zur Metropole, deren Erzbischöfe unter dem Patriarchen von Seleucia-Ktesiphon stehen sollten. So berichtet Assemani in seiner «Bibliotheca orientalis», Band III., Kap. 2, Seite 438—442.

Mit Ausnahme der angeführten spärlichen und lückenhaften Nachrichten, ist die indische Kirchengeschichte der ersten XV Jahrhunderte in Dunkel gehüllt, aus dem sie erst im Jahre 1500, mit der zweiten portugiesischen Expedition unter Pedro Alvares Cabral hervortritt. Der erste Missionär, der zu Ende des XV. Jahrhunderts (1498) den Boden Indiens betrat, war ein Trinitarier, P. Pedro, ihm folgten, im Jahre 1500, 8 Franziskaner und 8 Weltpriester und diesen, 1503, 5 Dominikaner. Im Jahre 1510 wurde Goa von den Portugiesen erobert, wodurch diese Stadt für lange Zeit der Mittelpunkt der indischen Missionstätigkeit wurde.

Der erste katholische Bischof, unter welchem Indien

Aufhebung jener Schule verdrängt und gelangte auf ihrer Flucht nach Persien. Dort wurde sie von der Dynastie der Sassaniden, aus Abneigung gegen die byzantinischen Kaiser, in Schuz genommen. Seit dem Jahre 496 wurde der nestorianische Patriarch von Babylon-Seleucia-Ktesiphon, dessen Residenz später Mosul, im Bezirk Bagdad, am Tigris gelegen, war, jacelich, d. h.: katholikus genannt. Viele Nestorianer sind im Lauf der Jahrhunderte zur katholischen Kirche zurückgekehrt, infolge dessen die Nestorianer stark zusammengeschmolzen sind. Der Patriarch der nestorianischen Chaldäer, wie sie jezt genannt werden, hat seinen Siz noch in Mosul. Außer der schon erwähnten, sich auf die Person Christi beziehenden Irrlehre, unterscheiden sich die Nestorianer von den Katholiken noch dadurch, daß sie nur drei Sakramente, nämlich: Taufe, Abendmahl und Priesterweihe, haben, und ihre Priester verehelicht sind.

stand, war P. Durate, ein Dominikaner aus dem Kloster Aveiro in Portugal. Er kam 1514 nach Goa, blieb aber blos 3 Jahre dort und kehrte dann in das Kloster zu Aveiro zurück, wo er 1527 starb. Das Recht der Ernennung zum Bischof von Goa verlieh Alfons V., König von Portugal, dem jeweiligen Großmeister des Christusordens, im Jahre 1453, und wurde diese Verleihung, 1454, von Papst Nikolaus V. bestätigt. Schon 1522 kam die Großmeisterwürde des genannten Ordens an den portugiesischen König, und infolge dessen ging auch das erwähnte Ernennungsrecht auf den König über.

Im Jahre 1533 erhob Papst Clemens VII. Funchal, eine Stadt auf der Insel Madeira, zum Erzbistum, und Papst Paul III. ordnete demselben Goa als Suffraganbistum unter.

Im Jahre 1557 wurde Goa von Papst Paul IV. zum Erzbistum erhoben.

Die Missionstätigkeit in Indien nahm erst mit dem Auftreten der Jesuiten, namentlich des heiligen Franz Xaver, der mit Recht „Apostel Indiens", und von den Indiern wegen seinen vielen und außerordentlichen Wundern, die er wirkte, „Gott der Natur" genannt wurde, einen ungeahnten Aufschwung, wurde in großartigem Maßstabe betrieben und erzielte glänzende Erfolge.

Am 6. Mai 1542 landete Franz Xaver in Goa und begann sogleich seine apostolische Tätigkeit; doch fing er nicht damit an, die Brahmanen, sondern die Potugiesen zu bekehren. Diese waren nämlich einer unglaublichen Verwahrlosung in religiöser und moralischer Beziehung anheimgefallen. Infolge ihrer zur Gewohnheit gewordenen Verehelichung mit heidnischen Indierinen, waren sie um den christlichen Glauben gekommen, die meisten lebten in Polygamie und fröhnten der Genußsucht, der Weichlichkeit, dem

schmuzigsten Geiz, grenzenlosem Hochmut und unversöhnlicher Rachsucht. Als der, 1537, zum Bischof von Goa ernannte Dominikaner-Pater Johann Albuguergue, der in jeder Beziehung ein ausgezeichneter Diener Gottes war, 1539, nach Indien kam, entsezte er sich über die unglaubliche Verwilderung und Verkommenheit seiner Landsleute in Goa. Auch er fing seine Missionstätigkeit mit der Reformation der Portugiesen an, worin ihn dann der aus Europa angekommene Franz Xaver mit allem Eifer und bestem Erfolg unterstüzte. Das Sittenverderbnis unter den Portugiesen hatte einen so hohen Grad erreicht, daß die heidnischen Indier die Portugiesen als die verworfenste, verächtlichste Kaste ansahen, und die Pranguis — wie sie die Portugiesen nannten — für die lasterhaftesten und verabscheuungswürdigsten Menschen hielten. Es war damals das Sprichwort aufgekommen: „Wer das Kap der guten Hoffnung umschiffte, hat alle Religiosität und Sittlichkeit hinter sich gelassen.“

Ich habe schon weiter oben in aller Kürze von den Arbeiten und Erfolgen des heiligen Franz Xaver auf dem Gebiete der Glaubensverbreitung in Indien geredet. Ich führe hier nur noch die Orden an, die sich an diesem apostolischen Werke beteiligten. Diese Orden waren jener der Franziskaner, Dominikaner, Jesuiten, Augustiner, Karmeliten, Theatiner, Oratorianer, Kapuziner, Benediktiner, Oblaten der unbefleckten Empfängnis und Salesianer. Die Mitglieder dieser Orden haben es, in Verbindung mit den Missionären des Pariser und Mailänder Seminars und den irischen und portugiesischen Weltpriestern dahin gebracht, daß Ostindien im Jahre 1879 1,433.000 Katholiken und 1.832 Priester zählte.

Aus der nachfolgenden tabellarischen Darstellung ist es

ersichtlich, in wie viele apostolische Vikariate Hindostan zerfällt, und vie viele Bewohner, Katholiken und Priester jedes Vikariat zählt.

Apostol. Vikariat:	Pastoriert von:	Bewohner:	Kathol.:	Priester:
1. Colombo } auf Ceylon	Benediktinern	1,671.000	108.400	32
2. Dschaffna } auf Ceylon	Oblaten	734.000	67.500	35
3. Madura	Jesuiten	6,135.000	169.000	82
4. Quilon (Kollam) .	Karmelitern	} 5,171.000	87.600	44
5. Verapoly . . .	"		310.000	464
6. Maissur	Pariser Seminar	5,224.000	27.000	29
7. Coimbatur . . .	" "	2,129.000	21.200	25
8. Podichery . . .	" "	4,895.000	} 144.000	95
9. " (Präfektur)	Kapuzinern	271.000		
10. Madras	Irischen Weltpriestern	10,144.000	48.500	65
11. Mangalur . . .	Jesuiten	1,317.000	84.000	72
12. Goa (Erzbistum) .	Portugies. Priestern	445.000	245.000	522
13. Bombay u. Puna	Jesuiten	24,791.000	51.000	198
14. Haiderabad . . .	Mailänder Seminar	12,825.000	9.000	13
15. Visagapatam . .	Solesianern	12,563.000	10.000	23
16. Westbengalen . .	Jesuiten	15,559.000	14.100	48
17. Zentralbengalen .	Mailänder Seminar	16,241.000	1.200	9
18. Ostbengalen . . .	Benediktinern	13,570.000	11.300	17
19. Patna	Kapuzinern	47,984.000	9.500	25
20. Agra	"	58,205.000	14.300	37
		239,874.000	1,432.000	1.832

In diesen 20 Vikariaten waren (1879): 1975 Kirchen und Kapellen, 74 Wohltätigkeitsanstalten und 1159 Schulen mit 55.254 Schülern. Durch die Bemühungen der, im Juni 1599, zu Diamper gehaltenen Synode wurden die nestorianischen Thomas-Christen, bis auf einen kleinen Rest, mit der katholischen Kirche geeinigt.

Es soll noch 400.000 monophysitische Jakobiten (die nur an die göttliche Natur Jesu Christi glauben) in Indien geben.

Ein Haupthindernis für die rasche Ausbreitung der katholischen Kirche in Indien war, auf religiös-kirchlichem

Gebiet, die Ränkesucht, Anmaßung und Treulosigkeit der nestorianischen Erzbischöfe und der zweimalige Akkommodationsstreit, der sich wegen Beibehaltung oder Verwerfung der brahmanischen Abzeichen, z. B. der Schnur (des Dschaneo), des Kastenzeichens (des Upanga, Nahmam), des Haarbüschels (des Kodhumbi) u. dgl. erhoben hat; ferner der aus Neid und Eifersucht zwischen einzelnen Orden entstandene Hader und der mit Heftigkeit und Erbitterung um die Jurisdiktion zwischen Goa und Rom, resp. zwischen den goanesischen Erzbischöfen und den vom Papst ernannten Bischöfen geführte Kampf, während dessen der kanonische Gehorsam öfters verweigert, und in den das katholische Volk mit hineingezerrt wurde. Dieser heillose Kampf gab Heiden und Häretikern schweres Ärgernis. Die Missionstätigkeit erlitt durch denselben eine empfindliche Einbuße, die kirchliche Autorität wurde tief erschüttert und die christliche Religion dem Spott und Hohn preisgegeben. Die Christianisierung der Hindu hat ohnehin mit zahllosen und großen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen, deren Beseitigung nicht in der Macht der Missionäre ligt; es sollten ihr also wenigstens in ihren Dienern keine Widersacher und Feinde erstehen, die den Weg zum Herzen der Hindu verbarrikadieren.

Den goanesischen Jurisdiktionsstreit legte endlich die Konvention vom 23. Juni 1886 zwischen dem heiligen Stuhl und der portugiesischen Regierung bei. Die ganze Kirchenregierung Ostindiens wurde sodann, infolge dieser Konvention und durch das apostolische Schreiben vom 1. September des erwähnten Jahres, geändert oder neu organisiert. Alle vormaligen Vikariate wurden entweder Erzbistümer oder Bistümer.

Durch das am 29. Mai 1887 von der Propaganda erlassene Dekret «Post initam» wurde die bis dato lezte

Veränderung in der Hierarchie Ostindiens vorgenommen. Dieselbe besteht gegenwärtig aus 7 Metropolen, denen 14 Suffraganbistümer untergeordnet sind. Laut den neuesten Berichten der „Katholischen Missionen" (Jahrgang 1888 Seite 242) nimmt die Ausbreitung des Christentums in Indien einen erfreulichen, hoffnungsreichen Fortgang z. B. in den Sunderbunds (Gangesmündungen) und in den Diözesen Pondichery, Tritschinopoli und Calcutta, wo vom Stamme der heidnischen Kolhs sich, vom Jahre 1885 bis 1888, gegen 45.000 Erwachsene bekehrten, und sehr viele Schulen errichtet wurden; das sind gewiß herrliche Früchte, welche die Mission in Indien gezeitiget hat.

Register.